D. L. 262

fol: 58/3

LW
168
4

Einleitung
in die
Schönen Wissenschaften.

Nach dem
Französischen des Herrn Batteux,
mit Zusätzen vermehret
von
Karl Wilhelm Ramler.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Vierter Band.

Zweyte und verbesserte Auflage.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1763.

Einleitung
in die
schönen Wissenschaften.

Dritter Theil.
Welcher die Gattungen in Prose enthält.

Ehe wir uns in diesen dritten Theil einlassen, halten wir für nöthig, einem Einwurfe zuvorzukommen, den man uns hätte machen können. Warum, werden einige sagen, hat man in einem Werke, wie dieses ist, worinn man alles auf die Nachahmung der Na-

tur zurückzubringen meynt, nicht gleich anfangs die Beredsamkeit und die Geschichte aufgeführt, die, ohne Zweifel, der Natur näher kommen, als alle übrigen Gattungen, und die gewisser-maßen die Muster der Poesie gewesen zu seyn scheinen? Es wäre natürlicher gewesen, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten fort-zuschreiten, und zuerst die gemeinesten Arbeiten des menschlichen Verstandes vorzulegen, ehe man die feinsten Kunstgriffe des Witzes untersucht hät-te. Ueberdem ist die Sprache der Prose ehe ge-wesen, als die Sprache der Poesie; diese hat al-lezeit mit den Materialien von jener gearbeitet. Es heißt also die Ordnung umkehren, und von dem Giebel des Gebäudes anfangen, wenn man denen, die man in die Gesellschaft der Musen einführen will, zuerst die Bücher der Poesie vorlegt, mit welchen man hätte beschließen sollen.

Wir gestehen, daß, wenn wir uns in die-sem Werke vorgesetzt hätten, den Weg zu zei-gen, wie man zur Kenntniß einer Sprache ge-langt, man den Anfang mit der Prose hätte machen müssen. Diese enthält, ohne Widerre-de, den wahren Geist, den wesentlichen Charak-ter einer jeden Sprache. In der Poesie ver-ändert der Zwang des Verses nothwendig die

natür-

natürliche Verbindung der Wörter, ja bisweilen so gar ihre Bedeutung. Also hieße es widersinnisch verfahren, wenn man eine Sprache zuerst aus den Poeten studieren wollte. Man mag immerhin den Horaz und den Virgil lesen: liest man nichts weiter als sie, so wird man nie reden lernen wie Cicero.

Allein unser Vorsatz ist nicht reden zu lernen; sondern lesen und urtheilen zu lernen. Um aber über Werke der Litteratur urtheilen zu lernen, muß man sich zuerst bey solchen Werken üben, worinn die Schönheiten und die Fehler sichtbarer und dem Verstande und Geschmacke faßlicher sind, worinn die Kunst sich offenbar und ohne Geheimniß zeigt; und wenn man diese Kunst einmal kennt, und versichert ist, ihre wahren Grundsätze begriffen zu haben, so versucht man sie auch bey Werken kennen zu lernen, wo sie sich zu verstecken pflegt.

Die Ordnung, der wir gefolgt sind, ist also die Ordnung des menschlichen Verstandes selbst, der zuerst dasjenige faßt, was am meisten in die Sinne fällt, und sich dadurch den Weg zu demjenigen bahnt, was weniger in die Sinne fällt.

Dieser Weg ist so natürlich, daß, wenn man die Geschichte der Poesie und der Redekunst

ansieht, man finden wird, daß diese allererst nach jener erschienen ist.

Es ist ein großer Unterschied unter der Sprache des bloßen Bedürfnisses und unter der Sprache der Beredsamkeit. Die erstere ist ohne Zweifel vor der Poesie vorhergegangen. Sie ist das nothwendigste Werkzeug der Gesellschaft: und das menschliche Geschlecht hat allemal seine erste Sorge auf das nothwendige gerichtet gehabt. Die oratorische Sprache hingegen, wo man alle Hülfsmittel der Kunst zu einem glücklichen Naturelle hinzuthut, wo alle Maschienen, alle Springfedern, die zur Ueberredung etwas beytragen können, klüglich und mit Ueberlegung angebracht und aufgezogen werden, diese Sprache wurde allererst nach dem großen Fortgange der Poesie bestimmten Regeln unterwürfig.

Die Poesie entlehnte von der einfältigen Natur ihre naiven Gratien, ihre stralenden Züge. Sie bekleidete sie mit allem Schmucke, den die Einbildungskraft und Harmonie hinzuthun konnten. Die Beredsamkeit, so bescheiden sie auch ihrem Stande nach ist, lernte bald darauf an dem Exempel der Poesie, daß es eine Kunst gäbe, die Gegenstände zu schildern, das Ohr zu täuschen, die Seele zu erhitzen. Sie wußte aus ihrer eigenen Erfahrung, daß, so

mäch-

mächtig auch die Wahrheit an sich selber ist, es doch nicht allemal sicher sey, die Vertheidigung derselben einem blinden Talente, einem gewissen Instinkte zu überlassen, der oft einen unglücklichen Gebrauch von ihren Gütern macht; sondern daß es weit klüger sey, dem Verhalten des Geistes nachzuspüren, der die Künste erfunden hat, und seine Mittel mit Maße und mit Vorsicht anzuwenden.

Man zog also die Werke berühmter Skribenten, nehmlich der Poeten, zu Rathe. Man beobachtete ihren Gang; man zergliederte ihr Verfahren, man versuchte, das in Ausübung zu bringen, was man bey ihnen angemerkt hatte. Der gute Fortgang gab den erwählten Mustern eine neue Autorität. Homer ward nicht allein als der Fürst der Dichtkunst, sondern auch als der Vater der Redekunst, der Historie, der Philosophie, aller Künste angesehn. Er zeigte dem Herodotus, wie man die Thaten der Helden beschreiben, dem Isokrates, wie man den Sinnen schmeicheln müsse, um den Verstand zu überzeugen, dem Demosthenes, dem Aeschines, dem Sokrates, dem Plato, wie man schildern, rühren, beweisen, erzählen müsse. Die Sorgfalt, die er anwandte, der Natur mitten unter seinen Lügen und Erdichtungen getreu zu

bleiben, gab ihnen zu verstehen, was sie selber zumal bey Schilderung der Wahrheit zu thun hätten. Sie hielten sich also beständig mit ihm an einerley Grundsatz; sie studierten die Natur, und bemüheten sich, sie überall so auszudrücken, als sie, nach dem Unterschiede der Gattungen, die sie erwählt hatten, und der Absichten, die sie sich vorsetzten, ausgedrückt werden konnte und mußte.

Die Dichtkunst hat also der Redekunst die Bahn gebrochen, sie ist ihr Wegweiser, ihre Fackel, ihr Vorbild geworden. Sie hat ihr ihren wahren Gegenstand, die Quelle und das Principium aller ihrer Regeln gezeigt. Von ihr hat sie gelernt, daß sie, gleich dieser ihrer Lehrmeisterinn, kein anderes Amt habe, als zu malen, und kein anderes Verdienst, als stark und wahr zu malen, die Natur auszudrücken, sie sinnlich, sie fühlbar zu machen. Hiedurch sind die großen Redner, die alten sowohl als die neuern, zum Gipfel der Ehre gelangt: weil sie nehmlich, wenn ich mich so ausdrücken darf, Poeten in ihren Reden gewesen sind, so wie die Poeten Redner in ihren Poesieen gewesen waren.

Aber wo bleibt der Unterschied unter diesen beiden Künsten? denn es ist gewiß, daß ein Unterschied darunter ist.

Er beruht auf dem Endzwecke, den sie sich vorsetzen, und auf den Mitteln, die sie anwenden, zu diesem Endzwecke zu gelangen.

Die Poesie hat das Gefallen zum Gegenstande, wie wir schon oft gesagt haben; und wenn sie zugleich unterrichtet, so thut sie es, weil der Nutzen ein Mittel ist, desto leichter ihren Zweck zu erhalten. Die Redekunst hat den Unterricht zur Absicht; und wenn sie zu gefallen sucht, so geschieht es, weil sie weiß, daß der sicherste Weg zur Ueberredung zu gelangen, derjenige ist, den man mit Blumen überstreut.

Die Poesie gebraucht alles, wofern es nur zu ihren Absichten dient: Wahres, Falsches, Fabel, Historie, Wunderbares, Natürliches, Mögliches, Unmögliches, alles wird bey ihr wohl aufgenommen; ihre Vernunft heißt Raserey. Sie bauet, ohne einen Grund zu legen. Ein Hirngespinst, welches ein bloßer Hauch zerstöret, beschäfftiget sie eben so ernstlich, als die Wohlfahrt eines Staats. Die Redekunst ist allezeit ernsthaft und behutsam: sie denkt auf nichts als auf einen wirklichen Dienst. Die Vernunft ist ihre Stütze, die Weisheit verläßt sie niemals.

Dieses sind die Rechte und die Gränzen beider Reiche. Sie erstrecken sich beide über

die ganze Natur: aber bey der einen führt die Wahrheit den Zepter, und bey der andern der Geschmack. Und nach dieser ihren Grundgesetzen richtet sich alles. Laßt uns zur Sache selber schreiten.

Dieser dritte Theil wird in vier Abschnitte eingetheilt werden. In dem ersten wird man von der Rede handeln; in dem zweyten von der Historie; in dem dritten von dem Briefstyl; in dem vierten von der Kunst die Autoren zu übersetzen. Diese Hauptstücke mit denenjenigen zusammengenommen, die wir in den beiden ersten Theilen abgehandelt haben, scheinen uns die ganze Litteratur zu enthalten, die zu einer guten Erziehung gehört.

Erster Abschnitt.

Von der Rede.

Wir wollen zuerst in wenigen Worten das Wesen und die Materie der Rede erklären. Hierauf wollen wir in vier Artikeln, von der Erfindung, der Anordnung, dem rednerischen Ausdruck und der Aussprache handeln.

I.

Was ist die Rede?

Die Rhetorik, die Logik, die Grammatik sind die drey Künste, die allezeit in Gesellschaft gehen sollten. Die Logik ist die Kunst wohl zu denken. Die Grammatik die Kunst wohl zu sprechen. Die Rhetorik die Kunst wohl zu reden. Wohl denken, heißt Genauigkeit und Bestimmung in seine Begriffe, Behutsamkeit in sein Urtheil, Verbindung und Richtigkeit in seine Schlüsse bringen. Wohl sprechen, heißt sich der angenommenen Ausdrücke und gesetzmäßiger Konstruktionen bedienen, die Barbarismen in den Wörtern, die Solöcismen in den Redensarten

arten vermeiden. Wohl reden, heißt auf eine Art reden, daß man uns gern hört, und daß wir diejenigen bereden, die uns hören. Drey allgemeine Hülfsmittel, deren Nutzen sich über alle Arten der Wissenschaften und der Litteratur erstreckt; und welche bey denen, die sie in sich vereinigen, eine gute Erziehung, einen wohlgeordneten Verstand, und ein fruchtbares Naturell anzeigen.

Das Wort **Rede** kömmt von **reden** her und hat, bey uns, eben so wie das Wort **Oration** bey den Lateinern, eine weitläuftige Bedeutung, wenn man bloß auf seinen Ursprung sieht: es bedeutet einen jeden Gedanken, der durch die Rede ausgedrückt wird, *ore ratio expressa.* In diesem Verstande wird es von den Sprachlehrern genommen. Hier bedeutet es, eine Rede, die durch die Kunst eingerichtet ist Ueberredung zu wirken.

Es ist zu merken, daß ein großer Unterschied ist zwischen dem Talent eines Redners, und zwischen der Kunst, die einen Redner bilden hilft. Das Talent nennt man Beredsamkeit, die Kunst Rhetorik: das eine erschafft, die andre beurtheilt; das eine macht einen Orator, die andre einen Rhetor.

II. Ma-

II.

Materie der Rede.

Alle Fragen, wobey eine Ueberredung statt findet, gehören zum Gebiete der Redekunst. Man schränkt sie gemeiniglich auf drey Gattungen ein: wovon die erste die Ehrenrede; die zweyte die Berathschlagungsrede; die dritte die gerichtliche Rede ist. Die erste hat vornehmlich das Gegenwärtige zum Augenmerk; die zweyte das Zukünftige; die dritte das Vergangene. In der Ehrenrede, die man sonst die demonstrative Rede nennt, lobt oder tadelt man, verkleinert oder vergrößert man jemandes Ehre. In der Berathschlagungsrede beredet man zu handeln oder nicht zu handeln. In der gerichtlichen verklagt man oder man vertheidigt.

Ehrenrede.

Hierunter begreift man also die Lobreden, die Leichenreden, die akademischen Reden, die Glückwünsche, die man Königen und Prinzen ablegt u. s. w. Bey diesen Gelegenheiten kömmt es darauf an, alles zusammen zu sammeln, was demjenigen, den man loben will, zur Ehre gereicht.

Man lobt seine Geburt: das großmüthige Blut seiner Väter wallt in seinen Adern; der muthige Adler zeugt keine furchtsame Tauben.

Ist sein Herkommen unbekannt: so ist er ein Held, der keinem etwas zu verdanken hat, als sich selber; seine Ehre ist allein das Werk seiner eigenen Tugend.

Man lobt seine Erziehuug: er ist von einer so glücklichen Geburt, er ist mit einer solchen Sorgfalt erzogen worden, daß einer von diesen beiden Vortheilen, ohne Hülfe des andern, schon hinreichend gewesen wäre, einen außerordentlichen Mann aus ihm zu machen.

Hat er keine Erziehung gehabt: so hat sein mehr als menschlicher Geist von selbst einen kühnen Flug genommen und alle Hindernisse überstiegen.

Eben so lobt man die Sitten, die merkwürdigen Handlungen, die äußerliche Aufführung, das Privatleben, den Verstand, die Anmuth, die Tugenden.

Doch muß der Redner auch bedenken, daß er sich selber verunehren kann, wenn er seinem Helden allzuviel Ehre anthut. Obgleich der Zuhörer zu der Zeit weder Richter noch Partey ist: so hat er doch seine Rechte, über die er eifersüchtig hält, und die er gemeiniglich nach aller Strenge ausübt. Wenn die Beweise

schlecht

schlecht gewählt sind, wenn sie mit vieler Mühe mehr aus dem Brunnen der Schmeicheley, als aus den Quellen der Wahrheit geschöpft sind, so erzürnt er sich über den Schmeichler, der ihn zum Mitgenossen seiner Niederträchtigkeit machen will.

Es ist nicht schwer, sagte Sokrates, die Athenienser zu Athen zu loben: aber es glücklich vor einem Scythen zu thun, vor einem Lacedämonier, vor einem Philosophen, das ist der höchste Gipfel der Ehre, so wohl für den Helden, als für den Panegyristen. Ein Scythe, ein Philosoph ergiebt sich bloß der Wahrheit. Und bey dieser Gattung liegt die Wahrheit ganz allein in den Thaten. Will man also gut loben, so darf man nur die Thaten mit starken und lebhaften Zügen malen. Lobeserhebungen, die sich durch nichts als durch Wörter und wohlklingende Redensarten erhalten, gleichen den Seifenblasen, die in der Luft schimmern und bey dem geringsten Hauche verschwinden.

Hingegen bekleide man die Thaten mit allem Schmucke der Beredsamkeit; man gebrauche edle und prächtige Ausdrücke, kühne Wendungen, numerose Perioden, wohl zu bereitete Schlußfälle, glänzende Figuren; alles scheine gewählt, geordnet, mit Blumen und mit

Kränzen behangen: der Zuhörer wird sehr wohl damit zufrieden seyn. Alle Panegyristen, vom Perikles an bis auf uns, haben sich in dem Besitze dieses Rechts erhalten. Man weiß, daß ein jeder Panegyrikus eine Art des Triumphs ist, den man der Tugend bewilliget. Anstatt es also übel zu empfinden, daß man ihn prächtig macht, findet unsre Eigenliebe vielmehr in ihrem Beyfall ihre eigene Belohnung; aber es gehören Thaten dazu.

Berathschlagungsrede.

In der Ehrenrede lobet man die Tugend: in der Berathschlagungsrede räth man sie an, und zeigt die Ursachen, warum man sich darum bewerben soll. Die Maxime des Horaz, so wahr sie in allen Fällen ist, so ist sie es hier noch weit mehr(*): Man muß seinen Stoff aus dem Grunde kennen, ihn auf allen seinen Seiten, auf den wirklichen so wohl als auf den möglichen, aufmerksam betrachtet haben.

Man schlägt eine Unternehmung vor. Ist sie nützlich? ist sie es nicht? Man soll einen Krieg ankündigen, ein erlittenes Unrecht zu rächen:

(*) — — — Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

rächen: hier muß man mit großem Fleiße die beiderseitigen Wahrscheinlichkeiten ausrechnen, so wohl, die dafür, als die dawider sind, was zu fürchten und was zu hoffen ist; die Quellen des Staats und des Feindes; was für Folgen ein widriges Glück haben kann; durch welche Mittel es wieder herzustellen ist; ob endlich der Schade, dem man sich aussetzt, nicht größer seyn wird, als der, den man erlitten hat. Sind alle diese Sachen von einem Geiste, der gründlich denkt und uneigennützig handelt und auch zu handeln scheint, reiflich erwogen: so ist nichts mehr übrig, als sie mit Nachdruck und Simplicität vorzutragen. Hier ist der Ort nicht, Annehmlichkeiten auszustreuen, das Ohr zu kützeln, der Einbildungskraft zu schmeicheln; diese Beredsamkeit ist eine Beredsamkeit zum Dienste, die alles verwirft, was mehr Glanz als Gründlichkeit hat. Man höre den Demosthenes, wenn er dem Volke zu Athen, welches sich berathschlagt, ob es dem Könige Philippus den Krieg ankündigen soll, seine Meynung eröffnet: dieser Redner ist reich, er ist prächtig; aber er ist es nur durch die Stärke seiner gesunden Vernunft.

Gerichtliche Rede.

Der erste Schritt, den der Redner bey der gerichtlichen Gattung zu thun hat, ist, daß er die eigentliche Frage festsetze.

Die Frage hat entweder die That, oder das Recht zum Gegenstande.

Man fragt, wer hat umgebracht? Der Kläger sagt, du hast es gethan. Der Beklagte antwortet: ich habe es nicht gethan. Es kömmt also darauf an zu beweisen, daß er wirklich der Thäter sey: hast du es gethan, hast du es nicht gethan? Man muß die Umstände zusammen nehmen, welche die Wahrheit oder die Falschheit der That beweisen. Er war dein Feind, du hast ihm gedroht, du warst mit ihm an gleichem Orte, du hast es ohne Schwierigkeit thun können, du warst dabey interessiert, du bist entwichen, u. s. w. alles Umstände, die beweisen, daß du es gewesen bist. Man widerlegt sie durch andre Umstände, die sich mit der That nicht vereinigen lassen: ich war hundert Meilen weit entfernt an dem Tage, da der Mord geschahe, ꝛc.

Aber ich bekenne, daß ich ihn umgebracht habe; weil ich ein Recht dazu hatte. Dieses ist eine neue Frage. Man kann einen Menschen töd-

tödten, der uns das Leben nehmen will, wann wir kein anderes Mittel haben, das unsrige zu erhalten. Klodius fällt mich an, er will mich ermorden: ich vertheidige mich; er kömmt dabey um. Die Gesetze lassen mir Gnade wiederfahren, oder vielmehr sie erklären mich für unschuldig.

Bey der gerichtlichen Gattung ist allemal die Frage von einem wirklichen oder vermeyntlich wirklichen Unrechte. Man kann das Unrecht (iniuria) beschreiben, als eine freye Handlung, die dem rechtmäßigen Besitzer sein Eigenthum raubt.

Wenn keine Freyheit vorhanden wäre, so fände kein wirkliches Verbrechen statt. Wenn kein gesetzmäßiges Recht da wäre, so wäre kein Unrecht geschehen. Die Ungerechtigkeit setzt also ein Recht voraus, wider welches man freywillig gehandelt hat.

Nun giebt es zwo Arten des Rechts: das eine ist das natürliche, welches in aller Menschen Herzen geschrieben ist; das andre ist das bürgerliche Recht / welches alle Bürger einer Stadt, einer Republik, alle Unterthanen eines Königreichs verbindet, gewisse Dinge zur

allgemeinen Ruhe und zum Besten der Gesellschaft zu thun oder nicht zu thun. Man kann dieses Gesetz nicht verletzen, ohne ein böser Bürger zu seyn. Man kann das natürliche Gesetz nicht verletzen, ohne die Menschheit zu beleidigen.

Dem Redner kömmt es zu, das Ansehen dieser Gesetze geltend zu machen. Man wird ihn mit Aufmerksamkeit anhören, wenn er zeigt, daß das allgemeine Interesse, daß die Menschheit in der Handlung, worüber er die Gerechtigkeit anruft, verletzt und beleidiget worden ist. In diesem Falle nur macht das Privatinteresse einen Eindruck auf andere Menschen.

Nam mea res agitur paries cum proximus ardet.

Da es unser Vorwurf nicht ist, einen Advokaten zu bilden, und wir überdem der Meynung sind, daß die zu sehr gehäuften Regeln mittelmäßige Köpfe nur verwirren, und glückliche Köpfe vergeblich beunruhigen: so wird man uns eine weitere Ausführung erlassen. Wir wollen nur anmerken, daß man nicht glauben dürfe, daß diese drey Gattungen dergestalt von einander unterschieden wären, daß sie sich niemals vereinigten. Fast in allen Reden geschieht das

Gegen-

Gegentheil. Was sind die meisten Arten von Lobreden? Nichts als Ermahnungen zur Tugend. Man lobt die Heiligen und die Helden, unsre Herzen zu entzünden, und unsrer Schwachheit einen Sporn zu geben. Man berathschlagt sich über die Wahl eines Feldherrn: Das Lob des Pompejus ist genug die Stimmen zu seinem Vortheile zu lenken. Man beweist, daß man den Archias in die Zahl der Römischen Bürger aufnehmen müsse: Warum? weil er ein Talent besitzt, welches dem Reiche Ehre machen wird. Man muß dem Philippus den Krieg ankündigen: Warum dieses? Weil er ein gefährlicher Nachbar ist, dessen Macht, falls man ihr nicht Schranken setzt, der allgemeinen Freyheit Griechenlandes verderblich seyn kann. Alles, so gar bis auf die gerichtliche Rede, fließt gewissermassen in die Berathschlagungsrede hinein, weil die Richter zwischen dem Ja und Nein in der Mitte stehen, und weil die Vorträge der Advokaten nur dazu dienen, ihrer Ungewißheit abzuhelfen, und sie der gerechten Partey geneigt zu machen. Mit einem Wort, die Ehre, der Nutzen, die Gerechtigkeit, als die drey Gegenstände dieser drey Gattungen fließen in eins zusammen, weil alles was wahrhaftig nützlich ist, auch gerecht und ehrenwerth ist, und so auch umgekehrt.

Daher sich einige neuere Lehrer der Redekunst mit Recht die Freyheit genommen haben, diese berühmte Eintheilung in der Rhetorik der Alten für wenig gegründet zu halten.

Bey einem jeden Stoffe, den der Redner behandelt, hat er nothwendig drey Pflichten zu beobachten: die erste ist, die Sachen zu finden, die er sagen soll; die zweyte ist, sie in die gehörige Ordnung zu bringen; die dritte, sie anständig auszudrücken. Dieses nennt man Erfindung, Anordnung, Ausdruck, Quid dicat, et quo loco, et quo modo. *Cic.*

Um gleich anfangs einen deutlichen Begriff von diesen drey Verrichtungen zu geben, die bey allen Künsten statt finden, wie man in dem ersten Theile dieses Werks gesehen hat: so wollen wir sie in einem kurzen und ganz begreiflichen Exempel vorstellen.

Ein junger Prinz verlangte vom La-Fontaine eine Fabel: und gab ihm den Stoff dazu: **Die Katze und die Maus.** Wie fieng es der Poet an, ihn abzuhandeln?

Schon beym ersten Anblick sahe er die Rollen, welche die Personen spielen mußten: die Katze ist gemacht zu fangen, und die Maus gefan-

fangen zu werden. Allein diese erste Idee führte ihn noch auf nichts.

Er nahm an, daß die Maus jung und die Katze alt sey. Diese beiden Umstände konnte man dem Poeten nicht versagen; weil sie den Stoff nicht verändern. Gleichwohl sind sie die einzigen, welche die Handlung hervorbringen.

Wenn die Maus jung ist: so ist sie ohne Erfahrung; wenn die Katze alt ist: so ist sie nichts weniger als dumm. Itzt sind wir nahe bey dem, was wir suchen. Itzt haben wir die handelnden Personen und ihre Charakter. Aber wo ist die Handlung?

Hier ist sie: Eine junge Maus wird von einer alten Katze gefangen und sucht sie zur Barmherzigkeit zu bewegen: allein die alte Katze spottet ihrer Bitten und verschlingt ihren Raub.

Sehet da den Inhalt der Fabel, oder die Sachen! Dieses ist die erste und vornehmste Verrichtung des Geistes, diejenige, die man die Erfindung nennt. Hierauf folgt die Entwickelung dieser erstern Stücke: Die Maus sucht die Katze zu erweichen, folglich hält sie ihr eine kleine Rede. Die Katze spottet darüber, folglich

giebt sie ihr eine kleine Antwort. Wo soll man diese Reden hernehmen? Aus der Maxieme des Horaz: dicat debentia dici. Die Maus muß nach ihrem Alter, ihrer Größe, ihrer Situation reden; die Katze desgleichen. Die Erfindung, wie man sieht, hat alle Theile zum Gebäude hergegeben. Laßt uns zur Anordnung schreiten.

Dieser zweyte Theil hängt fast ganz von dem ersten ab: weil der Geist, wenn er etwas hervorbringt, nach Anleitung der Natur selbst, von der einen Sache zu der nächstfolgenden fortgeht. Erstlich muß die Maus gefangen werden, hernach muß sie bitten; die Katze muß antworten: endlich wird die Maus ein Opfer.

Hierauf kömmt der Ausdruck, der die Gedanken, woraus die Fabel zusammengesetzt ist, in Worte kleidet. Diese Worte sind von zweyerley Art: einige werden bloß gebraucht, die Sache selbst auszudrücken; andere, ihr Annehmlichkeiten mitzutheilen. Laßt uns die Kunst und den Geschmack des Poeten in diesem Theile seines Werkes untersuchen.

„Eine junge Maus von weniger Erfahrung „glaubte einen wohlbetagten Kater zu erweichen, „wenn sie ihn um Gnade bäthe und den alten

„Mur=

„Murner mit Gründen abspeisete: Lieber, laß „mich leben: ist wohl ein Mäuschen von mei„ner Größe und von meinem Essen diesem Hause „zur Last? Meynst du wohl, daß ich den „Wirth, die Frau Wirthinn und ihre Leute aus„zehren werde? Mein Futter ist ein Weizen„körnchen; eine einzige Nuß macht mich fett „und rund. Itzo bin ich mager. Warte noch „ein wenig und spare diese Mahlzeit für deine „Herren Söhne. So sprach die erhaschte „Maus zum Kater. Dieser antwortete: Freund, „du betriegst dich. Bin ich einer, den man „solche Sachen vorschwatzen kann? Du predigst „tauben Ohren. Kater, und alt, soll verzei„hen! das ist unerhört. Kraft dieser ewigen „Gesetze, geh stracks von hier zur Hölle, stirb! „und halt deine Rede an die drey Spinnerinnen. „Er hielt Wort.

Man sieht in dieser Fabel eine Folge von Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, die wahr, richtig, klar und in Ausdrücke von gleicher Beschaffenheit eingekleidet sind; ohne diese wäre das Werk fehlerhaft. Allein wenn keine andere Eigenschaften vorhanden wären: so fehlte das, was man Schönheiten nennt, und was die eigentliche Würze der Rede ausmacht. Der Verfasser mußte daher Annehmlichkeiten hinzufügen:

bald etwas lustiges: den alten Murner mit Gründen abspeisen; spare diese Mahlzeit für deine Herren Söhne. Bald sprichwörtliche Redensarten: Du predigst tauben Ohren. Anzügliche Umstände: Kater, und alt, soll verzeihen! Groteske Ausdrücke: Kraft dieser ewigen Gesetze, geh stracks von hier zur Hölle. Halt deine Rede: ein spöttischer Ausdruck. Die Spinnerinnen: Anspielung auf die Fabel.

Dieses sind die drey Verrichtungen, wovon wir die Kunstgriffe in den drey nachfolgenden Artikeln entwickeln wollen, in welchen die ganze Redekunst enthalten seyn wird.

Erster Artikel.

Von der Erfindung.

Der Endzweck des Redners ist zu überreden. Um nun die Menschen zu überreden, muß man beweisen, gefallen, rühren. Bisweilen ist eines von diesen Mitteln schon hinreichend; bisweilen ist es nicht zu viel, sie alle drey zu vereinigen. Man beweist durch Gründe; man gefällt durch Sitten; man rührt durch Leidenschaften.

Vergebens haben sich einige strenge Metaphysiker wider den Gebrauch der Leidenschaften in der Beredsamkeit aufgelehnt. Man muß die Menschen nehmen wie sie sind, und nicht, wie sie seyn sollten. Mag sie doch die Weltweisheit so weit bringen, die Wahrheit um ihrer selbst willen und ohne Zurücksicht auf ihren Nutzen zu lieben. Dieses ist ihr Augenmerk. Gelingt es ihr: so wird die Redekunst ihre Zuflucht nicht mehr zu den Leidenschaften nehmen; aber in Erwartung dessen wird sie gut thun, wenn sie ihrem Plane getreu bleibt, und zum Vortheile der Tugend alles aufbietet, was in der menschlichen Natur sie aufrecht zu erhalten, oder sie zu rächen behülflich seyn kann.

I. Von

I.

Von den Schlußreden.

Zur Erklärung der Schlußreden ist zu wissen nöthig, daß es, den Vernunftlehrern zu Folge, drey Arten von Gedanken giebt.

Die erste Art ist, eine bloße Vorstellung von einem Dinge in meiner Seele: wie wenn ich mir die Sonne oder die Ründe vorstelle. Dieses nennt man insgemein einen Begriff.

Die zweyte ist, die Vorstellung von der Verknüpfung zweyer Begriffe: wie wenn ich bey mir selbst sage: Die Sonne ist rund. Dieses ist ein Urtheil.

Die dritte ist, die Vorstellung von der Beziehung zweyer oder mehrerer Verknüpfungen unter einander: Wie wenn ich bey mir selbst sage: die Sonne scheint der ganzen Welt rund zu seyn, folglich ist sie rund. Dieses ist der Vernunftschluß.

Begreifen, urtheilen, schließen, sind also die drey Verrichtungen des Geistes.

Wenn diese drey Gattungen der Gedanken durch Worte ausgedrückt werden, so ändern sie den Namen: der Begriff heißet Ausdruck, das Urtheil Satz, der Vernunftschluß eine Schlußrede.

Die

Die Vernunftschlüsse setzen die Urtheile voraus, und die Urtheile die Begriffe; oder, welches einerley ist, die Schlußreden sind aus Sätzen, und die Sätze aus Ausdrücken zusammengesetzt.

Die Schlußrede hat bisweilen drey Sätze:

Man muß das lieben, was uns glücklich macht;
Nun macht uns die Tugend glücklich:
Also muß man die Tugend lieben.

Sehet da einen Schluß in völliger Form! Den erstern dieser drey Sätze nennt man den Obersatz oder den Major, den zweyten den Untersatz oder den Minor, den dritten den Schlußsatz, oder die Konklusion.

Bisweilen hat der Schluß nur zwey Sätze, weil man den einen, der leicht zu ergänzen ist, im Sinne behält.

Die Tugend macht uns glücklich:
Also muß man die Tugend lieben.

Dieß ist ein Enthymema. Der erste Satz heißt das Antecedens; der zweyte das Konsequens.

Bisweilen folgert man aus Exempeln:

Man muß die Klugheit lieben:
Also muß man auch die Gerechtigkeit lieben.

Dieses nennt man Induktion. Der

Der Schluß nach der Form findet sich selten in einer Rede; das Enthymema besetzt seine Stelle. Oder, wenn er darinn zu finden ist, so sind seine Theile anders geordnet, als in der philosophischen Form.

In der Logik sagt man: die Tugend macht uns glücklich; also muß man die Tugend lieben. In einem Werke des Geschmacks, stellet man zuerst den Satz vor, der bewiesen werden soll; und die Ursache, die ihn beweist, kömmt nachher: Man muß die Tugend lieben; denn sie macht uns glücklich.

Cicero giebt uns ein Exempel von dieser Anordnung in dem Eingange seiner Rede für den Poeten Archias (*):

„Wofern ich einiges Talent besitze, ihr Rich„ter, wovon ich selbst fühle wie schwach es ist; „oder einige Uebung in gerichtlichen Vorträgen, „womit ich nicht läugne mich einigermaßen be„kannt

(*) Si quid est in me ingenii, Judices, quod sentio quam sit exiguum: aut si qua exercitatio dicendi, in qua me non inficior mediocriter esse versatum: aut si hujusce rei ratio aliqua, ab optimarum artium studiis ac disciplina profecta, a qua ego nullum confiteor ætatis meæ tempus abhorruisse: earum omnium rerum vel in primis hic A. Licinius fructum a me repetere prope suo jure debet. Nam quoad longissime potest mens mea respicere spatium præteriti

„kannt gemacht zu haben; oder in Führung der „Sachen eine gewisse Art und Weise, die durch „Fleiß in den schönen Wissenschaften erworben „werden mag, gegen welche, wie ich gestehe, keine „Zeit meines Lebens in Unempfindlichkeit vergan„gen ist: so wird die Früchte von allen diesen Din„gen vornehmlich dieser Aulus Licinius von mir „zu erwarten berechtiget seyn. Denn so weit ich „mit meinen Gedanken in die vergangenen Zeiten „zurücke kehren und mich der ersten Jahre meiner „Jugend erinnern kann, sehe ich keinen andern als „ihn, der mich auf den Weg dieser Wissenschaften „geführet und darauf erhalten hätte. Wenn nun „dieser Mund, durch dieses Mannes Rath und „Lehre gebildet, jemals einigen Bürgern Hülfe „geschaffet hat: sollte ich nicht demjenigen, von „dem ich das empfangen habe, womit ich an„dern dienen und manchen erretten konnte, sollte „ich ihn nicht selbst, so viel an mir liegt, alle „Hülfe und allen Beystand leisten?„

Die-

teriti temporis, & pueritiæ memoriam recordari ultimam, inde usque repetens, hunc video mihi principem, & ad suscipiendam, & ad ingrediendam rationem horum studiorum extitisse. Quod si hæc vox, hujus hortatu, præceptisque conformata, nonnullis aliquando saluti fuit; a quo id accepimus, quo cæteris opitulari & alios servare possemus, huic profecto ipsi, quantum est situm in nobis, & opem & salutem ferre debemus.

Dieser Periodus in einen Schluß gebracht, enthält folgendes: Wenn ich mein Talent dem Archias zu danken habe, so muß er die Früchte davon genießen; nun habe ich ihm dieses Talent zu danken, welches er von meiner Kindheit an gebildet hat: also muß er die Früchte davon genießen. Der Major ist, *Quod si hæc vox &c.* der Minor, *Nam quoad longissime, &c.* die Konklusion, *Si quid est in me ingenii etc.* und bey dieser fängt die Rede an.

Eine zweyte Anmerkung über den rednerischen Schluß ist diese, man erweitert ihn, indem man zwey andere Sätze hinzu thut, wovon der eine dem Major, und der andere dem Minor zum Beweise dient, im Fall sie dergleichen nöthig haben:

> Man muß dasjenige lieben, was uns vollkommener macht;
>
> Nun machen uns die schönen Wissenschaften vollkommener:
>
> Also muß man die schönen Wissenschaften lieben.

Dieß ist die philosophische Schlußrede; wir wollen sie oratorisch machen:

Man

Man muß dasjenige lieben, was uns vollkommener macht;

Dieses ist eine Wahrheit, die uns eingepräget ist, wovon uns Selbstliebe und gesunde Vernunft Beweise geben, die unwidersprechlich sind.

Nun machen uns die schönen Wissenschaften vollkommener;

Wer kann daran zweifeln? Sie bereichern den Verstand, sie machen die Sitten sanfter, sie breiten über die ganze Gestalt des Menschen den Charakter der Rechtschaffenheit und Gefälligkeit aus:

Also muß man die schönen Wissenschaften lieben.

Allein da der Geschmack dergleichen abgezirkelte Ordnung nicht ertragen kann, die der Rede ein steifes Ansehen geben würde, so muß man sie umkehren und verstecken. „Wer wollte die „schönen Wissenschaften nicht lieben? sie, die „den Verstand bereichern, die Sitten sanfter „machen; sie, die der menschlichen Natur ihre „letzte Schönheit, ihre letzte Vollkommenheit er„theilen? Selbstliebe und gesunde Vernunft sind „hinreichend, sie uns werth zu machen, und uns „zu ihrem Dienste zu bewegen.

Zeno verglich die philosophische Schlußred mit einer geballeten Faust, und die oratorische mit der offenen Hand.

Man gebraucht die Vernunftschlüsse nur dazu, eine Wahrheit, die sich versteckt oder die sich nicht genug entdeckt, entweder selbst zu finden oder sie andern zu zeigen. Zum Exempel: wenn zwey Begriffe, die nicht mit einander verbunden zu seyn scheinen, mit einem dritten verbunden sind: so ist dieser das Band der beiden andern. Wenn ich also nicht weiß, daß man die Gerechtigkeit lieben muß, so frage ich mich selbst: Was ist die Gerechtigkeit? Sie ist eine Tugend. Das ist genug für mich. Ich weiß, daß man die Tugend lieben muß; ich weiß auch, daß die Gerechtigkeit eine Tugend ist; folglich weiß ich, daß man die Gerechtigkeit lieben muß. Dieses ist eine Folge von dem berühmten Grundsatze: wenn zwey Dinge einem dritten gleich sind, so sind sie einander selber gleich.

In den übrigen Fällen herrscht der natürliche Vortrag der Begriffe fast ganz allein. Und in den Gedichten, in den Erzählungen, in den Reden kömmt es mehr darauf an, die Gegenstände vor Augen zu stellen, als ihr Daseyn zu beweisen.

Loci kommunes.

Die Alten, die alles in eine Kunst bringen wollten, hatten auch eine für die Erfindung gemacht. Sie stellten alle innerlichen und äußerlichen Aspekten einer Sache in Ordnung, und glaubten dadurch den Geist gleich als an einem Seile zu führen, und zu machen, daß er auf einen Blick alle mögliche Beweise an den verschiedenen Plätzen finden könnte, wohin sie solche gestellet hatten. Denn Plätze nannten sie diese Arten von Fächern oder Magazinen, die alle Schätze der Erfindung enthalten sollten.

Der erste Lokus kommunis ist die **Beschreibung**; wodurch der Redner in der Eigenschaft der Sache selbst wovon er redet, einen Grund zur Ueberredung findet. So beweist er, daß man die Beredsamkeit in Ehren halten muß; weil die Gabe wohl zu reden eine schätzbare Sache ist. Es erfordert viele Kunst ein Kriegesheer anzuführen: „Denn was ist „ein Kriegesheer, sagt **Flechier**: es ist ein „Körper, der von einer unendlichen Menge ver„schiedener Leidenschaften beseelet wird, und den „ein Mensch zur Vertheidigung seines Vater„landes in Bewegung setzt; es ist eine Schaar „bewaffneter Leute, die blindlings den Befehlen „eines Oberhauptes folgen, dessen Absichten ih„nen

„nen unbekannt sind; es ist eine Menge Seelen, „mehrentheils schlechter und um Lohn gedunge- „ner Seelen, die, ohne für sich selbst auf Ehre „zu denken, für die Ehre der Könige und der „Eroberer arbeiten; es ist ein Zusammenfluß „von Unbändigen, die man zum Gehorsam brin- „gen, von Verzagten, die man zum Streite füh- „ren, von Verwegenen, die man in Schranken „halten, von Ungeduldigen, die man zur Be- „ständigkeit gewöhnen soll.„ **Also erfodert es viele Kunst ein Kriegesheer anzufüh- ren.** Man sieht aus diesem Exempel, daß die Be- redsamkeit ihre glänzendsten Stellen diesem Lo- kus kommunis zu danken hat; und auch zugleich, daß die oratorische Beschreibung von der phi- losophischen sehr unterschieden ist. Was ist der Mensch? Er ist ein vernünftiges Thier, sagt der Philosoph. Was ist der Mensch, sagt ein Poet,

Vollkommenheit der Größe,
Was ist der Mensch, der gegen dich sich hält!
Er ist ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt,
Die Welt ist selbst ein Punkt, wenn ich an dir sie messe.
Nur halb gereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum,
Und morgen wird ins Nichts mein halbes Wesen kehren.
Mein Lebenslauf ist wie ein Mittagstraum ꝛc.

Die

Die Erzählung der Theile oder die Zergliederung findet sich in der Rede, wenn man, anstatt zu beweisen, daß man die Tugend lieben muß, beweist, daß man die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die Klugheit, die Mäßigkeit lieben muß. Es giebt Redner unter den Neuern, die ihren meisten Beyfall diesem Lokus kommunis zu danken haben. Er hat sein Verdienst. Die Gedanken fallen, wonicht wie ein Wetterstral, dessen Glanz und Stärke sie nicht an sich haben, doch wenigstens wie der Hagel, der den Wanderer nicht zu Boden schlägt, ihn aber zwingt zu weichen und Schutz zu suchen.

Die Wortforschung oder Etymologie giebt dem Redner zuweilen ein kleines Argument an die Hand. Wenn die Philosophie eine Liebe zur Weisheit ist: so sey vernünftig und weise, der du ein Philosoph zu seyn vorgiebst.

Die Homonyma, oder Wortspiele, sind ohngefähr von gleichem Geschmack. Es muß verzweifelt schlecht um eine Sache stehen, die nichts mehr als die beiden Hülfsmittel zu ihrer Vertheidigung hat. Ja es heißt der guten Sache Schaden thun, wenn man mit dergleichen Waffen für sie streitet.

Ganz anders verhält es sich mit dem Geschlecht und der Art. Man beweist sehr gut, daß man die Gerechtigkeit lieben soll, weil man die Tugend lieben muß; und umgekehrt, daß man die Tugend lieben muß, weil man die Gerechtigkeit zu lieben verbunden ist, welche zu dem Geschlechte der Tugend gehört.

Wir sagen nichts von dem Gleichnisse, welches fast einerley mit der Vergleichung ist; noch von der Ungleichheit, die mit dem Gegentheile übereinkömmt.

Das Gegentheil ist von gutem Nutzen. Es ist oft die beste Art einen Gedanken vorzutragen. Wenn wir gleich anfangs sagen, was eine Sache nicht ist: so giebt sich der Geist des Zuhörers Mühe und versucht, ob er die Sache nicht selber finden kann. Ueberdem dient hier die eine Beschreibung, der andern, die man vorbereiten will, zu einem Schatten.

„Käme ich hieher, den unvermutheten Todes„fall einer weltlichen Fürstinn zu beweinen: so „dürfte ich Ihnen nur diese Welt darstellen in „aller ihrer Eitelkeit, mit allem ihrem Unbe„stande; diesen Schwarm von Erscheinungen, „die sich unsern Augen zeigen, und die plötzlich „wiederum verschwinden, diesen Wechsel der „Ehren und der Güter des Lebens, die beginnen

„und vergehen, sich erheben und fallen; diese „Scenen von Jammer, von heimlichem bald, „und bald von sichtbarem Jammer, die sich „immerfort erneuern; diese Reihe von Verän„derungen, in unsern Körpern, durch die abneh„mende Natur, in unsern Seelen, durch die Un„stätigkeit unserer Begierden; mit einem Worte, „diese allgemeine und unaufhörliche Zerrüttung „der menschlichen Sachen, welche, so natür„lich und so ungeordnet sie unsern Augen zu seyn „scheinet, dennoch ein Werk der allgewaltigen „Hand Gottes und der Rath seiner ewigen Vor„sehung ist. Allein, Dank sey dem Herrn! ich „habe eine Fürstinn zu loben, die weit erhabener „durch ihre Religion, als durch ihre Geburt ist.

Flechier.

Dinge die **widerstreiten**, dienen die Unmöglichkeit einer That zu erweisen. Du klagst den Peter an, er habe den Paul umgebracht. Allein er war sein Freund; er hatte keinen Vortheil von seinem Tode; er war weit von ihm entfernt: es ist widersprechend, daß er der Urheber dieses Mordes seyn sollte.

Die **Nebenumstände** sind von einem großen Gewichte bey den Beweisen. Milo, sagst du, hat dem Klodius nachgestellt: allein überlege die Umstände, worinn er war, in einem

Wagen, in unbequeme Kleider gehüllt, in Begleitung seiner Frau und ihrer Mägde ꝛc.

Bisweilen häuft man die Gedanken, die Thaten, die Umstände aufeinander; man schüttet alles mit einemmal aus, als wollte man den Zuhörer durch die Menge gleichsam erdrücken. „Turenne stirbt: alles ist in Verwirrung. Das „Glück wanket, der Sieg wird müde; der Frie„den entfernet sich; die guten Gesinnungen der „Bundesgenossen erkalten; der Muth der Völker „wird vom Schmerze niedergeschlagen; das gan„ze Feldlager steht erstarrt; ꝛc.„ Dieser Lokus kommunis heißt bey den Lateinern **Konglobata.**

Die **Antecedentia** und **Konsequentia** sind Dinge, die vor einer That vorhergehen oder darauf folgen, und die zur Erkenntniß derselben etwas beytragen. Du hast einen Wortwechsel mit dem Klodius gehabt; du hast ihm gedroht: dieß sind Antecedentia. Er ist erwürgt; du verschwindest; du nimmst dich vor seinen Freunden in acht: dieß sind Konsequentia.

Endlich, wenn man auf die **Ursach** und auf die **Wirkungen** sieht, lobt oder tadelt man eine Handlung, räth man oder widerräth man eine Unternehmung. Was ist größer, was ist erhabener, als die That der Horazier, wenn man die Ursache davon ansieht: Eine,

gänz-

gänzliche Aufopferung für das Wohl des Vaterlandes führt sie in die Gefahr. Die Wirkung, die daraus herkömmt, ist nicht minder schön: die Ehre und die Errettung des Vaterlandes.

Alle diese Aspekten werden für innerliche Aspekten gehalten: weil sie mit zum Subjekte gehören, entweder als Ursachen, oder als Theile, oder als Beziehungen, oder als Nebenumstände. Sie sind alle aus der Natur der Sache selbst, oder, wie man sagt, aus dem Herzen der Sache hergenommen, ex visceribus rei. Man nennt sie deswegen innerliche, um sie von den äußerlichen zu unterscheiden, deren sechs an der Zahl sind: das Gesetz, die Urkunden, das Gerücht, der Eid, die Folter, die Zeugen; alles Mittel, die außer der Sache liegen; und ohne welche, jede besonders genommen, eine Sache bestehen kann.

Der Eid, das Bekenntniß auf der Folter, die Zeugen, sind Mittel ohne Widerrede; oder, wenn eine statt findet, so ist sie in allen Fällen fast immer einerley. Der Eid wird für einen Meineid gehalten; das Bekenntniß, das durch die Folter heraus gebracht wird, ist mehr ein Bekenntniß des Schmerzens als der Wahrheit; die Zeugen sind angestiftet, bestochen ꝛc.

Was das Gesetz und die Urkunden betrifft, so ist dieses eine Untersuchung, die vielmehr in die Rechtsgelehrsamkeit als in die Redekunst gehört.

Das Gerücht ist, nach dem verschiedenen Interesse der Menschen, die Stimme der Wahrheit oder der Lügen; ein blinder Lerm, oder ein Orakel Gottes. Wir wollen uns nicht weitläuftiger über diese Materie ausbreiten, wovon man die ausführlichste Zergliederung in allen rhetorischen Büchern findet. Wir wollen nur die jungen Redner erinnern, diese Hülfsmittel, welche die Kunst dem guten Naturelle darbietet, nicht allzusehr zu verachten. Sie sind oft ein Faden, der den Geist sicher genug durch das Labyrinth hindurch führt. Warum sollte man sich, wenn man eine Materie abzuhandeln hat, nicht selber fragen: was ist mein Vorsatz? Einen außerordentlichen Menschen zu loben. Was macht uns zu außerordentlichen Menschen? Wenn wir Tugenden oder Laster besitzen, die über dasjenige hinausgehen, was man gemeiniglich bey den Menschen antrifft. Hat sie derjenige, von dem ich reden will, besessen? Laßt uns die besondern Umstände seines Lebens durchgehn. Hier hat er eine heroische Mäßigung gezeigt: eine gemeine Seele hätte das Gegentheil gethan; dort eine

bewun-

bewundernswürdige Klugheit und Einsicht; ein gewisses Mittel, welches er vorschlug, hat eine Wirkung gehabt, dergleichen man nicht zu hoffen wagte. Und so von Stück zu Stück. Ja diejenigen selbst, welche diese Hülfsmittel zu verachten vorgeben, sind genöthigt, sie zu Rathe zu ziehn, und bisweilen haben sie ihnen, ohne es selbst zu wissen, ihre größten Schönheiten zu danken.

Die Beweise sind strenge Mittel der Ueberzeugung: man erobert da mit Sturm; man macht sich mit Gewalt eine Oeffnung. Durch die Sitten hingegen schmeichelt sich der Redner allgemach ein; er macht die Herzen geneigt, sich gutwillig zu unterwerfen.

II.

Die Sitten.

Die Sitten werden in der Redekunst in einem ganz andern Verstande genommen als in der Dichtkunst.

In der Dichtkunst ist der Poet nicht mit im Spiele, alles kömmt auf seine handelnden Personen an. Man verlangt nicht, daß die Sitten dieser letztern tugendhaft seyn sollen, es ist genug, wenn sie wahr sind, das heißt, wenn sie dem Helden, den man schildern will, oder vielmehr der Idee, die man von diesem Helden hat, ähnlich sind.

Wenn hingegen in der Redekunst von Sitten gesprochen wird, so versteht man dadurch die Tugend, und zwar die Tugend des Redners. Man will haben, er soll ein ehrlicher Mann seyn, und seine ganze Rede soll den Charakter seiner Rechtschaffenheit an sich tragen. So beschrieben die Heiden den Redner: *vir bonus dicendi peritus.*

Er soll bescheiden seyn. Nichts beleidigt den Zuhörer mehr, als der Stolz eines Menschen, der eine Rede vor ihm hält. Er nimmt alsdann dreist das Amt eines Richters, eines unbarmherzigen Censors an. Er giebt nichts zu, was noch bestritten werden kann. Ja, wenn es auch ohne Widerrede ist, so widersetzt er sich doch noch; man hat ihn weder überzeugt noch gewonnen. Hier ist der Ort nicht, der Bescheidenheit eine Lobrede zu halten. Allein man kann überhaupt sagen, daß sie eben so wohl das Kennzeichen wahrer Wissenschaften als wahrer Verdienste ist.

Zur Rechtschaffenheit und zur Bescheidenheit muß der Redner noch das Wohlwollen hinzuthun, oder vielmehr den Eifer für das Wohlseyn derer die ihn hören. Alle Menschen sind geneigt den Reden ihrer Freunde zu glauben. Scheint der Redner unsern Vortheil zu Herzen

zu

zu nehmen, und aufrichtig alle Mittel zu suchen, wie er uns nützlich seyn könne; so ist es nicht möglich, daß wir nicht seiner Meynung seyn sollten. Er faßt uns bey unsrer schwachen Seite, nehmlich bey unsrer Eigenliebe.

Eine vierte Eigenschaft ist die Klugheit, welche nothwendig eine höhere Einsicht der Dinge voraussetzt. Was würde es uns helfen, von einem ehrlichen Manne geführt zu werden, wenn er selbst den Weg nicht wüßte?

Auf diese vier Eigenschaften muß also der Redner sein Ansehen gründen, und sie in seiner ganzen Rede blicken lassen. Wenn er die Republik auf dem Herzen trägt, und wenn er völlig Herr von seiner Materie ist, so fühlt man sehr bald das Gewicht seiner Autorität. Seine bloße äußerliche Gestalt erweckt schon Zutrauen. Ein Prediger, voll von der Größe seines Amtes, durchdrungen von Eifer für das Heil der Seelen, genährt mit Lesung und mit Betrachtung der heiligen Schriften, gewöhnt an eine gründliche Ausübung der christlichen Tugenden, erscheine auf dem Stule Jesu: alle seine Worte, seine Gedanken, seine Ausdrücke werden das Gepräge seiner Sendung und seiner Sitten an sich tragen. Man wird ihn anhören mit Aufmerksamkeit, mit Vergnügen, mit Nutzen.

Wie wohl thut es, wenn man sich auf einen rechtschaffenen Mann von Einsicht zu verlassen hat! Man folgt ihm, ohne Sorge, und ohne daß man sich die Mühe geben darf, den rechten Weg selbst ausfindig zu machen: Autoritati credere magnum compendium, nullus labor.

Augustin.

III.
Die Leidenschaften.

Es ist noch ein drittes Mittel der Ueberredung übrig: der Gebrauch der Leidenschaften. Ein gefährliches Instrument, wenn es nicht von der Vernunft geführet wird; aber weit kräftiger, als die Vernunft selbst, wenn es dieselbe begleitet und ihr dient. Vermittelst der Leidenschaften herrscht und triumphirt die Beredsamkeit über alle Herzen. Wer sie geschickt zu erregen weiß, regieret die Gemüther nach seinem Willkühr. Er bringt sie von der Traurigkeit zur Freude, vom Mitleiden zum Zorne. So gewaltsam wie ein Ungewitter, so durchdringend wie ein Blitz, so reißend wie ein Strom, stürzt er alles um, führt er alles fort mit der Flut seiner heftigen Beredsamkeit. Dieß haben Meister von ihr gesagt. Hiedurch hat Demosthe-

mosthenes im Areopagus, Cicero in den Rostris, und Bourdaloue in den Tempeln geherrscht.

O süße Leidenschaften, mit angenehmen Schmerzen
Erfüllet ihr die Seelen! Gern bluten unsre Herzen;
Gern fühlen wir der Triebe erschütternden Tumult:
Und Redner ohne Leben lohnt unsre Ungeduld.
Gern glühn wir von Affekten, die stürmend in uns kriegen,
Und wüten mit Verstande, und weinen mit Vergnügen.

Dusch.

Um deutlich zu machen, was man hier durch das Wort Leidenschaften versteht, müssen wir die Sache etwas höher anfangen, und uns in eine umständlichere Untersuchung der Kräfte und Wirkungen unserer Seele einlassen.

Obgleich unsre Seele nur einfach und untheilbar ist: so lassen sich doch beym ersten Anblicke gleichsam zwey Theile darinn unterscheiden. Man sagt: ich **erkenne**, was du mir sagst; aber ich **will** es nicht thun. Diese Art zu reden zeigt an, daß unsre Seele versteht und daß sie will; und daß verstehen und wollen zwey verschiedene Dinge sind. Das Vermögen, welches versteht, heißet Verstand; dasjenige, welches will, heißet Wille. Ein Mensch hat viel Verstand, wenn er dasjenige, was man ihm vor-

vorträgt, leicht, schnell und gut begreift. Die Verrichtung des Verstandes ist also: zu sehen, zu erkennen, zu begreifen.

Die Verrichtung des Willens ist: zu lieben, zu hassen; zu billigen oder zu mißbilligen.

Wegen der genauen Verbindung, die zwischen dem Verstande und dem Willen ist, macht alles, was dem einen in die Augen fällt, einen Eindruck auf den andern. Ist der Eindruck angenehm, so billigt der Wille den Gegenstand, der dazu Gelegenheit giebt; und er mißbilligt ihn, wenn der Eindruck unangenehm ist.

Wenn diese Eindrücke gelinde sind, so bringen sie dasjenige hervor, was man Empfindung, Rührung, sanfte Leidenschaft nennt, als: Freundschaft, Fröhlichkeit, Geschmack. Die Seele wird alsdann von keinen so heftigen Stößen erschüttert, die sie aus ihrer Fassung bringen. Sie wird nicht mehr bewegt, als nöthig ist, sich selbst in einer Uebung zu erhalten, und sich das Vergnügen der Handlung zu gewähren. Wenn sie in einer Rede nicht höher als bis auf diesen Grad steigen, so giebt man ihnen zuweilen den Namen der Sitten: weil die Bewegung die sie der Rede geben, der Bewegung eines ruhigen Menschen gleicht, der zwar mit Zweck und Absicht handelt, jedoch ohne durch eine

all

allzulebhafte Empfindung fortgerissen zu werden.

Sind die Eindrücke lebhaft und heftig, alsdann bekommen sie eigentlich den Namen der Leidenschaften. Es sind ungestüme Bewegungen, die uns zu einem Gegenstande hinreißen, oder davon abziehn.

Eben so wie der Verstand, nach der Art, wie er sich mit seinen Gegenständen beschäfftiget, den Namen des Geistes, der Urtheilskraft, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses annimmt: eben so bekömmt auch der Wille, nach der Art, wie er sich zu gewissen Dingen neigt, verschiedene Benennungen. Will er sich mit dem Gegenstande, der sich ihm darstellt, vereinigen, so heißt er Liebe.

Diese Leidenschaft zu erregen, muß man den Gegenstand mit angenehmen und nützlichen Eigenschaften mahlen. Man erregt Liebe zum Landleben, zur Freyheit, zur Ruhe, zur Arbeit, zur Tugend, wenn man ihre Vortheile mit starken Zügen schildert.

O selig! wer wie Ihr mit selbst gezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt:
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt:

Der sich bey Zephirs Hauch, an kühlen Wasserfällen,
In unbesorgtem Schlaf, auf weichen Rasen streckt:
Den nie, in hoher See, das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall, in bangen Zelten, weckt.
Der seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern,
Gewiß der Himmel kann sein Glücke nicht vergrös-
sern.

Haller.

Wenn der Wille sich von dem Gegenstande zu entfernen strebt, so heißt er Haß. Man erregt ihn durch Mittel, die denen entgegen stehn, welche Liebe hervorbringen. Die Verrinischen, die Philippischen, die Katilinarischen Reden geben hievon eine Menge glänzender Exempel.

Diese beiden Leidenschaften, die Liebe und der Haß, sind der Grund von allen übrigen; weil sie die beiden Verhältnisse unserer Seele gegen ein Uebel und gegen ein Gut, in sich schließen. Wenn das Uebel gegenwärtig ist, so entstehet daraus Betrübniß, Schmerz; ist es abwesend, mit einigem Anscheine, daß man es noch wird vermeiden können, so erregt es Furcht; wenn man es nicht vermeiden kann, so entsteht daraus Verzweiflung; wenn es bey andern ist, aber auf eine Art, daß es uns auch treffen könnte, so erweckt es Mitleiden.

Eben

Eben so verhält sichs auch mit einem Gute. Wenn das Gut gegenwärtig ist, so verursacht es Freude. Ist es abwesend, und ist ein Mittel da, es zu erlangen, so erregt es Hoffnung. Wenn es bey andern zu unserm Nachtheile vorhanden ist, erregt es Neid. Will man es uns entreissen, wenn wir es besitzen, so erregt es Zorn. Es wäre leicht, diese Ausführung weiter zu treiben und die Anzahl der Exempel zu vermehren; alle tragischen Poeten sind voll davon. Ueberdem empfindet man sie deutlich genug, wenn man sie in den Schriftstellern antrifft. Soll man sie ausdrücken, so muß man sie selbst erfahren, Regeln und Systeme lehren sie uns nicht empfinden. Wir wollen unten von der Art sie auszudrücken weitläuftiger handeln.

Zweyter Artikel.

Von der Anordnung der Rede.

I.

Worinn sie besteht.

Die Disposition oder Anordnung in der Redekunst besteht darinn, daß man alle Stücke, die die Erfindung geliefert hat, nach der Beschaffenheit und zum Vortheile der Sache, die man abhandelt, in Ordnung stelle. Die Fruchtbarkeit des Geistes prangt am meisten in der Erfindung; Klugheit und Urtheilskraft in der Anordnung.

Ein jedes Werk, wenn es ein ganzes ist, muß einen Anfang, ein Mittel, ein Ende haben. Folglich giebt es in der oratorischen Rede einen Eingang; hierauf folgt die Erzählung oder die Beweise, und endlich ein Beschluß, von welcher Art er auch ist, der uns zum wenigsten berichtet, daß alles bereits gesagt ist.

Der Eingang ist ein Theil der Rede, der den Zuhörer zu Anhörung des übrigen vorbereitet. Die Erzählung ist ein deutlicher und kurzer

zer Vortrag einer geschehenen Sache. Ein Beweis ist ein Vernunftschluß, der die Wahrheit eines Satzes befestiget. Man versteht leicht was der Beschluß ist. Deutliche Sachen werden dunkel, wenn man sie erklären will. Laßt uns alle diese Theile wieder vornehmen, und sehen, was die Kunst dem Redner in Absicht auf einen jeden derselben vorschreibt.

II.

Der Eingang.

Der Eingang ist ein sehr wichtiger Theil einer Rede. Er geht damit um, die Gemüther geneigt zu machen, dasjenige wohl aufzunehmen, was man ihnen zu sagen hat. Aus dieser Ursache fodern die Meister in der Kunst, daß er witzig, bescheiden, kurz und von der Materie selbst hergenommen seyn soll.

Die Griechischen und Römischen Redner hatten hievon mehrentheils einen Vorrath von allerley Gattungen, die entweder von der Person hergenommen waren, die da redete, oder von den Zuhörern, oder von dem Verklagten, vom Kläger, von den Richtern, oder auch von den Umständen des Orts, der Zeit rc. Sie richteten sie so gut als möglich, nach der Sache ein, und behielten sichs vor, sie wieder umzu-

arbeiten oder andre an ihre Stelle zu setzen, wenn die Rede öffentlich gehalten wurde. Heutiges Tages verlangt man so viele Kunst nicht. Wenn man auf der Stelle reden muß, so ergreift man den ersten Eingang der sich darbietet, oder wenn sich keiner darbietet, so fängt man die Materie ohne weitere Vorbereitung an.

Man will haben, der Eingang soll witzig seyn. Das heißt nicht, er soll von Gegensätzen und Spitzfindigkeiten schimmern; sondern er soll vernünftig und in dem Grade gewürzt seyn, daß er uns eine gute Meynung von den Talenten, von dem schönen Geiste, von der gesunden Vernunft des Redners beybringe; er soll geschickt ankündigen, was man zu erwarten hat, und den Zuhörer geneigt machen, es mit Aufmerksamkeit anzuhören.

Er soll bescheiden seyn. Eine Eigenschaft, die den Werth der Talente und der Tugenden erhöht, und die der Redner nirgends mehr, als bey dem Anfange seiner Rede, zeigen muß. Die Eigenliebe des Zuhörers ist so zärtlich, so leicht zu beleidigen, die Person, die derjenige spielt, der sich andern Lehren zu geben aufwirft, ist so nahe mit dem Stolze verwandt, daß es große Kunst bedarf, den ersten Schritt zu thun, ohne zu mißfallen. Es ist gut, daß sich Männer, wel-

che die Sendung erhalten haben, mit einem guten Zutrauen darstellen, als Boten der Wahrheit, *pro Christo legatione fungimur.* Allein man weiß das Zutrauen des Dienstes von dem Zutrauen des Dieners sehr leicht zu unterscheiden. Das eine verdoppelt die Stärke der Beredsamkeit, das andre zerstört und vernichtet sie.

Er muß kurz seyn, das heißt, er muß zur ganzen Rede ein Verhältniß haben. Man muß nicht den Kopf eines Zwerges auf die Schultern eines Riesen setzen, noch eines Riesen Kopf auf den Hals eines Zwerges. Sollte das Verhältniß ja nicht beobachtet seyn, so ist es besser, wenn er zu kurz als wenn er zu lang gerathen ist. Nichts in der Welt mißfällt einem Zuhörer mehr, als die Aussicht in eine lange Untersuchung.

Man hat zweyerley Eingänge zu unterscheiden; einige werden durch den Weg der Gunstbewerbung gemacht: wenn man die Gemüther nach und nach auf den Weg bringen will, den sie nehmen sollen, oder wenn man sie von ihren vorgefaßten Meynungen allmählig zurück zu bringen sucht. Alle gerichtlichen Reden, alle Predigten, alle Anreden an Zuhörer, die bey kaltem Blute sind, müssen auf diese Weise anfangen.

Und ein Redner, der in diesem Falle sogleich beym ersten Wort in Ausbrüche geriethe, würde, wie Cicero sagt, gleich einem trunkenen Menschen mitten in einer Versammlung nüchterner Leute seyn, ebrius inter sobrios. Findet sich aber ein großer Schmerz, eine lebhafte Freude, ein heftiger Zorn in den Gemüthern derer die uns zuhören, so wagt man nicht zu viel, wenn man sogleich beym Anfange losbricht: „Wie „lange willst du noch unserer Geduld mißbrau„chen, Katilina; wie lange sollen wir noch deiner „Raserey zum Hohne dienen? Wann wird diese „deine zügellose Tollkühnheit ein Ende nehmen„ ꝛc. So fängt Cicero seine katilinarischen Reden an. Der Rath war versammelt. Der Redner war im Begriff ihn anzureden. Katilina tritt herein. Die Rathsherren erschrecken; Cicero der Konsul erschrickt nicht weniger; allein der Unwille nimmt die Oberhand über die andern Empfindungen. Er bricht hervor wie der Donnerstral, er stürzt auf seinen Feind herab. Man nennt diese Art von Eingängen, Eingänge ex abrupto.

Am Ende des Einganges findet sich ganz natürlich der Hauptsatz oder die Proposition ein, das heißt, der Vortrag des Endzwecks, den man sich vorgesetzet hat. Er muß deutlich, be-

stimmt und kurz seyn. Es ist unnöthig die Ursachen davon anzugeben: man sieht sie von selbst.

Die Eintheilung, wann eine statt findet, folgt unmittelbar auf die Proposition. Die strengen Kunstlehrer tadeln die Gegensätze, womit die witzigen Redner in ihren Eintheilungen zu schimmern pflegen. Wenn sie mäßig und mit Behutsamkeit gebraucht würden, so scheint es, daß sie dem Zuhörer behülflich seyn könnten, die verschiedenen Zweige des Subjekts desto leichter zu fassen. Jedoch wenn man diese Zweige mit der gehörigen Deutlichkeit darstellt, so haben sie nicht nöthig besonders abzustechen, um sich dem Gemüthe einzudrücken. Man sehe hier die Proposition und die Eintheilung des Cicero in der Sache des Poeten Archias: Man thut unrecht, dem Archias das römische Bürgerrecht streitig zu machen: 1. Weil er wirklich ein Bürger ist; 2. weil er es zu seyn verdiente, im Fall er es noch nicht wäre.

III.

Die Erzählung oder Erklärung.

In den gerichtlichen Reden kömmt die Erzählung gemeiniglich nach der Eintheilung; weil in diesem Falle der Beweis aus der That

hergenommen werden muß. Also besteht die Kunst dieses Theils darinn, daß man in diesem ersten Vortrage den Keim der Beweise, die man gebrauchen will, halb entwickelt vor Augen lege, damit sie nachmals desto wahrer und natürlicher scheinen, wenn man sie durch die Schlußreden völlig herauszieht.

Die Ordnung und die besondern Stücke der Erzählung müssen zu eben derselben Absicht behülflich seyn. Man sucht die günstigsten Umstände an die scheinbarsten Oerter hinzustellen, kein Stück davon umkommen zu lassen, sie alle in das beste Licht zu setzen. Im Gegentheil läßt man diejenigen, die nicht allzugünstig sind, in der Dunkelheit, oder man stellt sie nur schwach und im Vorbeygehen vor, oder auf der Seite, die am wenigsten nachtheilig ist. Denn oft könnte es der Sache weit mehr schaden, solche gänzlich zu übergehen, als ihrer zu erwähnen; indem der Gegner in seiner Antwort nicht unterlassen würde, aus unserm Stillschweigen einen Vortheil zu ziehn, und es für ein heimliches Geständniß zu halten; und alsdann könnte er mit leichter Mühe die ganze Wirkung unserer Beweise über einen Haufen werfen. Man findet ein vollständiges Exem-

pel von dieser Kunst zu erzählen, in der Erzählung, die Cicero von Milons Ermordung des Klodius macht.

IV.

Beweisgründe.

Der Redner hat bey seinem Beweise zweyerley zu thun. Erstlich seinen Satz durch alle Mittel, die ihm seine Sache an die Hand giebt, fest zu setzen: hernach die Beweise seines Gegners zu widerlegen; denn man muß eben so wohl zu bauen als umzureißen wissen.

Bisweilen fängt man von der Widerlegung an; wenn man merkt, daß der Gegner einen starken Eindruck gemacht hat, und daß die Beweise schlecht würden aufgenommen werden, wenn die vorgefaßte Meynung nicht vorher vertilget wäre.

Ein geschickter Redner kennt seine Richter, und weiß wie er ihnen beykommen muß. Die besten Gründe thun nicht allemal die beste Wirkung. Alles hängt von der Beschaffenheit der Seele ab, auf die sie gerichtet werden. Ein Beweis wird für eine leere Spitzfindigkeit, und

eine Spitzfindigkeit für einen geometrischen Beweis angenommen, nach der Verschiedenheit der Gemüther, des Geschmacks, des Alters, der Privatvortheile.

Was die Stellung der Beweise anbetrifft, so führen die Lehrer der Rhetorik die Stellung einer Armee zum Muster an. Man bringe in das erste Glied alles was am stärksten, am muthigsten ist: denn oft hängt das ganze Glück von dem ersten Angriff ab. Andre auserlesene Truppen muß man zum letzten Nachdruck und zur Versicherung des Sieges aufbehalten; und in die Mitte kann man die Soldaten von einer zweydeutigen Tapferkeit stellen: dergestalt, daß sie vermöge ihrer Stellung, wenn sie nicht von selbst in den Streit gehen, durch die nachfolgenden hineingetrieben werden. Dieses scheint in der Spekulation richtig genug zu seyn; allein auf dem Felde erfodern die Umstände sehr oft eine ganz andere Stellung. Jedes Subjekt hat seine eigene Regeln: der Klugheit und der gesunden Vernunft des Redners kömmt es zu, sie zu finden und zu befolgen. Alles, was wir empfehlen können, ist, ein deutlicher und angemessener Vortrag. Ein allzu weit ausgedehnter Beweis wird schlapp, wird entnervet. Ist er

zu gedrängt, so hat er nicht Schwung, nicht Gewicht genug. Unnütze Worte überladen ihn, die äußerste Kürze verdunkelt ihn und schwächt seine Wirkung.

Ich möchte die Redner in ihren Beweisen mit einem Athleten vergleichen, der in den Schranken läuft. Wir sehen ihn, wie er sich gegen sein Ziel hinüber bückt, wie er fortschießt, vermittelst seiner eigenen Schwere, die mit der Ziehung seiner Muskeln und mit der Bewegung seiner Füße gemeinschaftliche Sache macht: alles trägt an ihm zur Vermehrung seiner Geschwindigkeit etwas bey. Bourdaloue, Bossuet, Demosthenes, Cicero sind vollkommene Muster in diesem Stücke, so wie in den übrigen. Man wirft sich mit ihnen in gleiche Schranken, man läuft wie sie. Unsere Gedanken werden durch den Strom der ihrigen fortgerissen; und sollten wir gleich ihre Schlüsse und Beweisgründe aus den Augen verlieren: so urtheilen wir doch von ihrer Gründlichkeit aus der Ueberzeugung, die sie in uns zurücklassen.

Die Widerlegung erfodert viele Kunst, weil es weit schwerer ist, eine Wunde zu heilen, als zu machen. Bisweilen ist die Verachtung hinreichend, einen Gegner zu widerlegen. So ver-

verwirrte Scipio den Zunftmeister des Volks, der ihn wegen übeler Verwaltung der öffentlichen Gelder anklagte: „Ich erinnere mich, ihr „Herren, daß ich an eben einem solchen Tage, als „der heutige ist, den Hannibal überwunden ha„be: kommt mit mir, den Göttern zu danken, und „laßt diesen Schurken stehn.„ A. Gell.

Bisweilen schiebt man das Argument seinem Gegner wieder zurück. Protagoras, ein Philosoph, Sophist und Rhetor, hatte mit dem Evathlus, seinem Schüler, einen Contrakt gemacht wegen einer Summe Geldes, die dieser ihm bezahlen sollte, wenn er den ersten Proceß gewonnen haben würde. Dem Lehrmeister ward die Zeit lang, er machte ihm selbst einen Proceß, und dieß war sein Argument: Entweder du verlierst die Sache, oder du gewinnst sie: verlierst du sie, so mußt du bezahlen, kraft der richterlichen Sentenz; gewinnst du sie, so mußt du bezahlen, vermöge unseres Contrakts. Der Schüler antwortete: Entweder ich verliere meine Sache, oder ich gewinne sie: wenn ich sie verliere, so bin ich dir nichts schuldig, vermöge unseres Contrakts; gewinne ich sie, so bin ich dir nichts schuldig, vermöge der richterlichen Sentenz.

Ist der Einwurf einer regelmäßigen Widerlegung fähig, so führt man sie mit gegenseitigen Beweisgründen, die man entweder aus Nebenumständen oder aus dem Wesen der Sache selbst, oder aus den übrigen Erfindungsquellen hernimmt, die wir oben angezeigt haben.

Ist er allzustark, so stellt man sich, als ob man nicht darauf Acht gäbe; oder man verspricht, darauf zu antworten, und geht leicht darüber weg zu einem andern Gegenstande; oder man bezahlt mit Scherzreden, mit Witz. Ein Atheniensischer Redner unternahm es den Demosthenes zu widerlegen, der alles in Feuer und Flamme gesetzt hatte, und sagte beym Anfange seiner Rede, daß es gar kein Wunder sey, daß Demosthenes und Er verschiedener Meynung wären: denn Demosthenes wäre ein Wassertrinker, er selbst aber tränke nichts als Wein. Durch diesen elenden Scherz ward alles Feuer ausgelöscht, das der Fürst der Redner angezündet hatte.

Endlich wenn man den Streich nicht zurücktreiben kann, so bekennt man das Verbrechen, und nimmt seine Zuflucht zu Thränen und zu Bitten, das Ungewitter dadurch abzuwenden.

V.

Beschluß der Rede.

Der Beschluß enthält gemeiniglich eine Wiederholung der stärksten Sachen, die man so wohl zur Ueberzeugung als zur Rührung angebracht hat. Worauf man den Hauptsatz wieder erscheinen läßt, als eine Folge aller gebrauchten Beweisgründe.

Dritter Artikel.
Von dem rednerischen Ausdrucke.

Wir sind über die Erfindung und Disposition aus zweyerley Ursachen ziemlich flüchtig hinweggegangen. Die erste ist, weil, nach allem dem, was wir in den vorhergehenden Theilen von den Verrichtungen des Geistes und Geschmacks, und von der Anwendung ihrer Vorschriften gesagt haben, es nicht sehr schwer ist, sich eine Idee von demjenigen zu machen, was daraus für die Redekunst folgt. Die zweyte Ursache, die uns Cicero selbst an die Hand giebt, ist diese, weil es genug ist, hievon die ersten Begriffe zu geben, die Quellen anzuzeigen, und den Redner zu erinnern, daß alles was er sagen soll, ihm von seiner Sache und zu ihrem Vortheile eingegeben seyn müsse. Die natürliche gesunde Vernunft führet ihn seinen Weg, und bietet ihm die Mittel dar, seinen Endzweck zu erreichen: Hæc propria magis prudentiæ quam eloquentiæ.

Mit dem Ausdrucke verhält es sich ganz anders. Leute die den besten Verstand und Geschmack besitzen, müssen von einer Menge kleiner Nebensachen benachrichtiget werden, die ge-

gewöhnlichen Augen entgehn, und von welchen doch die ganze Wirkung der Beredsamkeit abhängt, die diesen Namen nicht wegen der Erfindung und Disposition führt, die gleichwohl wichtige Theile davon ausmachen; sondern wegen des rednerischen Ausdrucks, der allein mehr als alles übrige auf den Geist der Zuhörer zu wirken scheint.

Die Griechischen und Lateinischen Lehrer der Redekunst haben sich über diese Materie in die allerfeinsten Untersuchungen eingelassen. Sie sind so weit gegangen, daß sie die Buchstaben, und Sylben gezählt, die Wörter gemessen und die Zeit ausgerechnet haben, die man zu ihrer Aussprache gebraucht. Sie müssen gewiß zu diesem Verfahren ihre Ursachen gehabt, und sich eingebildet haben, daß eine so weit getriebene Sorgfalt etwas dazu beytragen könnte, ihre Beredsamkeit vollkommener zu machen.

Wir hingegen sehen diese Bemühungen als Kleinigkeiten an, die einem geistreichen Kopfe unanständig sind. Ueberzeugt, daß der Styl, um gut zu seyn, aus der Quelle selber fließen müsse, glauben wir, daß, wenn man ihn durch die Regeln zusehr einschränke, er den größten Theil seiner Anmuth verlieren würde; gleich als ob nicht diese Regeln selbst, wenn man sie

einmal

einmal zu beobachten gewohnt ist, das meiste dazu beytrügen, dem Ausdrucke diejenige Leichtigkeit und Freyheit zu geben, die wir von ihm verlangen. Die Regeln lehren uns, wie wir die Töne vermählen, wie wir sie auf das genaueste miteinander verknüpfen sollen; sie zeigen uns die Mittel an, die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu unterhalten, ihm die Mühe zu erleichtern, ihn zu täuschen: mit einem Worte, sie öffnen der Ueberredung unsre ganze Seele, und machen fast den einzigen Unterschied aus, der sich unter guten und mittelmäßigen Skribenten befindet.

I.

Was der Ausdruck ist.

Wir können unsre Gedanken auf dreyerley Weise ausdrücken: durch den Ton der Stimme: wie wenn wir seufzen; durch die Geberden: wenn wir jemand ein Zeichen geben herzukommen oder weg zu gehen; durch die Rede, wenn wir Wörter aussprechen. Die beiden erstern Ausdrücke gehören zur Aussprache. Den letzten nennt man eigentlich einen Ausdruck.

Der Ausdruck überhaupt ist also ein durch Worte ausgedrückter Gedanke.

 Weil

Weil Ausdruck und Gedanke einerley Gegenstand und einerley Regeln haben, so wollen wir sie allezeit nebeneinander stellen, damit sie sich wechselsweise zur Verstärkung und zum Beweise dienen können. Man wird uns einige Ausführlichkeit vergeben.

Der Gedanke überhaupt ist, die Vorstellung eines Dinges in meiner Seele: zum Exempel, wenn ich mir bey mir selbst die Sonne vorstelle.

Der Ausdruck überhaupt ist, die Vorstellung des Gedankens: ich denke an die Sonne, und sage die Sonne: hier habe ich meinen Gedanken ausgedrückt.

Wir haben kurz vorher gesagt, daß es drey Arten von Gedanken gebe, den Begriff, das Urtheil, und den Vernunftschluß, und daß der Ausdruck dieser drey Arten von Gedanken das Wort, der Satz, die Schlußrede sey (*).

Wenn ein Begriff mehrere Begriffe in sich schließt, so nennt man ihn zusammengesetzt: **Ein Baum mit Blüten gezieret, mit Früchten versehn; ein großes und kostbar ausgeschmücktes Haus.** Wenn er allein und von allen andern Begriffen abgesondert ist, so nennt man ihn einen einfachen Begriff.

Das

(*) Siehe oben Pag. 28.

Das Urtheil oder der Satz enthält drey Theile: den einen, zu dem noch ein anderer hinzugefügt werden soll, die Sonne; den andern, der hinzugefügt wird, rund; den dritten, der die Verbindung dieser beiden ausmacht, ist: Die Sonne ist rund. Den ersten Theil nennt man das Subjekt, den zweyten das Attribut, den dritten die Verbindung.

Der Satz liegt bisweilen in einem einzigen Worte: liebe, das heißt, sey – du – liebend. Bisweilen hat er zwey Wörter, ich lese, das heißt, ich – bin – lesend. Oft hat er seine drey Wörter, ich – bin – geliebt. Alle diese Arten der Sätze sind einfach, weil sie nicht mehr als Ein Subjekt und Ein Attribut haben. Diejenigen, die mehrere haben, nennt man zusammengesetzte oder verwickelte.

In dem verwickelten Satze unterscheidet man den Hauptsatz von den Zwischensätzen. Diese letztern sind mit dem Subjekte oder mit dem Attribute verbunden. Die Furcht derer, die öffentlich reden, ist vernünftig. Die Furcht ist vernünftig, das ist der Hauptsatz; derer die öffentlich reden, das ist der Zwischensatz, der sich mit dem Subjekte des Hauptsatzes vereinigt. Wenn man auch einen

zum Attribute hinzuthun wollte, so könnte man sagen: Die Furcht derer die öffentlich reden, ist die Wirkung einer Vernunft die aufgeklärt ist. Von dieser Art von Sätzen sind alle Bücher voll.

Wir haben oben von den Schlüssen ausführlicher geredet, wir ersuchen den Leser, dahin zurück zu sehen (*).

Dieß waren also drey Arten von Gedanken: der Begriff, das Urtheil, der Schluß; und drey Arten von Ausdrücken das Wort, der Satz, die Schlußrede. Laßt uns sehen, was für Eigenschaften sie haben müssen.

II.

Eigenschaften des Ausdrucks.

Die Gedanken und die Ausdrücke haben zweyerley Eigenschaften, die ersten kann man logikalische nennen, weil sie die gesunde Vernunft erfodert, die andern sind Eigenschaften des Geschmacks, weil sie der Geschmack beurtheilt. Jene sind das Wesen der Rede, diese sind ihre Würze.

Lo=

(*) Pag. 28.

Logikalische Eigenschaften.

Die erste wesentliche Eigenschaft des Gedankens ist, daß er wahr sey; das heißt, daß er die Sache so vorstelle, wie sie ist. Ich stelle mir die Sonne wie einen runden und leuchtenden Körper vor, der am Himmel fortzugehen scheint, mein Gedanke ist wahr. Wenn ich sie mir wie einen viereckigten, dunkeln, unbeweglich scheinenden Körper vorstelle, so ist mein Gedanke falsch.

Der Ausdruck ist wahr, wenn er andern den Gedanken vorstellt, den wir haben, und so, wie wir ihn haben. Er ist falsch, wenn er ihn nicht vorstellt, oder wenn er ihn anders vorstellt, als wir ihn haben.

Mit dieser ersten Eigenschaft ist die Richtigkeit genau verbunden. Ein vollkommen wahrer Gedanke ist richtig. Indessen macht der Gebrauch einigen Unterschied unter der Wahrheit und Richtigkeit des Gedankens: die Wahrheit bezeichnet genauer die Uebereinstimmung des Gedankens mit dem Gegenstande: die Richtigkeit bezeichnet deutlicher die Ausdehnung und die Gränzen.

Der Gedanke ist also wahr, wenn er den Gegenstand vorstellt: und er ist richtig, wenn er

er nicht mehr nicht weniger Ausdehnung hat, als er. Eben so wird auch der Ausdruck wahr seyn, wenn er den Gedanken vorstellt; er wird richtig seyn, wenn er nicht mehr nicht weniger Ausdehnung hat, als er. Hat er mehr, so ist er schleppend; hat er weniger, so ist der Gedanke gleichsam in der Klemme, und wird erstickt.

Die zweyte Eigenschaft ist die Deutlichkeit. Vielleicht ist sie gar die erste; denn ein Gedanke, der nicht deutlich ist, ist eigentlich kein Gedanke. Die Deutlichkeit besteht in einem klaren Anblicke des Gegenstandes, den man sich vorstellt. Man sieht ihn ohne Nebel, ohne Dunkelheit: das macht den Gedanken klar. Man sieht ihn von allen andern Gegenständen, die ihn umgeben, abgesondert: das macht ihn deutlich.

Der Ausdruck ist deutlich, wenn er den Gedanken ohne Zweydeutigkeit, ohne Verwirrung durch das eigenthümliche Wort, durch die eigenthümliche Beschreibung ausdrückt. Die meisten Leute wissen die Sprache, die sie reden, nur sehr mittelmäßig. Noch weniger wissen sie sich selbst von ihren Gedanken eine genaue Rechenschaft zu geben, sie von einander zu unterscheiden, sie so zu betrachten, wie sie

an sich selbst beschaffen sind. Daher kömmt es, daß sie oft Wörter gebrauchen, ohne deutliche Begriffe zu haben, die damit übereinstimmig sind, oder, wenn sie deutliche Begriffe haben, daß sie nicht die wahren Wörter gebrauchen. Man weiß nur ungefähr was man sagt, man streitet, ohne einander zu verstehn, eine einzige Definition würde den ganzen Streit endigen.

Das erste was man zu thun hat, wenn man einen Gedanken ausdrücken will, ist also, daß man ihn völlig einsehe, ihn von allem, was nicht er selbst ist, wohl unterscheide, seine Gränzen und Theile genau inne habe: alsdann wird sich der Ausdruck so zu reden von selbst darbieten:

Was man erst wohlgefaßt, ist leichtlich ausgedrückt:
Die Worte stellen sich, wohin sich jedes schickt.

Dieses sind die logikalischen Eigenschaften, ohne welche kein Werk der Litteratur schön seyn kann. Es ist aber nicht genug ohne Fehler zu seyn; man muß auch Annehmlichkeiten besitzen, und diese giebt der Geschmack.

III.

Eigenschaften des Geschmacks.

Alles was die Gedanken und die Ausdrücke in einer Rede anmuthiges haben können, kömmt von der Wahl her, die man unter ihnen anstellt, und von der Ordnung, in der man sie vorträgt. Alle Regeln des Ausdrucks lassen sich also auf diese beiden Hauptstücke zurück bringen, auf wählen und ordnen.

Wahl der Gedanken und der Ausdrücke.

Sobald sich ein gewisses Subjekt dem Geiste darstellt, so bringt die Gestalt, unter welcher es sich ankündiget, augenblicklich einige Ideen hervor; wenn man eine andre Seite davon betrachtet, so entstehen wieder andre Ideen: man dringt tiefer ins Innere hinein, und entdeckt immer neue Schätze. Jede Bewegung des Geistes giebt einen neuen Aufschluß, treibt einen neuen Keim: und nunmehr ist der Boden mit einer reichen Erndte bedeckt. Allein unter dieser Menge von Gewächsen ist nicht alles gut Korn.

Es giebt Gedanken, die nichts als ein Blendwerk sind, die nichts wirkliches zum Grunde haben. Es giebt unnütze, die mit dem Ge-

genstande, den man ausdrücken will, keine Gemeinschaft haben. Es giebt gemeine, die so klar wie Wasser, und auch eben so unschmackhaft sind. Es giebt niedrige, die unter der Würde des Stoffes sind. Es giebt gigantische, die darüber hinausgehn: lauter Gewächse, die unter den Auswurf gehören.

Unter denen, die man aufbewahren muß, kommen zuerst die natürlichen Gedanken, die einem jeden Menschen von gesunder Vernunft einfallen, und die aus der Materie selbst ungesucht zu entstehen scheinen. Dieses ist die Grundfarbe, der Aufzug des Zeuges. Hierauf folgen die, welche etwas Anmuthiges bey sich führen, als Lebhaftigkeit, Stärke, Reichthum, Kühnheit, Reiz, Feinheit, Adel und dergleichen; denn wir machen uns nicht anheischig hier ein vollständiges Verzeichniß von allen Arten anmuthiger Gedanken zu liefern.

Der lebhafte Gedanke ist ein Gedanke, der seinen Gegenstand deutlich und mit wenig Zügen vorstellt. Er rührt den Verstand durch seine Klarheit, und rührt ihn plötzlich durch seine Kürze. Er ist ein Lichtstral. Wenn die Begriffe langsam und in einer langen Reihe von Zeichen herbey geführet werden, so kann keine augenblickliche Erschütterung statt finden. Wenn

man

man zur Medea spricht: Wen hast du wider so viel Feinde? so antwortet sie: mich, dieß ist ein Blitz. Eben so ist auch die berühmte Antwort des alten Horaz: Was sollte er thun gegen dreye? Sterben.

Der starke Gedanke hat nicht so großen Glanz als der lebhafte, aber er drückt sich tiefer in das Gemüth: er zeichnet darinn den Gegenstand mit brennenden Farben; er gräbt ihn mit unauslöschlichen Schriften ein. Bossuet bewundert die Pyramiden der Könige in Egypten, diese Gebäude, die gemacht waren, der Zeit und dem Tode zu trotzen; und eine plötzlich zurückkehrende Empfindung läßt ihn bemerken, daß es Gräber sind: dieser Gedanke ist stark. Die Schönheit fliegt mit der Jugend dahin: durch den Begriff des Fluges wird die schnelle Vergänglichkeit stärker geschildert.

Der kühne Gedanke hat Züge und Farben, die außerordentlich sind, die von der Regel abzuweichen scheinen. Als Boileau diesen Ausdruck wagte:

Le chagrin monte en croupe et galope avec lui,
Die Sorge steigt aufs Pferd und jagt mit ihm davon,

so hatte er nöthig, durch ähnliche Exempel und durch den Beyfall seiner Freunde gesichert zu wer-

werden. Man stelle sich die Sorge hinter dem Reuter sitzend vor, die Metapher ist kühn; aber man führe den Gedanken weiter aus; indem man diese allegorische Person galoppiren läßt, so wird man sich der Kritik aussetzen.

Was ein glänzender Gedanke ist, empfindet man deutlich genug. Sein Glanz kömmt mehrentheils von dem Zusammenstoß der Begriffe her. Haller sagt von einem heißen Quell in einem kalten Thale:

> Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen:
> Sein Wesen selbst ist Feur, und seine Wellen Flammen.

Ein körnigter Gedanke, oder ein reicher Begriff stellt nicht allein den Gegenstand vor, er stellt auch die Art vor, wie der Gegenstand da ist, er stellt auch andere benachbarte Gegenstände vor, um durch die Vereinigung der Begriffe einen desto stärkern Eindruck zu machen. **Nimm deine Blitze Friederich.** Das einzige Wort **Blitze** malt uns einen erzürnten Gott, der seinen Feind angreifen und ihn in Staub verwandeln wird.

> Den Sternen schwingest du
> Dein brausendes Gefieder zu.

Uz.

Das Wort brausend giebt uns nicht allein einen Begriff von dem Getöse und von der Schnelligkeit, sondern auch von der Größe dieser Flügel, und folglich von der Größe der Person, die sie schwingt.

Der feine Gedanke stellt nur einen Theil von dem Gegenstande vor, und läßt das übrige errathen. Man sieht ein Exempel davon in diesem Epigramm:

Ein vorgeladner Abt fragt einen klugen Alten:
Ihr kennt das ganze Recht, mich rügt ein Bösewicht:
Die Schriften bring ich mit; gebt mir doch Unterricht:
Wie soll ich mich dabey verhalten?
Und wenn, versetzt der Greis, ihr hundert Bündel brächtet;
So ist schon überhaupt der beste Rath für euch:
Ist eure Sache gut, so schreitet zum Vergleich;
Und ist sie schlimm, mein Herr, so rechtet.

Hagedorn.

Bisweilen stellt er einen Gegenstand durch den andern vor. Derjenige den man zeigen will, versteckt sich hinter dem andern. Ein Mann, dem sein Hab und Gut genommen ist, antwortet seinen Freunden, die ihn mit seinem guten Namen trösten: **Was nützt ein guter Wind dem Schiffe, das Mast und Segel verloren hat?**

Der

Der poetische Gedanke ist ein Gedanke, der nur in der Poesie gebraucht werden kann, weil er in der Prose zu viel Glanz und Pomp hat.

Der naive Gedanke entspringt von selbst aus der Materie, und stellt sich dem Gemüth ungesucht dar:

Mir Armen, den des Fiebers Kraft
Fast nöthigt in das Grab zu sinken,
Verbeut der Arzt den Rebensaft
Und heißt mich Wasser trinken:
Ihr Götter, steht mir Armen bey!
Schafft, daß der Wein nicht tödtlich sey;
Wo nicht, so laßt, Gesundheit zu erwecken,
Das Wasser besser schmecken.

Gleim.

Es giebt Gedanken, die durch ihren Gegenstand charakterisieret werden. Man nennt sie edle, große, erhabne, anmuthige, traurige Gedanken, rc. nachdem ihr Gegenstand edel, groß ist rc.

Es giebt noch eine andere Art von Gedanken, die diesen Namen vorzüglich führen, ohne durch eine besondere Eigenschaft bezeichnet zu werden. Es sind mehrentheils Betrachtungen des Verfassers selbst, die künstlich in die Materie, die er behandelt, eingeflochten werden.

Bis-

Bisweilen ist es eine moralische, eine politische Maxieme: **Nichts rührt die Völker so sehr, als die Güte**; oder ein lebhaftes Bild: **Drey Krieger** (die Horazier) **trugen in ihrer Person die ganze Tapferkeit der Römer.**

Mit allen diesen Arten der Gedanken stimmen eben so viel Arten der Ausdrücke zusammen. So wie es natürliche Gedanken giebt, und Gedanken, die mit Annehmlichkeiten geziert sind, eben so giebt es auch eigenthümliche Ausdrücke ohne eine vorzügliche Annehmlichkeit, und geborgte Ausdrücke, die größtentheils den Charakter der Lebhaftigkeit, der Kühnheit besitzen, um die gleichartigen Gedanken dadurch auszudrücken. Denn wenn der Ausdruck richtig seyn soll, so muß er mehrentheils mit den Gedanken von gleichem Geschmacke seyn.

Ich sage mehrentheils, weil es geschehen kann, daß in dem Ausdrucke ein Charakter liegt, der sich in den Gedanken nicht befindet. Zum Exempel, der Ausdruck kann fein seyn, ohne daß es der Gedanke ist. Wenn Hippolytus beym Racine von der Aricia sagt: **Wenn ich sie hassete, so würde ich sie nicht fliehen,** so ist der Gedanke nicht fein, aber der Ausdruck ist es, weil er den Gedanken nur halb aus-

druckt. Eben so kann der Ausdruck kühn seyn, ohne daß es der Gedanke ist, und der Gedanke kann es ohne den Ausdruck seyn. Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit dem Edlen und fast mit allen übrigen Eigenschaften.

Dieser Unterschied unter ihnen kömmt von der Verschiedenheit her, die sich in diesem Stücke zwischen den Regeln der Natur und den Regeln der Kunst befindet. Es wäre natürlicher, daß der Ausdruck mit dem Gedanken einerley Charakter behielte, allein die Kunst hat ihre Ursachen es anders zu machen. Bisweilen giebt man durch die Stärke des Ausdrucks einem schwachen Gedanken mehr Gewicht; bisweilen mildert man die Härte des einen durch die Gelindigkeit des andern. Ist eine Erzählung lang, so verkürzt man sie durch den Reichthum der Ausdrücke; ist ein Gegenstand geringe, so bedeckt man ihn, man kleidet ihn ein, damit er anständig erscheine. Eben so ist es auch in den übrigen Fällen.

Die eigenthümlichen Ausdrücke sind Ausdrücke, die man in ihrer ursprünglichen und natürlichen Bedeutung gebraucht, wie wenn ich eine Pflanze Pflanze, einen Löwen **Löwe** nenne.

Die geborgten Ausdrücke sind Ausdrücke, die man in einem Verstande gebraucht, der ihnen fremde ist, und den man ihnen nur wegen einer Aehnlichkeit der Gegenstände leiht: wie wenn ich einen jungen Menschen eine junge Pflanze, einen tapfern Mann einen Löwen nenne.

Die wahre Eintheilung der Ausdrücke wäre also wenn man sie in eigentliche und in uneigentliche eintheilte: und unter den letztern könnte man noch einen Unterschied machen unter denen, die man aus Unwissenheit, oder aus Noth, oder der Anmuth wegen, gebraucht. Ich will mich erklären.

So oft man zum Ausdrucke eines Gedankens nicht das eigenthümliche Wort gebraucht, so thut man es entweder aus Unwissenheit, oder aus Noth, oder aus Geschmack. Thut man es aus Unwissenheit, so ist dieß ein Fehler der Person, die ihre Sprache nicht versteht. Thut man es aus Noth, so ist es ein Fehler der Sprache, die dem Geiste nicht alle Worte liefert, die er nöthig hat. Thut man es aus Geschmack, so geschieht es darum, weil man in dem uneigentlichen Worte eine Anmuth findet, die das eigentliche Wort nicht an sich hat.

Die eigenthümliche Bedeutung der Wörter ist die vornehmste Quelle der Deutlichkeit; und

wenn

wenn die Deutlichkeit die erste Schönheit der Rede ist, so muß die eigenthümliche Bedeutung als die schätzbarste Eigenschaft des Ausdrucks angesehen werden. Man müßte sich daher billig bey jedem wichtigen Worte, welches man schreibt, verweilen, es auf die Wage legen und zusehen, ob es nicht zu viel oder zu wenig sagt; ob es von selbst oder durch die benachbarten Wörter zu verstehen ist; und nicht vergessen, welchen Verstand man ihm einmal gegeben hat, damit man es allezeit in eben derselben Bedeutung gebrauche, wenigstens bey einer gleichen Materie.

Die geborgten Ausdrücke, wenn sie mit Wahl und Geschmack geborgt werden, geben der Rede Glanz und Zierde: man nennt sie Tropen.

Dieses Wort bedeutet überhaupt Veränderung, Umkehr, Versetzung; und wenn es den Wörtern beygelegt wird, so bedeutet es eine Veränderung der Bedeutung.

Die Tropen.

Die vornehmsten Tropen sind die Metapher, die Metonymie, die Synekdoche, die Ironie, die Hyperbel.

Das Wort Metapher bedeutet, daß ein Ausdruck aus seiner eigentlichen und gewöhnlichen Bedeutung in eine andre versetzt worden ist, so

daß daraus eine gewisse Anmuth entspringt: wie wenn man sagt von Zorn entbrannt, Ehre einerndten, lachende Wiesen, schwarze Sorgen: alles Ausdrücke, die eine versteckte Vergleichung enthalten und daher einen Begriff mehr geben und folglich gefallen. Wenn die Metapher weiter geht und mehrere Worte in sich faßt, so nennt man sie Allegorie. Diese junge Pflanze, getränket mit dem Thaue des Himmels, wartete nicht lange die herrlichsten Früchte zu tragen. Man nehme die Figur hinweg: diese junge Prinzessinn, begnadiget mit dem Segen des Himmels, wartete nicht lange tugendhafte Handlungen zu verrichten.

Alle Poeten, alle Redner und selbst die Historienschreiber, wenn sie Feuer und Einbildungskraft besitzen, sind voll von Metaphern.

Man muß hiebey das Uebermaß auf der einen Seite, und auf der andern das Niedrige vermeiden. Ein zerfallenes Gebäude ein gestorbenes Haus zu nennen: das hieße die Gränzen der Freyheit überschreiten; und von der Sündflut zu sagen, daß Gott seinem Ebenbilde damals den Kopf brav gewaschen habe, oder sie eine Lauge des menschlichen

lichen Geschlechts zu nennen, das hieße in das Niedrige verfallen.

Die Metonymie setzt den Urheber der Sache für die Sache selbst, wie wenn man sagt, **Mars** anstatt des Krieges; die **Musen** anstatt der freyen Künste. 2. die Ursache für die Wirkung; man sagt von einem Helden in der Schlacht, **der Tod ist in seinen Händen.** 3. Bezeichnet sie den Lasterhaften mit dem Namen des Lasters selbst; die königliche Herrschaft mit dem Namen der Krone, des Zepters. 4. Nimmt sie das enthaltende für das enthaltene: **er trank den tödtlichen Becher.**

Die Synekdoche nimmt ein Theil für das Ganze; wie wenn Virgil sagt: summa placidum caput extulit unda, er hub seine friedliche Stirn hoch aus den Wellen empor. Man würde den Dichter unrecht verstehn, wenn man seinen Ausdruck nach dem Buchstaben nehmen, und sich dabey den Kopf eines Schwimmers denken wollte, der aus dem Wasser hervorragt. Dieß wäre ein armseliges Bild, so wohl in der Poesie als in der Malerey. Virgil wollte die Augen des Lesers auf die Stirne des Gottes geheftet wissen, weil die Stirne der Sitz der Heiterkeit ist: placidum caput. So wie schon Terenz gesagt hatte: *Quot capita, tot sententiæ.*

tiæ. Und Horaz: *Quis desiderio sit pudor aut modus tam cari capitis?* 2. Sie nimmt das Ganze für ein Theil: **Die Völker die den Tagus trinken.** 3. Die Materie, woraus die Sache gemacht ist, für die Sache selbst: **Sein Arm bewehrt mit Stal.**

Die Ironie gebraucht man, wenn man gerade das Gegentheil von dem sagt, was man denkt, um sich auf Unkosten desjenigen zu belustigen, den man hintergeht:

Wie herrlich werd ich einst verwesen,
Wann Leute nur mein Ende lesen,
Bey den Erschlagnen oben an etc.

Haller.

Weil dergleichen Ausdrücke in ihrem eigentlichen Verstande einen wahren Sinn haben, obgleich einen falschen in der Meynung dessen der da redet, so muß man einen Schlüssel zu dem verblümten Sinne geben. Dieser Schlüssel ist ein Wort, das man in der Geschwindigkeit dazwischen schiebt, **in der That, fürwahr, traun!** oder eine Geberde, oder der Ton der Stimme, wenn man die Ironie ausspricht.

Die Hyperbel ist darinn mit der Ironie verwandt, daß sie den Sachen, wovon man redet, einige Grade mehr oder weniger giebt, als

als sie in der Natur haben. Ein Schwerdtstreich wird vermittelst dieser Figur zu einem Nadelstiche, und ein Nadelstich zu einer tödtlichen Wunde.

Es wäre leicht diese Ausführung viel weiter zu treiben. Alle Sprachlehrer des Alterthums und alle Lehrer der Rhetorik haben ein Vergnügen daran gefunden, sich über diese Materie auszubreiten. Man kann die Tropen des Du-Marsais zu Rathe ziehn.

Die Ausdrücke, sowohl die eigentlichen als die entlehnten, haben einen ganz verschiedenen Rang unter einander. Es hat jemand gesagt, der Mensch sey das Maß von allen Dingen: dieses ist nirgends so wahr, als in der Sprache. Eben so wie es unter uns einen Adel und einen Pöbel giebt, wovon der erste gemacht ist, gezeigt zu werden, sich Respekt zu erwerben und die Lobeserhebungen derer einzuerndten, denen er gleichsam zur Schau aufgestellt wird; der andere hingegen zu allen geringen Diensten augenblicklich und ohne Umstände gebraucht wird: eben so giebt es auch Redensarten, Wörter, Wendungen, wovon einige bestimmt sind in den erhabenern Gattungen zu erscheinen, in den Lobreden, in der hohen Poesie; man nennt sie edle Ausdrücke;, und andre, die sich niemals ein

Ansehen erworben haben, sind verdammt, so nachdrücklich sie auch sind, in der Niedrigkeit zu bleiben: man nennt sie niedrige Ausdrücke, gemeine Redensarten. Zwischen diesen beiden Graden ist ein Mittel, welches eine gewisse Anzahl Redensarten und Wörter enthält, die etwas von den beiden äußersten Gränzen an sich haben, ohne sie jedoch miteinander zu vermischen: und diese machen die Masse, die Unterlage, den Grund aller Reden aus, von welchem Grade sie auch seyn mögen. Streut man von Zeit zu Zeit edle Wörter und Redensarten mit ein, so wird die mittlere Rede veredelt. Läßt man sich hingegen niedrige Wörter, unedle Redensarten entfallen, so wird das Mittelmäßige selbst heruntergesetzt. Durch eine einzige gemeine Redensart kann man eine ganze Seite verderben; bisweilen durch ein einziges Wort. Doch Lehren und Erinnerungen hierüber nützen weder denen die die Organe der Empfindung haben, noch denen die sie nicht haben. Wir wollen hier nur eine Anmerkung über die Art und Weise machen, wie man es zuweilen anfängt, jungen Lehrlingen der Wohlredenheit den Geschmack zu bilden.

Man legt ihnen solche Stellen aus den Autoren vor, die stark hervorstechen. Man heftet

tet ihre Aufmerksamkeit auf die glänzenden Gedanken. Man giebt ihnen dasjenige zu bemerken was man Züge nennt. Diese Methode hat Unbequemlichkeiten: sie bringt den Geist aus der Bahn des guten Geschmacks. In einem guten Autor muß alles bemerkt werden, und die Stellen, die am wenigsten merkwürdig zu seyn scheinen, sind gerade die, wobey sich die Lehrer oft am meisten verweilen sollten: hier ist bisweilen der Ort, wo der Faden des ganzen Werkes zusammen geknüpft ist; woher die Schönheiten ihren Grund und Ursprung haben; wodurch sie vorbereitet, wodurch sie erhoben werden. Ein Geist, der mit nichts als Antithesen und Metaphern genährt worden ist, muß sich nothwendig in Verlegenheit befinden, wenn man gesunde Vernunft von ihm verlangt. Und die gesunde Vernunft ist gleichwohl das einzige, was den Menschen einen Werth giebt, falls sie einigen Werth haben. Was würde man wohl von einem Menschen sagen, der ein Gebäude nur nach dem Schnitzwerke und nach den Fensterrahmen beurtheilete, und auf die Anordnung der Hauptstücke und die Anlage des Ganzen gar nicht Acht gäbe?

In allen guten Skribenten findet man ein zusammenhangendes Gewebe natürlicher Gedan-

ken, die aus der gesunden Vernunft und aus dem Innersten des Stoffes hergenommen sind; dieses ist die Grundlage aller Ausarbeitungen:

Scribendi recte *sapere* est & principium & fons.

Auf diesen einförmigen Grund streuen sie Blumen der Wohlredenheit, ich will sagen, Züge und Ausdrücke, die sich besonders unterscheiden sollen. Ihr Geist ist fruchtbar an solchen Gedanken, die mit allen Arten der Anmuth bekleidet erscheinen. Allein obgleich ein heimliches Wohlgefallen sie reizet diese Reichthümer in das Gewebe des Werkes aufzunehmen, so hält sie doch Ueberlegung und guter Geschmack davon ab, aus Furcht es möchten übel angebrachte Zierrathe seyn. Sie nehmen nichts auf, was nicht die Farbe der Materie annimmt, und mit den übrigen Stücken ein Ganzes ausmacht.

IV.

Stellung und Anordnung der Gedanken und der Ausdrücke.

Nachdem wir die Arten und Eigenschaften der Gedanken und der Ausdrücke bemerkt und die Wahl angezeigt haben die man, nach

Beschaf-

Beschaffenheit der Umstände, dabey anstellen kann: so müssen wir nunmehr von der Anordnung und Verbindung handeln, die man unter ihnen zu machen hat.

Die Anordnung, die man unter den Ausdrücken und Gedanken macht, kann nur zweyerley zum Gegenstande haben: entweder ihnen mehr Anmuth, oder mehr Stärke zu geben. Denn die Anordnung welche die bloße Deutlichkeit hervorbringt, ist mehr logikalisch und grammatikalisch, als oratorisch.

Die Natur hat eine gewisse Anmuth mit allem dem verbunden, was ungezwungen bewerkstelliget wird: und da die Stärke das Vorrecht hat, alles ohne Mühe zu verrichten, so findet man selten, daß Anmuth und Stärke getrennt sind. Der starke Athlet ist Herr von seinen Bewegungen, er weiß ihnen Zeit und Maß zu geben, er weiß ihre Richtung zu bestimmen. Man betrachte alles was jung ist: es ist mit Anmuth bekleidet, darum, weil es Kräfte hat. Eben so verhält es sich mit den Gliedern eines Heeres: die Ordnung vermehrt ihre Stärke, und macht zugleich ein angenehmes Schauspiel.

Von diesen Exempeln läßt sich die Anwendung ganz natürlich auf die Rede machen. Indem

dem die Ordnung in den Worten die Begriffe verbinden und zusammen drengen hilft, so giebt sie ihnen auch mehr Stärke. Ferner, da diese Verbindung sich durch die Uebereinstimmung und den Zusammenklang der Töne, woraus die Wörter bestehn, dem Ohre sowohl als dem Geiste zu empfinden giebt: so entspringt daraus der Reiz der so genannten Harmonie.

Die Anordnung der Wörter und der Gedanken in Absicht auf diese beiden Wirkungen betrachtet, begreift alle Arten rhetorischer Figuren unter sich, und zugleich alle Verbindungen, durch welche Harmonie und Numerus hervor gebracht wird.

V.

Anordnung und Stellung, welche die Figuren hervorbringt.

Man versteht durch das Wort Figur, in Sachen der Wohlredenheit eine gewisse symmetrische Anordnung der Theile einer oratorischen Redensart, oder auch vieler Redensarten unter einander; es ist eine Art von regelmässiger Konfiguration, welche den Figuren gleicht, die aus der Stellung einiger Linien entstehn, wor-

woraus man Triangel, Quadrate und dergleichen machen kann.

Wann nur ein einziges Wort da ist, oder nur ein einziger Begriff, zum Exempel, wann ich mir die Sonne vorstelle oder wann ich sage, die Sonne: so findet hier keine Figur statt; weil der Gedanke, eben so wie der Ausdruck, nur ein einziger ist, und folglich keine doppelte Zusammensetzung zuläßt; es ist nur Ein Stück; ich muß allezeit sagen,, die Sonne. Wann aber zwey Theile da sind, alsdann findet eine doppelte Zusammensetzung statt: er ist: ist er? Man kann noch Partikeln hinzuthun, die, ohne den Sinn zu ändern, dem Gedanken oder dem Ausdruck eine andre Farbe, eine andere Haltung geben. Ein Mensch kann stehen, sitzen, liegen, sich in einer Stellung befinden, die Wirksamkeit, Affekt, Unempfindlichkeit rc. anzeigt; eben so ist es auch mit den Gedanken und mit den Ausdrücken beschaffen. Es sind Arten von Stellungen die man ihnen giebt, wodurch sie bey uns den Namen oratorischer Wendungen und bey den Lateinern den Namen der Figuren erhalten haben.

Figuren der Wörter.

Die Figuren der Wörter bestehen in einer gewissen Anordnung die man unter ihnen macht, entweder ihrem Laufe mehr Hurtigkeit, oder ihrem Gange mehr Festigkeit zu geben.

Einige werden durch einen Zusatz gemacht, wenn man mit einer Redensart viele Wörter verbindet, deren sie entbehren könnte. Dahin gehört:

Die Wiederholung; das Wort selbst trägt seine Erklärung bey sich;

> Die schnellen Schwingen der Gedanken,
> Wogegen Schall und Luft und Wind
> Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
> Ermüden über dir.

Die Wiederholung des Bindeworts und scheinet hier die Gegenstände zu vervielfältigen. Bisweilen steht das wiederholte Wort an der Spitze unterschiedener Redensarten, die alle nach der Reihe einerley Anführer folgen.

> Du steckst die Fackel an, die in dem Mond' uns leuchtet,
> Du giebst den Winden Flügel zu;
> Du leihst der Nacht den Thau womit sie uns befeuchtet,
> Du theilst der Sterne Lauf und Ruh.
> Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,

Der

Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt rc.

Bisweilen ist es ein wiederholter Ausruf: O Zeiten! o Sitten! Bisweilen ist es ein Name: Postumus! Postumus!

Die Gradation oder Steigerung ordnet die Worte nach dem Grade ihrer Stärke oder Schwäche; entweder im Heraufsteigen, er geht, er läuft, er fliegt; oder im Herabsteigen, wenn man nach erhabenen Ideen entgegengesetzte gebraucht, welches nicht leicht anderswo, als nur bey scherzhaften Materien statt findet:

Schon stieg zum zweytenmal die Sonn aus blauen Wellen,
Die Hütt und den Palast gleichgnädig zu erhellen.
Sie streute Freud und Tag auf die glorreiche Bahn,
Und nach und nach zog sich das Kammermädchen an;
Die Pagen fuhren schon in ihre Silberkleider;
Die Lerche sang im Feld und in der Stadt der Schneider;
Schon stand der Grenadier und wixte seinen Bart,
Und alles fühlte schon des Morgens Gegenwart.

Zachariä komisches Heldeng.
das Schnupftuch.

Die Regression läßt die Worte wieder zurückgehn, mit einem etwas verschiedenen Sinne: Wir leben nicht, um zu essen und zu trinken; son-

sondern wir essen und trinken, um zu leben. Und Haller:

Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren:
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.

Indessen scheint es, als ob die Anordnung der Worte in diesen beyden Figuren mehr von dem Gedanken als von den Ausdrücken abhienge. Allein in diesem Stücke, so wie in vielen andern, darf die Kunst nicht hoffen dasjenige rein von einander abzuscheiden, was die Natur vereiniget hat.

Die Figuren der Wörter die durch die Wegwerfung entstehn, sind:

Die Disjunktion, welche die Bindewörter wegnimmt, die Rede desto lebhafter und hurtiger zu machen.

Allein was ist ihr Zweck, so fragten hier die Freunde?
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde. = =
Ach nein! = = So suchen sie der Weisen Stein. = = Ihr irrt. = =
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden. = =
Nein. = = So bereun sie alte Sünden. = =
Das ist es alles nicht. = = So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? = = Sie spielen.

Wo

Wo hätte diese Erzählung ein Ende finden sollen, wenn man hätte sagen müssen: der Reisende antwortete, die Freunde erwiederten? ꝛc.

Die Adjunktion wird gebraucht; wenn man von zwey Zeitwörtern eines unterdrückt: die Gefälligkeit macht Freunde, die Wahrheit Feinde.

Es giebt noch eine dritte Gattung von Figuren der Wörter bey den Griechen und Lateinern, welche in der Symmetrie der Schlußfälle und Endigungen besteht; allein wir Neuern gebrauchen sie wenig, wegen der Aehnlichkeit, die sie mit unsern Versen haben würden, wovon eines der merklichsten Unterscheidungszeichen der Reim ist.

VI.

Figuren der Gedanken.

Man theilt die Figuren der Gedanken in solche, die die Aufmerksamkeit reizen, und in andere, die vorzüglich das Herz rühren. Ich sage vorzüglich, weil man, um das Herz zu rühren, seinen Weg durch den Verstand nehmen, und um den Verstand zu reizen, das Herz interessieren muß. Wir haben es schon vorhin gesagt: diese beiden Wirkungen sind, nach aller Strenge genommen, eben so unzertrennlich als

die beiden Seelenkräfte sind, die sie hervorbringen.

Reizende Figuren.

Die Subjection ist eine Figur, wodurch man seinen Gegner oder seinen Zuhörer frägt, und es zugleich auf sich selber nimmt, die Frage für ihn zu beantworten. Die Frage setzt den Geist in Bewegung: man will die Antwort suchen, zum wenigsten macht man sich ein Vergnügen daraus, sie vorherzusehn. **Flechier** gebraucht diese Wendung mit vieler Anmuth in der Leichenrede auf den Turenne: „Wer hat „jemals so große Thaten verrichtet? Wer hat „sie mit mehrerer Mäßigung erzählt? Erhielt „er einige Vortheile? Wenn man ihn reden „hörete, so war es nicht seine Geschicklichkeit „gewesen, sondern der Feind hatte sich betrogen. „Stattete er Bericht ab von einer gewonne„nen Schlacht? So vergaß er nichts, außer „dieses, daß er sie selbst gewonnen hatte . . : „Kam er zurück aus diesen glorreichen Feld„zügen, die seinen Namen unsterblich machen? „so vermied er das Freudengeschrey des Volkes, „er erröthete über seine Siege; er empfieng die „Lobeserhebungen gleich einem, der sich zu ver„theidigen hat.„

Die

Die Anteoccupation kömmt dem Einwurfe zuvor, um ihn zum voraus zu widerlegen. Dieß ist eine geschickte Wendung die Gründe, die man uns entgegen setzen kann, zu zernichten oder wenigstens zu schwächen. Sie gewinnen niemals viel, wenn sie derjenige anführt, dem sie Schaden thun. Ueberdem nimmt man ihnen das Verdienst und die Wirkung der Neuheit; und durch die Miene der Zuversicht, die man annimmt indem man sie hervorbringt, bewegt man die Richter zu glauben, sie hätten nicht viel auf sich. Man konnte dem Boileau seinen Geschmack an der Satire, und die Art vorwerfen, wie er mit dem Chapelain umgegangen war: „Es ist nicht recht, wird jemand sagen, daß „er die Leute mit Namen nennt. Den Chapelain „anzugreifen! Ach! das ist ja ein so braver Mann! „Balzac lobt ihn an hundert Stellen. Frey„lich wenn er mir hätte folgen wollen, so hät„te er keine Verse machen müssen, er quält „sich todt mit Reimen. Warum schreibt er „nicht in Prose? So sagt man. — Und sage „ich denn etwas anders? Habe ich beym Ta„del seiner Schriften mit grausamer Feder „ein gefährliches Gift auf sein Leben gespritzt? „Meine Muse, glimpflich und behutsam in

„ihren Kriegen, weiß den Poeten von dem ehr„lichen Manne zu unterscheiden.„

Die Kompensation läßt zwey Sachen oder zwey Personen neben einander figurieren. Dieses ist eine angenehme Beschäfftigung für den Geist der von der einen zur andern hingeht und wiederkömmt, der die Züge vergleicht, sie zählt, und beständig von dem Unterschiede und der Aehnlichkeit urtheilt:

Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See;
Du trittst auf Fußtapeten, ich tret auf sanftes Gras;
Dich tränken theure Weine, mich tränkt ein wohlfeil Naß;
Du wohnst in bangen Mauren, ich wohn auf freyer Flur;
Für dich malt Mengs und Oeser, für mich malt die Natur;
Du bist oft siech vor Wollust, ich bleibe stets gesund;
Dich schützt für Geld ein Schweizer, mich schützt mein treuer Hund;
Du schlummerst ein bey Saiten, ich bey dem Wasserfall;
Du hörst Kastrat und Geiger, ich Lerch und Nachtigall;

Dein

Dein Auge sieht oft finster, das meine bleibet hell;
Dein Mädchen glänzt von Schminke, mein Mädchen
glänzt vom Quell.

Ewald.

Zu dieser Figur rechnet man die Parallel, welche nichts anders ist, als eine Vergleichung zweyer merkwürdigen Leute. Wir haben ein berühmtes Exempel davon an Bruyerens Parallel des Corneille und Racine, die wir im zweyten Bande angeführet haben (*). Dergleichen Figuren sind gleich den großen Gemälden in einem Werke, sie fallen allen Lesern in die Augen; woraus man schließen kann, daß man sie mäßig gebrauchen müsse.

Die Suspension oder Sustentation ist eine von den Figuren, die die größeste Anzüglichkeit besitzen. Sie wird gemacht wenn man, nach einer Rede von einiger Länge, die etwas interessantes zu versprechen schien, einen ganz andern Gegenstand vorstellt, als man erwartet hatte. Man erzählt, eine Kaiserinn sey von einem Juwelierer betrogen worden, und habe sich an ihm auf die nachdrücklichste Weise rächen wollen. Weshalb sie sich an ihren Gemahl gewandt, ihm die Verwegenheit und Bosheit des treulosen Kaufmanns auf das ärgste vorgestellt:

(*) Pag. 316.

es wäre nichts geringers, als ein Laster der beleidigten Majestät. Es ist billig, sagt der Kaiser, daß du gerochen werdest: er soll gestraft werden, wie es sein Verbrechen verdient. Man werfe ihn den Thieren vor. Der Tag des Gerichts erscheint, die Prinzessinn rüstet sich ihre Rache zu befriedigen: der ganze Hof, die ganze Stadt nimmt Theil an ihren Gesinnungen. Der Unglückselige erscheint auf dem Platze: er zittert, er ist außer sich, er will vor Angst vergehn. Welch ein Ungeheuer wird man auf ihn loslassen? Wird es ein Löwe, ein Bär, ein wütender Tieger seyn? Es ist ein Ziegenböckchen. Der Betrieger ward wieder betrogen.

In der kleinen Komödie, der Schatz, findet man einige Exempel von dieser Art der Ueberraschung, die ungemein komisch sind.

Jedermann kennt das *Quos ego* des Virgils. Diese Figur nennt man Interruption oder Abbrechung. Man verwechselt die Interruption oft mit der Reticenz oder der Verschweigung: allein diese letztere macht man, wenn man eine Sache sagt, indem man versichert, daß man sich wohl hüten werde, sie zu sagen: „Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich hier eine „tragische Scene öffne; daß ich diesen großen „Mann darstelle, wie er ausgestreckt liegt auf „seinen

„seinen eigenen Trophäen; daß ich ihn enthülle, „diesen blassen und blutigen Leichnam, bey wel„chem noch der Donner dampfet, der ihn traf 2c.

Flechier.

Bisweilen geschieht es, daß sich der Redner selbst plötzlich tadelt, als ob er etwas bessers oder etwas anderes sagen wollte, als was er gesagt hat: „Allein was rede ich? Kann dich „wohl das geringste beugen? Kannst du jemals „dein Leben ändern? Kannst du wohl auf die „Flucht gedenken? Kannst du dich selbst frey„willig verbannen?„ So spricht Cicero zum Katilina; und dieses nennt man Korrektion oder Verbesserung.

Die Apostrophe macht man, nicht, wenn man die Rede an jemand richtet, sondern, wenn man sie von denen abwendet, an die man sie anfangs gerichtet hatte, um sie an andere zu richten:

Zeuch, Alexander, hin bis zu den braunen Scythen;
Irr um den trägen Phrat, wo heißre Sonnen wüten,
Und reiß dein murrend Heer
Zum Ganges hin! 2c.

Uz.

Man macht Anreden an lebende, an todte, an gegenwärtige, an abwesende, an leblose Dinge:

Ihr heiligen Gewölber sehet
Wie die Prophetinn fruchtlos flehet:
Und stürzet nicht aus eurer Höh?
Minerva eilst du nicht mit Blitzen
Des Tempels Heiligkeit zu schützen?
Der Frevler flieht auf stiller See.

In dem Dialogismus oder Gespräche unterhält man sich mit sich selber: „Ich bin also „überwunden?„ ruft Juno aus, indem sie mit sich selber spricht: „ich bin gezwungen meine Unter„nehmung fahren zu lassen; dieser König der „Teukrier ist mir zu mächtig?„ u. s. w. Alsdann ist es ein Selbstgespräch. Bisweilen läßt man zwo Personen zusammen sprechen. Boileau thut dieses in seinem Briefe an den König. „Wozu sollen diese Elephanten, diese „Waffen, dieses Kriegesgeräth, alle diese „Schiffe, die das Ufer zu verlassen fertig stehn? „sagte zum Könige Pyrrhus, sein kluger Ver„trauter, ein sehr gescheuter Rath eines sehr „unweisen Königes. Ich gehe nach Rom, ant„wortete der Prinz, nach Rom, wohin die Ehre „mich ruft. — Was willst du dort machen? — „Es belagern. — Die Unternehmung ist vor„trefflich, und schickt sich nur für einen Alexan„der oder für dich. Aber wenn Rom einge„nommen ist, Herr, wohin ziehen wir dann? —

 „Die

„Die übrigen Lateiner sind sehr leicht zu über-
„winden, dieser Sieg ist uns gewiß. — Ist
„es das alles? — Von da streckt uns Sicilien
„die Arme entgegen; und wie lange wird es
„währen, so hat Syrakus unsre Flotte in sei-
„nem Hafen. — Beschließest du hiemit deine
„Züge? — So bald wir dieses eingenommen
„haben, so bedarf es nur Einen guten Wind,
„so ist Karthago erobert, die Wege sind unver-
„sperret, wer kann uns aufhalten! — Ich ver-
„stehe dich, Herr, wir machen Anstalt alles
„zu bezwingen. Wir ziehen durch die Wüste
„Lybiens, unterwerfen uns im Vorbeygehen
„Egypten und Arabien, laufen von da zum Gan-
„ges in unbekannte Länder, setzen den Scythen
„am Tanais in Angst, und machen diese weite
„Halbkugel unserer Herrschaft unterthan. Aber
„wenn wir nun zurück kommen, was willst du
„dann thun? — Alsdann, mein lieber Cyneas,
„können wir siegreich und zufrieden nach un-
„serm Gefallen lustig seyn und lachen. — Ey,
„Herr, wer wehrt es dir, heute an diesem Ta-
„ge, ohne einen Fuß aus Epirus zu setzen, vom
„Morgen bis auf den Abend zu lachen, so viel
„dir beliebt?„

Die Prosopopeia eröffnet die Gräber, er-
weckt die Todten, läßt den Himmel, die Erde,

alle Wesen, wahre, abstrakte, eingebildete Wesen reden. Diese Personendichtung ist eine von den glänzendsten Zierrathen der Beredsamkeit.

Einst, als ich eine Nacht, wie Erndtetage lang,
Mit Gram und Ungeduld im leeren Bette rang,
Wenn öde Schatten uns das Unglück schwärzer machen,
Und, Unholdinnen gleich, die Sorgen mit uns wachen,
Schalt die Vernunft mein Herz, das allen Trost verwarf,
Und sprach mit einem Ton, den es nicht tadeln darf:
Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergället:
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet.
Mach deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit. ꝛc.

Haller.

Die Hypotyposis, welches im Deutschen eben so viel sagen will als Bild, Gemälde, sichtbare Erzählung, Beschreibung, malet das Aeußerliche des Menschen:

— — — Die Hausfrau,
In jener Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand,
Die Freude lächelt aus ihr; ein Kind, der Grazien Liebling,
Verhindert sie schmeichelnd, am Halse mit zarten Armen ihr hangend,
Ein anderes tändelt im Klee, sinnt nach, und stammelt Gedanken.

Kleist.

Die

Die Gelehrten nennen dieses Bild, Prosopographie. Die Hypotyposis malt die Sitten, und alsdann heißt sie Ethopeia.

Die Welt die Cäsarn dient ist meiner nicht mehr werth,
Ruft Roms geweihter Geist, und stürzt sich in sein
Schwerdt.
Nie hat den festen Sinn das Ansehn großer Bürger,
Der Glanz von theurem Erzt, der Dolch erkaufter
Würger,
Von seines Landes Wohl, vom bessern Theil, getrannt,
In ihm hat Rom gelebt, er war das Vaterland.
Sein Sinn war ohne Lust, sein Herz war sonder
Schrecken,
Sein Leben ohne Schuld, sein Nachruhm ohne Flecken,
In ihm verneute sich der alte Heldenmuth
Der alles für sein Land, nichts für sich selber thut;
Ihn daurte nie die Wahl, wann Recht und Glücke
kriegten:
Den Cäsar schützt das Glück, und Kato die Besiegten.

Haller.

Sie malt die Geschichte:

Ach mein Vater: so rief der kleine geliebte Benoni,
Und entfloh den Armen der Mutter, die ängstlich ihm
nachlief;
Ach mein Vater, umarme mich doch! und krümmt
um die Hand sich,

Drückte sie an sein Herz. Der Vater umfaßt' ihn
und bebte.
Da nun der Knabe mit kindlicher Inbrunst ihn zärtlich umhalste,
Da er mit stillem liebkosenden Lächeln ihn jugendlich
ansah,
Warf ihn der Vater an einen entgegenstehenden
Felsen,
Daß sein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann;
Und mit leisen Röcheln entfloh die Seele voll Unschuld.
Nunmehr klagt er ihn trostlos, und faßt das kalte Behältniß
Seiner Gebeine mit sterbendem Arm. rc.

Klopstock.

Die Topographie beschreibt die Oerter: „Laßt sie uns in jenen Hospitälern sehen, wo sie „ihre öffentlichen Erbarmungen ausübte, an je„nen Orten, wo sich alle Schwachheiten, alle „Zufälle des menschlichen Lebens versammeln; „wo die Seufzer und Klagen der Leidenden die „Seele mit einer unwillkommenen Traurigkeit „erfüllen; wo der Dunst so vieler siechen Kör„per. „ u. s. w.

Flechier.

Die Vergleichung besteht darinn, zwo Sachen neben einander zu stellen, die sich auf einer oder auf mehreren Seiten ähnlich sind.

O möcht

O möcht ich so wie ihr, geliebte Bienen, seyn:
Am innern Geiste groß, obwohl von Körper klein;
Möcht ich, so schnell wie ihr, so glücklich im Bemühen,
Der Wissenschaften Feld, so weit es ist, durchziehen;
So stark durch Aemsigkeit, als fähig durch Natur,
Von Kunst zu Künsten gehn, wie ihr von Flur auf Flur;
Bemüht den treuen Freund durch Nutzen zu ergetzen,
Bereit, dem kühnen Feind den Angel anzusetzen;
Wie sehnlich wünscht mein Herz, daß stets mein Reimgebäu
An Kunst und Ordnung reich, wie eure Zellen sey,
Und mein gelindes Lied, wie euer Honig, fließe,
So nahrhaft für den Geist, wie für die Sinnen süße.

Götz.

Die Antithese oder der Gegensatz, setzt die Wörter den Wörtern, die Gedanken den Gedanken entgegen:

Weiß unterm blanken Nord, schwarz unterm braunen Süden;
Dort grimmig: ihr Getränk ist warmes Menschenblut,
Hier gütig: etwas Gold versöhnet ihre Wut.

Haller.

Rührende Figuren.

Die vornehmsten Figuren, die man gebraucht um an das Herz zu gehen, sind:

Die Ausrufung, die in Bezeugungen ausbricht: o mein Sohn! o meine Freude! o du Ehre meiner Tage.

Das Bekenntniß, welches das Vergehen bekennt um Vergebung zu erhalten. Ein Exempel davon giebt uns das kleine apokryphische Gebet des Manasse. „Ich beuge die Kniee meines „Herzens, und bitte dich, Herr, um Gnade. „Ach Herr ich habe gesündiget, ja, ich habe „gesündiget, und erkenne meine Missethat! „Ich bitte und flehe, vergieb mir, o Herr, „vergieb mir!

Die Beschwörung gebraucht man, wenn man nichts mehr von andern Hülfsmitteln hofft und also seine Zuflucht zu Bitten und Thränen nimmt. Bey diesen Thränen, die du mich vergießen siehst, bey der Treue die du mir geschworen hast ꝛc. beschwöre ich dich, ꝛc.

Die Bedrohung bricht in Drohworte aus: „Zittre für deine Bella! Ihr Leben soll das An„denken meiner verachteten Liebe auf die Nach„welt nicht bringen. — Siehe in mir eine neue „Medea! Lessing in d. Sara Sampson.

Die

Die Verwünschung ist der Ausdruck der Wut und der Verzweifelung. „Unglück und Tod, „und wo möglich die ganze Hölle möge sich auf „ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre „der Himmel auf sie herab, und unter ihr bre„che die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer „größtes zu verschlingen! Ebendas.

Die Frage wird im heftigen Styl häufig gebraucht. Sie erhält den Zuhörer in der Hitze, zwingt ihn zuzuhören und den Eindruck anzunehmen. „Derjenige, der sich wünschen „kann gleich dem Viehe zu sterben, kann unmög„lich den Geist eines Menschen haben ꝛc. Außer„dem aber, was haben dergleichen Begriffe für „Folgen? Erhöhen sie die Würde der menschlichen „Natur und vermehren die Glückseligkeit dersel„ben? Befördern sie die Ordnung und Sittsam„keit des Privatlebens? oder den Frieden „und die Wohlfahrt der Gesellschaft? Wer„den sie denjenigen, der sie hegt, der Welt im „geringsten brauchbarer, zu einem getreuern „Freunde, zärtlichern Ehemanne, liebreichern „und sorgfältigern Vater, und in seinem Berufe „fleißiger und aufrichtiger machen? — Gerade „das Widerspiel von diesem allen.

Fosters Reden, aus d. Engl. übers. erster Theil, XV. Rede.

Allein

Allein unter allen oratorischen Figuren ist keine, die mehr zum Ausdruck der Empfindungen beyträgt, als die Amplifikation oder die Erweiterung, man mag sie nehmen in welchem Verstande man will. Denn bisweilen giebt man ihr den Charakter der Hyperbel; und alsdann besteht sie darinn, dem was klein ist, einen Schein des Großen, und dem was groß ist, einen Schein des Kleinen zu geben; oder, wie Montagne sagt, kleine Schuhe für große Füße, und große für kleine zu machen. Eine Nachtigall heißt nach dieser Figur:

Ein Federchen, drinn Ton und Leben,
Und ein beflügelter Gesang,
Ein Schall, mit Hauch und Haut umgeben,
Ein singend Nichts, ein bloßer Klang.

Und von einem großen Feldherrn heißt es: „Er „hat mehr Kriege geführt, als andere gelesen „haben, ꝛc. Cicero.

Bisweilen verwechselt man die Amplifikation mit der Gradation: „Es ist ein Frevel, einen Römischen Bürger binden zu lassen; es ist ein Greuel, ihn geißeln zu lassen; „es

„es ist fast ein Brudermord ihn hinzurichten; „was soll ich sagen, wenn man ihn ans Kreuz „schlägt?„ Cicero.

Ein andermal bedeutet dieses Wort eine gewisse Ausdehnung, die man einem Gedanken giebt, den man auf verschiedenen Seiten vorstellt, einen desto stärkern und tiefern Eindruck zu machen. Die Seele wird durch den ersten Anstoß erschüttert; der zweyte bringt sie aus ihrer Lage; der dritte wirft sie zu Boden. Dieses nennt man unterstützen. So wird dieser Gedanke: **Konnte Schwerin ein rühmlicher Ende nehmen?** auf folgende Weise erweitert: „Es ist wahr, diesem Siege hat der „Edelste des Heeres, des Königs erster Feldhauptmann, sein Leben opfern müssen. — „Aber konnte der, der so edel und rühmlich ge„lebt, wohl edler und rühmlicher sterben? Konnte „das Blut dieses unter Waffen und Siegen grau „gewordenen Helden, der Gott fürchtete und „das Vaterland liebte, wohl glorreicher vergos„sen werden? Hat er nicht das letzte Ziel seines „patriotischen Wunsches vollkommen erreicht, „nur noch einmal für seinen König zu siegen, „und dann siegend zu sterben? — Ja siegend

„sank er in den Todesschlaf, und dahinsinkend „umhüllte ihn sanft das Panier, das er im Na„men des Herrn ergriffen, und dem er im Leben „so viel Ehre gemacht hatte, als wann der Tod „seine Züge und Verstellungen auf dem Angesichte „eines so Edlen vor den Augen des Heeres hätte „verbergen sollen.„ Sack.

Ein wichtiger Gedanke, der wie ein Blitz vorüber geht, wird kaum gemerkt: wiederholt man ihn ohne Kunst, so verliert er den Werth der Neuheit. Was soll man thun? Man muß ihn mehr als einmal aufführen, und jedesmal mit verschiedenen Verzierungen; dergestalt, daß die Seele, mit dieser Art von Zauberey beschäfftiget, sich mit Vergnügen bey einerley Gegenstande verweile, und davon den ganzen Eindruck empfange, den man ihr zu geben Willens ist. Man beobachte wie die Natur mit uns spricht, wenn sie ganz allein von der Leidenschaft regiert wird: eben derselbe Gedanke kömmt fast immer wieder, und oft mit eben denselben Ausdrücken. Die Kunst hält denselben Weg, aber sie verändert ein wenig das Aeußere.

So lockend jene Freude lacht,
Die nur die Sinne trunken macht,
So nah ist sie dem Ueberdrusse.
Die Wollust, vom Geschmack ernährt,
Stirbt unter dummem Ueberflusse;
Sie bleibt bey sparsamem Genusse
Weit länger schön und liebenswerth.

Du Tochter wilder Trunkenheit,
Fleuch, ungestalte Fröhlichkeit,
Und rase nur bey blöden Reichen!
Sie mögen durch entweihten Wein
Die sanften Grazien verscheuchen!
O Freunde, laßt sie Thieren gleichen:
Uns lasse Bacchus Menschen seyn!

Uz.

Keine Unachtsamkeit kann gegen einen Gedanken aushalten, der so hartnäckig immer wieder zum Vorschein kömmt; er muß in das Gemüth eindringen, sich darinn festsetzen, trotz allem Widerstande. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses die copia rerum & sententiarum der Lateiner ist, dieser volle Strom, der macht, daß die Rede muthig und mit Ungestüm dahinfließt und alles mit sich fortreißt.

Dieses sind die vornehmsten Arten von Figuren beides der Wörter und der Gedanken. Es sind, wie der Römische Redner sagt, gleichsam

die Augen der Rede, die ihr Glanz, Feuer und Anmuth geben. Allein, wenn diese Augen über den ganzen Körper ausgesäet wären, wo blieben die Verrichtungen der übrigen Glieder, die noch nöthiger und nützlicher sind: Ego hæc lumina orationis, velut oculos quosdam eloquentiæ credo; ſed neque oculos eſſe toto corpore velim, ne cætera membra ſuum officium perdant.

VII.

Stellung der Wörter in Absicht auf die Harmonie.

Es scheint als ob der Geschmack und Begriff von Harmonie das ganze Wesen unserer Seele ausmachte, wie sich einige Philosophen des Alterthums allegorisch hierüber ausgedrückt haben. Alles was harmonisch ist, hat ein Recht, völligen Besitz von ihr zu nehmen, und macht gleichsam einen Theil ihres Wesens aus.

Die Harmonie überhaupt ist eine Zusammenstimmung gleichartiger Dinge: auf diese Weise haben die Farben Harmonie in einem Gemälde, die gezogenen Linien in einem Blumenstücke, die Töne in

in der Musik, die Gedanken im Gespräch, und endlich die Wörter und Wendungen in der Schreibart.

Um einen deutlichen Begriff von der oratorischen Harmonie zu geben, muß man drey Arten von Akkorden oder Zusammenstimmungen in der Rede unterscheiden: Die Zusammenstimmung der Töne und der Wörter betrachtet als eine aneinander hangende Folge, als einen Fluß von Dingen, die sich gemeinschaftlich zusammenhalten und fortreißen; ferner die Zusammenstimmung dieser Theile untereinander, wenn man sie in Absicht auf den Raum, den sie einnehmen, und als Ansetzungsstücke betrachtet, die zusammen eine Figur ausmachen sollen; endlich die Zusammenstimmung eben dieser Töne und Wörter verglichen mit den Sachen, die sie bedeuten. Aus Mangel dieser Eintheilung ist das Wort Harmonie wankend und unbestimmt; und alles was die Alten davon gesagt haben scheint einem Räthsel ähnlich zu seyn.

Die erste Art der Zusammenstimmung kann man Melodie nennen. Dieß ist die aufeinanderfolgende Zusammenstimmung von Tönen, wovon nur Ein Theil auf einmal da ist, aber ein Theil,

das durch gewisse Beziehungen von den vorhergehenden und nachfolgenden Tönen verbunden wird; wie in dem musikalischen Gesange, wo die Töne nach Intervallen gestellt werden, die leicht zu fassen sind: dieß ist der fortfließende Bach.

Die zweyte ist der herabfallende Tropfen: man nennt sie Numerus. Sie besteht in der Austheilung der Ruhepunkte, nachdem es der Verstand und das Ohr erfodert. Numerus in continuatione nullus est. Distinctio, et æqualium et sæpe variorum intervallorum percussio numerum conficit; quem in cadentibus guttis, quod intervallis distinguuntur, notare possumus, in amni præcipitante non possumus.

Cic. Orat.

Die dritte Art behält den Namen des Geschlechts, und ist die Zusammenstimmung harter oder sanfter, hoher oder tiefer, kurzer oder langer Töne, eines prächtigen oder nachläßigen, kühnen oder furchtsamen Numerus &c. mit sanften oder harten, ernsthaften oder lustigen, langsamen oder lebhaften &c. Begriffen, die man ausdrücken will.

Wir wollen diese drey Punkte, einen jeden insbesondere, abhandeln.

VIII. Von

VIII.

Von der oratorischen Melodie.

Wenn man sagt, daß sich die Buchstaben auf eine leichte Weise mit einander verbinden sollen; daß man die häufige Zusammenkunft der Vokale vermeiden müsse, weil sie die Rede weich und auseinanderfließend machen, und der Konsonanten, weil diese sie hart und hökkerigt machen; die allzugroße Menge einsylbigter Wörter, weil ihr diese die Haltung benehmen; und langer Wörter, weil diese sie träge und schleppend machen; daß man die Schlußfälle abändern, die Reime vermeiden, zuerst die kleinern, hernach die größern Redensarten setzen müsse. Kurz, wenn man sagt, daß alles was nicht leicht auszusprechen ist, auch nicht sehr angenehm zu hören sey: so hat man fast alles von der Harmonie gesagt, was man witzigen Köpfen sagen kann, die nicht Zeit haben längere Erklärungen anzuhören, und die überdem in der Meynung stehn, daß alle Regeln der Harmonie im Ohre liegen, und daß derjenige, der sie dort nicht liegen hat, auch nicht gemacht sey, von denen einigen Vortheil zu ziehn, die man ihm etwan geben könnte. Es ist dieses nicht die einzige Materie, bey der uns

unsre Lebhaftigkeit verführt, etwas für einen Grundsatz anzunehmen, was doch kein solcher ist, und dasjenige den bloßen Regeln der gesunden Vernunft und des natürlichen Instinkts zu überlassen, was doch nöthig hätte, von den Regeln der Kunst geleitet zu werden, als welche eben dazu gemacht sind, uns die Gesetze des Instinkts deutlicher zu zeigen, und uns zu der Natur wieder zurück zu bringen, im Fall wir uns von ihr entfernet haben.

Die oratorische Melodie besteht in der Art und Weise wie so wohl die einfachen als die zusammengesetzten Töne untereinandergestellt und zusammengekettet sind, um Sylben auszumachen; die Sylben untereinander, um ein Wort auszumachen; die Wörter untereinander, um ein Glied eines Perioden auszumachen; und so weiter.

Wir zählen sechs und zwanzig Buchstaben, a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, w, x, y, z, welche sich auf vier und zwanzig zurückbringen lassen, weil unser v mit dem f, und unser y, mit dem i, übereinkömmt. Ja sie lassen sich auch noch auf wenigere herunter setzen.

Von diesen sechs und zwanzig Buchstaben drücken einige einen einfachen, andere einen zusammengesetzten oder figurierten Ton aus.

Die erstern nennt man Vokale oder Selbstlauter, weil das, was sie ausdrücken, ihr eigner Laut, ihr eigner Ton ist. Es sind deren an der Zahl fünfe: a, e, i, o, u.

Die andern nennt man Konsonanten oder Mitlauter, weil sie keinen Laut haben als nur durch Hülfe eines Vokals, dessen Tone sie zugleich eine Bildung geben. Also bildet b den Ton des Vokals e, und empfängt von diesem Vokal den Ton den es hat: b ohne Vokal ausgesprochen, ist eine bloße Bewegung der Lippen und kein Ton.

Bey den Vokalen hat man zwey Dinge zu unterscheiden: den Ton und die Dauer des Tons.

Der Ton ist voll oder mager, mehr oder weniger. Wenn man die Vokale in folgende Ordnung stellt: a, o, e, (*) u, i. so ist der erste der volleste und der letzte der magerste.

(*) Wir haben in unserer Sprache ein zweyfaches langes e. In den Wörtern leben und gehen kömmt das le dem a näher und ist folglich offener und wohlklingender als das ge: das erste e hat den Rang vor dem o, das andere nach dem o.

Die Dauer des Vokals ist, die Zeit die man zubringt, ihn auszusprechen. Diese Zeit ist in allen Sprachen verschieden; das heißt, in allen Sprachen giebt es Töne, die mehr Zeit zur Aussprache, und andre, die weniger erfodern. Die ersten nennt man **lange** und die andern **kurze** Vokale. Diese Länge und diese Kürze läßt sich nur durch die Vergleichung schätzen.

Die Konsonanten sind von mancherley Art. Es giebt geschmeidige, die sich leicht aussprechen lassen, und die gleichsam zu fliegen scheinen: l, m, n, r. Die Griechen nannten sie **halbe Vokale**.

Andre sind härter und fester als p, t, f, k.

Andre halten ein gewisses Mittel, und sind nichts anders, als diese letztern, mehr oder weniger gemildert: b, d, w, g, j.

Das s, welches zischend ist, hat unter sich das gelinde c und das z.

Dieses sind die allgemeinen Elemente aller Sprachen. Denn es sind die Elemente der Natur selbst. Der Chinese spricht a und b eben so gut wie der Deutsche. Man hat sie Elemente genannt, weil man bey der Analysie-

rung

rung gefunden hat, daß alle Sprachen daher kommen, und sich darauf, als auf ihr Principium zurückbringen lassen.

Die Natur hat sich nicht begnügt, den Menschen die ersten Elemente der Sprache zu geben, sie hat ihnen auch noch die ersten Zusammensetzungen gegeben, sie dadurch anzulocken, und auf den Weg zu bringen, Wörter zu machen. Sie hat ihnen Diphthongen oder Doppellauter gegeben, welches bloße Verbindungen der Vokale sind: au, ou, eu, ui, ai, ei, oi rc. die bey allen Völkern gleich sind, bis auf eine kleine Abänderung, die die Organe bisweilen als eine Modezierrath hinzuthun. Hiernächst hat sie die Sylben gegeben, welches Verbindungen der Vokale mit den Konsonanten sind. Zuerst gab sie einfache, ba, be, rc. Hernach etwas mehr zusammengesetzte, mam, mem, rc.

Dieses ist die Quelle der elementarischen Töne und der ersten Zusammensetzungen einer Sprache. Dieses ist die allgemeine Masse, woraus die Völker alle ihre Wörter hergenommen und sie hiernächst nach gewissen willkührlichen Gesetzen gebildet haben, die der Gebrauch, die Gewohnheit, das Beyspiel, das Bedürfniß, die Kunst, die Einbildung, die Gelegenheit, der Zufall bey ihnen einführten. Eben so wie die

Ton-

Tonkünstler aus sieben Noten nicht allein verschiedene Gesangweisen, sondern auch verschiedene Gattungen von Musik zusammengesetzt haben.

Ehe wir aus diesen Grundsätzen weitere Folgerungen ziehn, müssen wir noch einige Anmerkungen über die Töne machen und über die Art, sie mit einander zu vereinigen.

Was die Töne anbetrifft, so merke man: 1. Je näher sie der Einfalt der Elemente kommen, je sanfter und leichter sind sie auszusprechen. 2. Je länger sie sind, je melodischer sind sie. 3. Je offener sie sind, je wohlklingender sind sie. Im Gegentheil, je zusammengesetzter, oder kürzer, oder geschlossener sie sind, je härter, oder trockner, oder stummer sind sie.

Was die Vereinigung der Töne anbetrifft, so muß man bemerken, daß die Vokale, die sich bey ihrer Zusammenkunft vermischen, allezeit lieblich sind; daß diejenigen, die sich nicht vermischen, eine gewisse gähnende Oeffnung des Mundes verursachen, die man Hiatus nennt; daß die zusammenstoßenden Konsonanten mehr oder weniger hart sind, weil sie den Vokal überladen und ihm allzuviel zu formieren geben.

Nach allen diesen Anmerkungen über die Anzahl der Elemente in einer Sprache und über

ihre besondern Eigenschaften, laßt uns nunmehr sehen, wie man sie vereinigen müsse, um dasjenige herauszubringen, was man eine Melodie nennt.

Es sind in diesem Stücke zwey Abwege zu vermeiden: die Hiatus, die entstehn wenn zwey Vokale sich neben einander befinden und sich einander durchschneiden, wie in der Redensart: eine Ehre anthun. Hiernächst der Zusamstoß der Konsonanten, die, weil sie selbst keinen Ton haben, die Organe müde machen, und den Vokal verschlingen, wie in dem Worte: schmerzts.

Die Vollkommenheit in diesem Stücke, wie in der Moral, besteht in der Mitte. Die Konsonanten und die Vokale müssen dergestalt gemischt und zusammengestellt werden, daß sie sich wechselsweise Festigkeit und Lieblichkeit mittheilen; daß die Konsonanten die Vokale stärken und unterstützen, und daß die Vokale wiederum die Konsonanten verbinden und geschmeidiger machen.

Diese Gesetze, die zur Vereinigung der Buchstaben in den Sylben und der Sylben in einem Worte vorgeschrieben wurden, haben sich auch auf die Wörter erstreckt, die in einer ganzen Redensart zusammengestellt werden. Der

stumme

stumme Endbuchstabe vermählt sich gern mit dem lauten Anfangsbuchstaben des folgenden Worts; desgleichen der laute Endbuchstabe ruht und stützt sich gern auf einen stummen Anfangsbuchstaben: woraus eine angenehme Kette von Tönen entsteht, die nichts verwickelt, oder zerreißt.

Die Deutsche Sprache hat den herrlichen Vortheil nicht, daß ihre Wörter und Zeilen eine solche angenehme Kette von Tönen ausmachen: ein Vorzug, den die Griechische, die Lateinische, die Italienische, die Französische haben; und zwar diese letztere wegen ihrer gelegentlichen Auslassung vieler stummen Buchstaben. Die Deutsche ist mit Konsonanten überhäuft und neigt sich allerdings zur Härte. Was ist zu thun? Unsere Skribenten müssen alle Mittel aufbieten, ihre Rauhigkeit zu mindern, so, daß ihre Reden und Gedichte zwar immer noch stark und männlich bleiben: denn dieses ist der wesentliche Charakter unserer Sprache; aber doch an so vielen Orten, als es möglich ist, sanft und klingend werden.

Jede Sprache in der Welt hat im Wohllaute, wie in allen andern Stücken, ihre gute und ihre schlimme Seite. Selbst in die Griechische Sprache haben sich einige doppelte Anfangs-

buch-

buchstaben eingeschlichen, die uns, wenn wir sie aussprechen wollen, schwerer fallen, als die unsrigen: pta, sba, tma, mna, phta, chta, bda 2c. Imgleichen hat die Französische allzuhäufige stumme e am Ende ihrer Wörter, die sie zur Musik ziemlich unbequem machen, ob sie gleich sonst den Vortheil bringen, daß sie die Hiatus vermeiden helfen. Eben so ist auch in dieser Sprache das n vor einem Mitlauter nichts weniger als musikalisch. Ja es ist die Frage, ob nicht die Italienische Sprache selbst durch allzuviele Vokale bisweilen zu weich wird, ob sie uns nicht, durch den fast immer offenen Ausgang ihrer Wörter, bisweilen ermüdet; so wie die lateinische es vielleicht durch ihre zu häufigen stummen Ausgänge thut? Allein gute Skribenten haben den mehresten Unbequemlichkeiten ihrer Sprache auszuweichen gewußt. Wie sollen wir der Härte der unsrigen abhelfen? Wir wollen hier einige Mittel dazu an die Hand geben.

Ist es gewiß, daß der geübte Mund der Deutschen die gehäuften Konsonanten leichter und gelinder herausbringt, als der ungeübte Mund der Ausländer, und daß folglich durch unsere Pronunciation ein großer Theil derjenigen Härte wegfällt, die den Ohren des Boileau so wehe that, daß er unsere Wörter für Ungeheuer

hielt.

hielt. 2. Wir können nach Art der Griechen Zusammensetzungen machen: welches lange und wohlklingende Wörter giebt. 3. Wir haben viele klingende Doppellauter, die die Stelle des Italienischen a und o einigermaßen ersetzen, als: au, ai, å, åu, eu, ei. 4. Wir können wohlklingende Wörter aus dem Französischen und Lateinischen herübernehmen, wenn sie uns sehr geläufig sind, und wenn sie Analogie mit unserer Sprache haben, oder wenn sie mit denen Wörtern, die bereits das Bürgerrecht erhalten haben, von gleichem Gepräge sind. Doch muß es behutsam und am rechten Orte geschehn. In die poetische Sprache, zum Exempel, lassen sich des Wohlklangs und der Neuheit wegen Wörter bringen, die die Sprache der Abhandlungen entbehren kann, und umgekehrt: die Sprache der Wissenschaften erlaubt uns, der Kürze und der Deutlichkeit wegen, fremde Kunstwörter, die man in keine Ode bringen muß. 5. Wir haben ein gewisses e das wir einschalten können, wenn das Wort lieblicher und gelinder werden soll. Z. E. ebene, fodere, edeler ꝛc. auch hievon müssen wir Vortheil ziehn. 6. Besitzen wir eine ziemliche Anzahl eigenthümlicher wohllautenden Wörter; diese müssen wir, besonders in der Poesie, an-

zu-

zubringen wissen. 7. Wenn sich unsre Wörter mit zwey oder drey schweren Konsonanten endigen, so müssen wir das folgende Wort mit einem Vokal, wo nicht, mit einem solchen Konsonanten anzufangen suchen, der sich mit jenen gut vermählt. Alle diese und mehr dergleichen kleine Regeln haben wir in wohlklingenden Poeten und Prosaisten beobachtet gefunden. Ein jeder Skribent von gutem Gehöre macht oder vermehrt sie sich selber, und ohne dieses Gehör hilft keine Regel.

Was die Verbindung der Glieder und der Perioden anbetrifft, so kömmt alles auf die Lieblichkeit und auf die Mannichfaltigkeit an. Ja diese letztere Eigenschaft muß so gar der erstern vorgehn. Man urtheile davon aus dem Ueberdruß, den lauter einförmige Ausgänge in den musikalischen Gesängen feinen Ohren verursachen. Bald muß sich die Redensart mit einem kurzen Wort endigen, bald mit einem langen; mit einer Folge kurzer, bisweilen mit einer Folge langer; mit Sylben von offenem Laute, oder mit Sylben von verschlungenem Ton; mit männlichen, welche die Redensart unterstützen, oder mit weiblichen, welche die Stimme beynahe ersterben lassen. Fast eben so verhält es sich mit den Anfängen.

Es ist nicht nöthig alle diese Regeln mit einer ängstlichen Sorgfalt zu beobachten. Es ist fast hinreichend, den Geschmack zu erinnern, daß es Regeln hierüber giebt, damit er auf seiner Hut ist und auf sich selber Achtung giebt. Man weiß, daß dergleichen Erinnerungen die Einsicht und bisweilen die Kräfte verdoppeln.

IX.

Der oratorische Numerus.

Wir haben den Numerus schon oben beschrieben, und ihn unter einem Tropfen vorgestellt, der von Zeit zu Zeit niederfällt. Aber wir müssen diesen Begriff noch weiter auseinander setzen.

Der Numerus hat seinen Namen davon, daß er aus mehrern Dingen bestehen muß. Die Einheit macht keine Zahl in der Rechenkunst; ein einziger Aufschlag oder Niederschlag macht keinen Takt in der Tonkunst; eine einzige Linie in der Meßkunst macht weder Ebenmaß noch Verhältniß: also auch in der Rede, ein einziges Wort, ein einziges Glied eines Perioden als ein einziges Ding betrachtet, kann dasjenige nicht hervorbringen, was man Numerus nennt. Der Numerus kann nur bey

vervielfältigten Theilen statt finden, die unter sich eine Beziehung von Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit, von Gleichförmigkeit oder Verschiedenheit haben: Distinctio, & æqualium & sæpe inæqualium intervallorum percussio numerum conficit.

Um ordentlich in dieser Materie zu verfahren, die wichtiger ist, als man gemeiniglich denkt, so wollen wir zuerst sehen, in wie vielerley Verstande man das Wort Numerus nimmt. Hiernächst wollen wir untersuchen, welche Wirkungen der Numerus in der Rede hervorbringt, nach jedem verschiedenen Verstande, den er besitzt.

Das Wort Numerus hat eben den Verstand den das Wort Rhythmus, ῥύθμος, bey den Griechen hat.

Bisweilen bedeutet es einen beliebigen Raum, dessen Verhältniß mit einem andern Raume leicht zu fassen ist. In diesem Sinne nimmt es Cicero in der angeführten Stelle.

Oft versteht man darunter die Art, wie eine Zeile zu Ende läuft: das ist, man nennt die letzten Töne, die den Fall, den Schluß eines Gliedes oder eines Perioden angenehm machen, einen Numerus. In diesem Verstande nimmt man es, wenn man sagt ein numeroser

Schlußfall. Cicero in seinem Orator und Quintilian in seinen Institutionen, nehmen es oft in diesem Verstande.

Bisweilen bedeutet es dasjenige, was die Tonkünstler die Bewegung nennen: was nehmlich macht, daß der Gesang mehr oder weniger eilt.

Endlich giebt man diesen Namen auch demjenigen was die Griechen Metrum und die Lateiner Füße nannten, und was wir Sylbenmaß nennen. Cicero, Dionysius von Halikarnaß, Quintilian, gebrauchen es abermals in diesem Verstande.

Vom Numerus, als einem Verhältnisse mehrerer Zwischenräume.

Alle Menschen haben von Natur eine Neigung zum Numerus. Wir thun fast alles nach Abmessungen. Wann wir gehn, so geschehn unsre Schritte in gleichen Intervallen. Eben so athmen wir auch. Der Hammer des Schmiedes fällt nach dem Takte: der Weber wirft sein Schiffchen mit einem Numerus. Alles, so gar bis auf die Sichel des Schnitters, hat seine bestimm-

bestimmten Zeiten, seine Perioden, seine Hingänge nnd Hergänge. (*)

Findet sich diese Symmetrie so gar in Dingen die bloß mechanisch zu seyn scheinen: so muß sie sich mit weit mehrerm Rechte in der Rede befinden, die das Ebenbild der Seele selbst ist, das heißt, desjenigen Theiles von uns, in welchem der Grund, die Regel und das Muster des Ebenmaßes und der Verhältnisse liegen.

Bey der Nothwendigkeit Athem zu holen hat sich die Nothwendigkeit des oratorischen Numerus zuerst gezeigt. Das Werkzeug des Athemholens muß eine Zwischenzeit haben seine Schnellkraft wieder anzunehmen; und die Natur, die das Ergetzen niemals von dem wahren Nutzen trennt, hat mit dem Einath-

(*) Isaak Vossius redet von einem Bader, der ihn nach dem Takte gekämmt, bald in Daktylen, bald in Anapästen, in Jamben, in Trochäen, in Amphibrachien, in Päonen: welches ihm manche Lust gemacht habe. Non semel recordor me in ejusmodi incidisse manus, qui quorumvis etiam canticorum motus suis imitarentur pectinibus, ita ut non nunquam jambos vel trochæos, alias dactylos vel anapæstos, non nunquam amphibrachos, aut pæonas quam scitissime exprimerent unde haud modica oriebatur delectatio.

De poëmatum cant. & vir. Rhythm.

men ein Vergnügen verbunden, welches der Zuhörer nicht weniger als der Redner empfindet.

Außer dieser Art der Ruhepunkte kann man noch drey andere Arten derselben unterscheiden: die Ruhepunkte der Gegenstände, des Geistes und des Ohres.

Die Gegenstände müssen ohne Verwirrung vorgestellt werden; folglich müssen sie durch gewisse Zwischenräume von einander abgesondert werden. Man betrachte sie in der Natur, oder in einem Gemälde; es ist kein einziger, welcher nicht seine Umziehungslinie hat, die ihn einschließt und von allen andern Gegenständen absondert. Kann man wohl glauben, daß sie in einer Rede, die ein bewegliches Gemälde ist, gemacht mit Farben des Willkührs und der Einsetzung, daß sie allda keinen besondern Umriß haben, und nicht eben so von allem abgelöst seyn sollten, als in der Malerey?

Ob es gleich sehr leicht ist, die Ruhepunkte der vorgestellten Gegenstände mit den Ruhepunkten des Geistes, der sie vorstellt, zu verwechseln, und man es auch vielleicht, dem Numerus der Rede unbeschadet, thun kann: so hat doch der Geist seine eigenen, die von jenen sehr unterschieden sind. Er ist Maler; er macht Züge

nach Zügen: folglich sind sie nothwendiger Weise durch eine Zwischenzeit unterschieden, wie dieselbe auch beschaffen seyn mag. Es giebt dreyerley Verrichtungen des Geistes: Begriff, Urtheil, Vernunftschluß. Eine jede dieser Verrichtungen wird durch einen Ruhepunkt beschlossen. Wenn der Geist sich auf einen Begriff einschränkt, so findet sich ein Ruhepunkt nach dem Begriffe. Wenn er ein Urtheil fällen will, so ist auch ein Ruhepunkt nach dem Urtheile da. Endlich ist auch einer nach dem Vernunftschlusse vorhanden. Es giebt so gar im Urtheile, wenn es zusammengesetzt ist, und in einem jeden Vernunftschlusse halbe Ruhepunkte, viertheil Ruhepunkte, die man durch die Unterscheidungszeichen andeutet. So sagt man: die Jugend, die Gestalt, die Reichthümer sind vergängliche Güter.

Das Ohr hat auch seine Ruhepunkte, die nach einem gewissen abgemessenen Raume kommen, und die gleichsam so viel Punkte sind, die eine gewisse Folge der Zeit beschließen und den Augenblick bemerken, worinn eine andere Folge anfängt. Diese Ruhepunkte sind am deutlichsten in der Musik, die allezeit durch Einschnitte, durch halbe Einschnitte und durch Takte abgetheilt wird. Eine Folge von Tönen die gar

keine Abtheilungen, gar keine Symmetrieen hätte, würde das Ohr bald ermüden, oder es aufhören zu beschäfftigen. Numerus in continuatione nullus est.

Exempel werden alles dieses in ein Licht setzen: diese junge Pflanze getränket mit dem Thaue des Himmels wartete nicht lange die herrlichsten Früchte zu tragen. In dieser Redensart ist nur Ein deutlich bezeichneter Ruhepunkt, nehmlich da wo das Punktum steht. Indessen giebt es einen nach Pflanze, einen andern nach Himmels, und noch einen andern nach lange. Und um sie gut auszusprechen, muß man einige Abtheilung darinn merken lassen. Man kann nach Himmels Athem holen; aber dieß ist nur ein halber Ruhepunkt; der Geist ist allererst am Ende seines Geschäfftes nach tragen. Es ist also ein Ruhepunkt da für den Gegenstand, nach Pflanze; und ein anderer nach lange; es giebt einen zum Athemholen, nach Himmels; und endlich einen für den Geist, nach tragen. Die Ruhepunkte des Gegenstandes und des Athemholens sind in dem Ruhepunkt des Geistes eingeschlossen, dessen Gang allezeit fortgeht, unterdessen die Gegenstände sich theilen und die Aussprache sich verweilet um Athem zu schöpfen:

wel-

welches einige Abänderung verursacht. Hierauf fallen diese drey Ruhepunkte an dem Orte zusammen, wo die Gegenstände erschöpft, das Athemholen frey, und der Geist an seinem Ziel ist.

Es ist noch übrig ein Exempel von den Ruhepunkten des Ohres zu geben. Sie kommen entweder von der Symmetrie der Töne her, die wir in unsern Versen Reime nennen, oder von der bestimmten Länge und Symmetrie der Absätze. Zum Exempel in diesen beiden Versen:

Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Du pralst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie.

sind symmetrische Ruhepunkte, so wohl wegen der Reime, als wegen Gleichheit der Absätze; weil jeder von diesen Versen zwölf Schläge hat, und weil die beiden Endsylben einander gleich sind. Aber außer diesen Ruhepunkten der Endsylben, giebt es noch Ruhepunkte in den Abschnitten, die unter sich und mit den Endsylben symmetrisieren, und zwar wegen bloßer Gleichheit der Absätze symmetrisieren. Man wird es noch deutlicher in diesen beiden Versen sehn:

Welche Gottheit soll auch mir
Einen Wunsch gewähren?

Das Ohr hat hier symmetrische Ruhepunkte, ohne daß eine Symmetrie des Gleichlauts vorhanden ist. Man thue die beyden folgenden Verse hinzu, so werden symmetrische Ruhepunkte von Tönen da seyn, die sich mit den symmetrischen Ruhepunkten der Absätze durch einander schlingen:

Unentschlossen irr' ich hier
Zwischen den Altären.

Und hiemit wären die Ruhepunkte des Ohres wohl bestimmt, wie mich dünkt, und in ihren beiden Arten deutlich vorgestellt.

Die Ruhepunkte des Geistes und des Athemholens können durch die Unterscheidungszeichen bemerkt werden; die Ruhepunkte der Gegenstände, wenn sie nicht mit den Ruhepunkten des Geistes zusammentreffen, werden durch kein sichtbares Schriftzeichen bemerkt, sondern nur in der Aussprache durch den Ton der Stimme, durch gewisse Brechungen oder fast unmerkliche Unterbrechungen, quasdam impressiones, die allein der Geschmack und die natürliche Geschicklichkeit des Redenden ihm vorschreibt. Daher kömmt es, daß man so wenig Leute findet, die so zu lesen wissen, daß man ihnen gern zuhört.

Die

Die Ruhepunkte des Ohres, wann sie bloß von symmetrischen Absätzen abhangen, werden auf eben die Art bezeichnet, wie die Ruhepunkte der Gegenstände. Also, wenn man sagt:

Welche Gottheit soll auch mir
Einen Wunsch gewähren,

so läßt man die beiden Endwörter etwas deutlicher hören, die Beziehungen anzudeuten; wenn aber eine Symmetrie der Töne vorhanden ist, so ist der bloße Gleichlaut hinlänglich, diese Beziehungen anzudeuten.

Dieses sind die verschiedenen Arten von Ruhepunkten. Nun laßt uns sehen, in welcher Weite man sie von einander stellen muß.

Die Poesie hat ihre Ruhepunkte nach dem Bedürfnisse des Athemholens und nach den Gesetzen des Geschmacks gewählt: dieses ist unwidersprechlich. Also muß die Prose, wenn sie gefallen will, ohngefehr gleichen Regeln folgen, weil sie durch gleiche Organe zu gehen hat und von gleichem Geschmacke gerichtet werden soll. Und, nach einer andern Folge, müssen die Intervalle oder Absätze von zwölf, von eilf, von zehn, von neun, von acht, von sieben, von sechs, von fünf Zeiten, die man für die Poesie

gewählt hat, auch in diejenige Prose kommen, die einen guten Numerus haben soll.

Wie soll man aber einen so verschiedenen Numerus, so verschiedene Absätze in der Rede ordnen und zusammenfügen?

In der Poesie dient gemeiniglich der erste Absatz den andern zur Regel. In der Prose sind die Absätze von einander unterschieden: wenn sie nur nicht gewisse Grenzen überschreiten, so ist es genug. Das heißt, wie Quintilian sagt, die Prose ist eingekerkert, die Poesie ist noch dazu gefesselt.

Ueberhaupt sind alle Absätze angenehm, deren Verbindung einige Symmetrie macht. Bald ist es die Gleichheit:

> Ihr suchet sie mit Unruhe,
> ihr besitzet sie mit Sorgen,
> ihr verlasset sie mit Thränen.
>
> Jerusalem.

Bald ist es ein ungleicher Absatz, worauf zwey gleiche folgen; oder zwey gleiche Absätze, worauf ein ungleicher folget:

> Das ganze Haupt ist krank,
> Das ganze Herz ist matt,
> Von den Fußsolen an bis auf die Scheitel ist nichts gesundes an ihnen. Jes. 1.

Zu-

Zuweilen ist eine aufsteigende Fortschreitung darinn;

Dieser Große,
Dieser Eroberer,
Dieser auf Erden so hoch geprie-
sene Held. Bourdaloue.

Zuweilen ist sie umgekehrt:

1. Worauf kommen alle diese prächtigen Lobeserhebungen hinaus, die man ihnen ertheilet,

2. und die wir an den stolzen Ehrenmälern lesen, die ihnen die menschliche Eitelkeit errichtet?

3. Auf diese traurige Ueberschrift:
4. Hic jacet. Bourdaloue.

Zuweilen soll diese umgekehrte Fortschreitung Lebhaftigkeit anzeigen:

Will man sagen, daß ich mich selbst schuldig gefühlet und deshalb die Flucht ergriffen habe?

Allein was man mir vorwarf, das war ja kein Verbrechen, es war vielmehr die löblichste Handlung unter der Sonne.

Daß

Daß ich mich gefürchtet habe, vom Volke verdammet zu werden?

Allein hier war von gar keinem Gerichte die Rede, und wäre ein Gericht gehalten worden, ich hätte mich mit gedoppelter Ehre herausgezogen.

Daß rechtschaffene Leute mir ihren Beystand versaget haben?

Das ist falsch.

Daß ich den Tod gescheuet habe?

Das ist eine Beleidigung.

Cicero.

Man sehe hier ein kürzeres Exempel: Er, der alles überlegte, alles erwog, alles sah.

Von allen diesen Zusammensetzungen hat keine mehr Anstand und Würde, als diejenige, die eine aufsteigende Fortschreitung bezeichnet. Diese erhebt den Styl, nud macht, daß er mit Stärke, mit Hitze, mit vollem Strome dahin fließt.

Allein so schön und anmuthig sie auch ist, so ist die Mannichfaltigkeit doch noch schöner. Man muß beide miteinander zu vereinigen suchen, und diese Fortschreitung für gewisse Gedanken aufsparen, die einen Glanz haben, die

vor

vor andern ins Auge fallen sollen, und muß von den gleichen, von den abnehmenden Intervallen einen Gebrauch machen, zuweilen gar die Symmetrie unterbrechen, um von fern einen desto prächtigern Numerum zu veranstalten. Mit einem Worte, man muß alles dergestalt ordnen, daß man auf der einen Seite die Pedanterey und Affektation vermeide, und daß, auf der andern Seite, die Ruhepunkte so zusammenstimmend und so abgeändert erscheinen, daß die Gegenstände einander folgen, ohne sich zu verwirren; daß der Geist beständig arbeite, und sich von Zeit zu Zeit ausruhe; daß das Ohr durch mannichfaltige und symmetrische Gänge hindurchgeführet werde; daß endlich das Athemholen frey bleibe, ohne verzärtelt zu werden, und der Zuhörer immer im Athem, und in derjenigen unvermerkten Uebung erhalten werde, die man die maschinenmäßige Aufmerksamkeit nennen kann.

Man sündiget hier auf beiden Seiten durch das Uebermaß. Es giebt Dunkelheit und Verwirrung, wenn der Ruhepunkte zu wenig sind. Es läßt affektirt, wenn sie zu häufig oder allzusymmetrisch sind. Zum Exempel, aus Mangel genugsamer Ruhepunkte kann man sich nicht ohne Schwierigkeit aus der zweyten von diesen bei-

den Redensarten herausfinden: Es ist eine fast überall angenommene Meynung, daß man auch ohne Verstand, sich einen großen Ruhm in den Waffen erwerben kann. Dieß ist die erste: man sehe hier die zweyte: Allein ich bin desfalls nicht geneigter zu glauben daß es möglich sey daß Maschinen denen der Gebrauch der Urtheilskraft versagt ist mit gutem Fortgange eine von denen Künsten sollten ausüben können bey welchen es am allermeisten auf Urtheil und Ueberlegung ankömmt. Es giebt Ruhepunkte in dieser Redensart, allein es sind deren nicht genug, und sie sind nicht merklich genug: die Gegenstände haben sich gleichsam in einander verwickelt. Es ist eine Verwirrung und ein Labyrinth, woraus sich der Geist mit Mühe herauszieht: und wenn sich der Leser nicht selbst die Freyheit nähme, Athem zu schöpfen, wo es ihm nöthig thut, so liefe er Gefahr am Ende außer Athem zu seyn.

Wenn allzuviel Ruhepunkte vorhanden sind, oder wenn sie zu symmetrisch oder zu glänzend für die Gattung sind, bey der man sie gebraucht: so wird die Rede wie ein Gemälde von musivischer Arbeit; oder sie wird aus grosser Regelmäßigkeit gezwungen und steif; oder

oder sie formiert eine Maskerade, wodurch die ganze Gattung verkleidet wird, und auf eine groteske Art der prächtige Numerus mit einfältigen Sachen, und große Sachen mit einem einfältigen und nachläßigen Numerus zugleich auf die Bühne treten. Man wird es an dem Exempel sehen, welches ich hier anführen will. Es werden darinn einem Schüler der Beredsamkeit Lehren über seine Kunst gegeben. Man sagt ihm, indem man von den Rednern spricht:

Es müsse ihre Stimme
sowohl Aufmerksamkeit zu erhalten fähig,
als Leidenschaften zu erregen tüchtig,
zur Heftigkeit der Rede,
eine männliche Stärke,
zur Größe der Empfindung,
eine anständige Freyheit,
zur Lebhaftigkeit des Schmerzens,
einen rednerischen Nachdruck
hinzuzufügen wissen,
als welche ihnen nöthig sind,
uns zu erwecken,
uns anzugreifen,
uns zu durchdringen.

Es ist nicht genug, daß sie erschüttre;
sie führe mit sich fort.
Es ist nicht genug, daß sie beherrsche;
sie bringe unters Joch.
Es ist nicht genug, daß sie rühre;
sie zerreiße das Herz.

Da haben wir was die Lateiner numerus luxurians, einen üppigen Numerus genannt haben würden. Cicero hätte nicht unterlassen, die beiden Verse des Lucilius hierauf zu deuten:

Quam lepide lexeis compostæ, ut tesserulæ omnes
Arte, pavimento atque emblemate vermiculato!

Man glaubt Wunder gethan zu haben, wenn man Symmetrie auf Symmetrie gethürmt hat, wenn alle Gedanken in abgepaßten Feldern stehn; allein am Ende hat man, anstatt einer edlen, freyen und nachdrücklichen Sprache, nichts als einen affektierten Styl und einen kindischen Schimmer aufzuweisen.

Es ist eben so viel Numerus in einem Briefe der Frau von Sevigne, als in den Reden des Flechier; allein der Numerus des Redners ist steigender, ist gleicher, schmettert mehr, vibrantes numeri. Die Frau von Sevigne spricht nicht in drey Absätzen: sie sagt die Sache

nur einmal, bloß um sie zu sagen. Flechier erweitert den Gedanken, er macht Staat, er will seinen Zuhörer täuschen. Die Frau von Sevigne denkt nicht auf die Wahl der Wörter, auf nachahmende Schlußfälle. Flechier vergißt nichts, was seiner Rede Glanz, Stärke, Majestät mittheilen kann. Er sucht nicht nur die Töne in seinen Perioden gut zu verbinden, gut aneinander zu ketten, sondern auch die Perioden auf eine Art fallen zu lassen, die für das Ohr und für den Geist angenehm ist; das heißt, er denkt darauf, wie er seiner Rede einen prächtigen Numerus geben möge, wenn wir dieses Wort in dem zweyten Verstande nehmen, den wir ihm oben gegeben haben, und den wir jetzt weiter erklären wollen.

Vom Numerus, als einem Schlußfalle.

Die alten brachten die Sylbenmaße ihrer Poesie bis in ihre Prose. Sie untersuchten welche Sylbenmaße glänzend, welche einfältig, und welche von der mittlern Art wären.

Die glänzenden behielten sie zu Schlußfällen der hohen Poesie; und die andern gaben sie den niedrigern Dichtungsarten und der Prose. Sie sagten: Die Perioden, um einen guten Fall

zu bekommen, müssen sich endigen mit einem Anapäst, mit einem doppelten Trochäus, mit einem Päon, (*) u. s. w.

Wir haben uns bisher mit allgemeinen Regeln beholfen. Wir sagen die Schlußfälle müssen natürlich seyn, sie müssen weder zu sehr aufgeschürzt noch zu schleppend seyn. Vielleicht haben wir hierinn mit den Alten einerley Vortheil. Denn ihre metrische Kunst sagte ihnen lange nicht alles. Geschmack und Gehör mußten ihnen den Gebrauch ihrer Kunstregeln anzeigen, ihnen Zeit, Ort und Art bestimmen. Sonst hätte ihnen ihre genaue Sylbenrechnung nicht mehr geholfen, als die Regeln der Rhetorik einem ungeschickten Menschen helfen, der eine Rede verfertigen will.

Dieß will nicht sagen, als ob in unserer Prose der Numerus in den Sylben, die vor dem Ruhepunkte vorhergehn, nicht auch von gewissen Regeln bestimmt werden könnte. Wir haben Wörter die mehr oder weniger wohlklingend, mehr oder weniger lang, mehr oder weniger ernsthaft, mehr oder weniger lebhaft in ihren Endun-

gen

(*) Der Päon besteht aus drey kurzen Sylben und einer langen. Man hat deren vier: 1) –◡◡◡ 2) ◡–◡◡ 3) ◡◡–◡ 4) ◡◡◡–.

gen sind. Die zweysylbigten Wörter, oder die weiblichen Ausgänge, haben einen weichern Ton, der mehr entwickelt zu seyn scheinet. Die männlichen Endsylben haben mehr Stärke, mehr Glanz. Beide genauer kennen zu lernen darf man nur die Reime von einem unserer Poeten durchgehn.

Dem Redner kömmt es zu hierinn eine Wahl zu treffen, nachdem es die Materie, welche er abhandelt, oder der Gedanke den er vorstellt, oder endlich auch die Mannichfaltigkeit erfodert, die nirgends nöthiger ist, als in diesem Stücke. Diese Mannichfaltigkeit aber wird gemeiniglich durch die Gegenstände selbst und durch die Wörter die sie ausdrücken in die Rede hinein gebracht. Wenn der Redner geschickt ist, so zielt fast seine ganze Kunst dahin, alles zu entfernen, was den Numerus verdunkelt und ihn verhindert, sich so zu zeigen, wie er ist. Man wird es aus diesem Exempel des Flechier sehen: Le juste regarde sa vie, tantôt comme la fumée qui s' éléve, qui s'affoiblit en s'élevant, qui s'exhale & s'évanouit dans les airs: tantôt comme l' ombre qui s' étend, se rétrécit, se dissipe; sombre, vuide et *disparoissante* figure.

Eben so wie es halbe Ruhepunkte und ganze Ruhepunkte giebt: eben so giebt es auch halbe

Schlußfälle, wenn ich so reden darf, und geendigte Schlußfälle. Vous immolez à votre souveraine grandeur de grandes victimes; et vous frappez, quand il vous plaît, ces têtes illustres que vous avez tant de fois couronnées. Die eine von diesen beiden Redensarten endigt sich bey victimes, die andre bey couronnées. Victimes ist ein halber Schlußfall; couronnées ist der geendigte Schlußfall. Der erste ist bescheidener, der andre ist prächtiger und wohlklingender.

Vom Numerus, als einer Bewegung.

Der Numerus, als eine Bewegung betrachtet, besteht in der Langsamkeit oder in der Geschwindigkeit und in den verschiedenen Graden derselben. Ein Bach eilet mit Murmeln dahin: ein Fluß, den die Regengüsse aufgeschwellt haben, zeigt eine breite Stirn, geht kühn obgleich stillschweigend fort, und erwartet einen Widerstand, der ihn reize. Ein Springbrunnen spielt in der Luft und kömmt nicht weiter. Die Rede, die den Wassern ähnlich ist, besitzt ihre ganze Biegsamkeit und fast alle ihre andern Eigenschaften. Sie läuft wie sie, und läuft fast auf eben so verschiedene Weise.

Die Bewegung der Rede findet sich sowohl in der Komposition als in der Aktion desjenigen,

gen, der sie deklamiert. Man empfindet sie aber nur in der Aktion recht deutlich, eben so wie sie in der geschriebenen Musik nur durch das Singen empfunden wird.

In der Rede besteht sie erstlich: In einer solchen Anordnung der Sachen, daß diese sich eine nach der andern zu erzeugen und fortzutreiben scheinen, wie die Wellen.

2. In der natürlichsten Verbindung der Begriffe, der Urtheile und der Vernunftschlüsse untereinander. Durch dieses Mittel scheinen sich alle Theile einander anzuziehen, um nach ihrem gemeinschaftlichen Ziele zu laufen.

3. In den Hererzählungen, in der Zergliederung der Umstände, wo die Begriffe gleichsam wimmeln, und gedrängt und hitzig auf einander fallen.

4. In dem Gebrauch gewisser Figuren, die der Rede Flügel zu geben scheinen: dergleichen sind die Disjunktion, die die Verbindungswörter wegnimmt; die Wiederholung, die, durch eine gegenseitige Wirkung, die Wörter wiederholt, dem Gedanken einen neuen Anstoß zu geben, ihn schneller fortzutreiben; vor allen Dingen aber die Frage, die den Geist des Zuhörers mit sich fortreißt, ihm die Antwort auf-

giebt, und ihn also bisweilen wider seinen Willen beschäfftiget.

5. In der Mischung kurzer und langer Sylben, die den jambischen Vers der Alten so hurtig machte, celeres jambos. Die kurze schlägt die lange, und der Widerstand von dieser scheint die Kräfte von jener zu reizen:

Beatus ille qui procul negotiis,
Paterna rura bobus exercet suis.

Und endlich in der Austheilung des verschiedenen Numerus, welcher jedem Gliede, jedem Zwischensatze, jedem Worte einen gewissen Anstoß giebt, der von eben der Art ist, wie der Trieb des Taktes in der Musik. Das Ohr, gewohnt einen gewissen Raum zu durchlaufen, folgt ihm maschinenmäßig, und eilt beym Anfange des Raumes, um bis ans Ende zu kommen und hernach mit eben derselben Hurtigkeit wieder anzufangen. Außer dem giebt es noch halbe Ruhepunkte, Viertheilruhepunkte, welche, da sie eine gewisse Beziehung auf einen allgemeinen Vereinigungspunkt haben, alles mit sich dahin ziehn. Alle diese vereinigten Eigenschaften sind es, die den Gang des Homers so beleben: alles eilt bey ihm, semper ad eventum festinat; weit entfernt daß der Leser, der ihm folgt, müde werden oder einschlafen sollte, spornt er sich vielmehr immer stärker an, um bis zur Entwickelung zu gelangen.

Vom

Vom Numerus, als einem Sylbenmaße.

Dionysius von Halikarnaß in seinem Traktat von Anordnung der Wörter will haben, daß eine vollkommen wohlklingende Prose nicht allein ihre Ruhepunkte und Rythmen (*) haben soll,

(*) Der Rythmus ist nichts weiter, als ein nach gewissen Gesetzen bestimmter Raum. Das Sylbenmaß oder Metrum ist auch ein bestimmter Raum, aber ein solcher, wovon jedes Theil wiederum nach gewissen Gesetzen angefüllt ist.

Um diesen Unterschied deutlich auseinander zu setzen, so laßt uns einen Rythmus von zwey Zeiten annehmen. Man mag ihn umkehren wie man will, so kommen allemal zwey Zeiten heraus. Der Rythmus geht nur auf den bloßen Raum. Wenn man aber diesen Raum mit Tönen anfüllt, so muß man, nachdem die Töne mehr oder weniger lang oder kurz sind, mehr oder weniger nehmen, ihn anzufüllen: dieses bringt verschiedene Sylbenmaße über einerley Rythmus, oder, wenn man will, verschiedene Eintheilungen eines gleichen Raumes hervor. Zum Exempel, wenn die beiden Zeiten des Rythmus mit zwo langen Sylben angefüllt sind, so wird aus dem Rythmus das Maß, welches man Spondeus nennt; wenn sie mit einer langen und zwey kurzen erfüllt sind, so wird der Rythmus, ohne daß er aufhört eben derselbe zu seyn, zum Daktylus; wenn zwo kurze und eine lange hineinkommen, ist es ein Anapäst; wenn eine lange zwischen zwo kurzen steht, ist es ein Amphibrachys; endlich wenn vier kurze zusammen kommen, so wird es ein doppelter Pyrrhichius. Hier haben wir fünferley Sylbenmaße über einerley Rythmus.

ohngefähr auf eben die Weise wie die Verse; sondern daß sie auch so gar die Sylbenmaße derselben haben soll: und mit Weglassung einiger Sylben, von denen er glaubt, daß sie nur zur Versteckung der Versifikation eingestreut wären, setzt er ganze Eingänge aus dem Demosthenes in Verse von verschiedenen Arten ab.

Ohne erst lange zu beweisen, daß eine wohlklingende Rede so beschaffen seyn müsse, wollen wir seinem Beyspiele folgen und sehen, ob wir in den klangreichsten Stellen unserer eigenen höhern Prose diese ungleichen Versarten entdecken können. Die harmonischen Sylbenmaße der Griechen und des Horaz sind den deutschen Lesern bekannt; unsre Dichter haben es der Mühe werth geachtet, sie nachzuahmen (*). Sie bestehen aus einer solchen Mischung kurzer und langer Sylben, die das Ohr beschäfftiget, ohne es zu ermüden; sie sind so mannichfaltig und zugleich so einträchtig geordnet, daß es scheint, als ob ihre Erfinder sie aus allen möglichen Zusammensetzungen von Sylbenfüßen ausgesucht hätten. Diese Modelle des Wohl-

(*) Siehe den ersten Band, pag. 180.

Wohlklangs wollen wir zum Grunde unserer Untersuchung legen. Laßt uns bey den prosaischen Uebersetzungen der Poeten anfangen. Vielleicht wird man hier das fehlende Sylbenmaß durch ein Aequivalent zu ersetzen gesucht und allen Wohlklang und Numerus aufgeboten haben. Wir öffnen des Herrn Eberts Uebersetzung von Youngs Nachtgedanken:

1. Die Göttinn, Nacht,
2. streckt itzt von ihrem schwarzen Throne,
3. in stralenloser Majestät,
4. ihren bleyernen Zepter
5. über eine schlummernde Welt aus:
6. Welch eine todte Stille!
7. Welch eine tiefe Finsterniß!
8. Weder das Auge,
9. noch das horchende Ohr
10. findet einen Gegenstand;
11. die Schöpfung schläft.

Der erste, zweyte und dritte Absatz sind jambisch; der vierte ist ein hexametrischer Ausgang,

oder dieser Vers des Horaz: cras donaberis hædo; der fünfte ein ähnlicher: insignes, aut thessala Tempe; der sechste und siebende sind bekannte Jamben; der achte ist der adonische; der neunte dieser wohlklingende Halbvers: nolis longa feræ; der zehnte ein trochäischer; der eilfte ein jambischer Vers.

Wer diese ganze Stelle, auch ohne Vorurtheil eines poetischen Sylbenmaßes, lieset, der findet, daß sie wohlklingend ist, und daß die Abtheilungen, die wir gemacht haben, kürzere oder längere Pausen sind, die er selber im Deklamieren macht.

Noch eine Probe aus Thomsons Trauerspiele Eduard und Eleonora,

1. O du glänzende Sonne!
2. die du jetzt zu jenen Gegenden eilest,
3. zu jener meiner Geburtsinsel,
4. die ich nicht mehr sehen soll,
5. und für deren Wohlfahrt
6. mein jugendliches Herz

7. oft

7. oft so manchen eiteln Entwurf
8. vergeblich gemachet hat,
9. o trage dahin,
10. leuchtende Kugel des Tages,
11. trage zu jenem theuren Flecken des Erdballs
12. mein letztes Lebewohl.

Der erste Absatz ist der obige Vers: cras donaberis hædo. Der zweyte läßt fünf Füße des Hexameters hören, und ist diesem odaischen Verse ähnlich:

[Doch] Friedrich schoß in einem donnernden Wetter.
Lange.

Den Ausgang des dritten können wir als einen Sylbenfuß ansehen, der die Versifikation verstecken soll: wirft man die letzte kurze Sylbe weg, so ist es ein wohlklingender Pindarischer Vers (*). Der vierte, fünfte und sechste sind bekannt. Wenn man dem siebenden Eine Sylbe zulegt, so ist er ein lyrischer Vers unsrer Poeten:

Allein

(*) Siehe Pindars neunte Olympische Ode, den letzten Vers der Strophen und Antistrophen. Imgleichen in der eilften Pythischen Ode, den letzten Vers der Epoden.

Allein er fließt nicht wieder zurück.

Zachariä.

Der achte ist, mit eben diesem Zusatze, der wohlklingende Vers des Horaz: dos est magna parentium (*). Der neunte ein Schlußvers folgender Strophe:

Mars führte neulich die tapfern Geschwader:
Ihm folgte Mordlust, Verwirrung und Lärm,
Pan wich, es wichen die flüchtigen Nymphen,
Und Ceres entfloh.

Lange.

Der zehnte ist ein bekannter Arienvers, ein dreyfüßiger hexametrischer Ausgang, ein ähnlicher mit dem pherekrazischen: cras donaberis hædo. Der eilfte enthält die fünf letzten Füße des Hexameters. Der zwölfte ist jambisch.

Man könnte alle diese Abschnitte mit noch genauern Autoritäten aus dem Pindar belegen: wir begnügen uns mit dem ungezweifelten Wohlklange des Horaz, und berufen uns im übrigen auf das eigene Gehör unserer Leser. Indessen sind wir nicht der Meynung, daß diese angeführ-ten

(*) Will man den siebenden und achten Vers in Gedanken zusammen nehmen, so mißt er einen ganzen Hexameter; zwar keinen regelmäßigen Hexameter, aber doch einen schönen Vers von zwölf Schlägen, den wir in der Mitte zweymal abschneiden können:

Oft so manchen | eiteln Entwurf | vergeblich gemachet hat.

Horaz

ten Uebersetzer bey ihrer Arbeit allemal deutlich daran gedacht hätten, wie sie ihre Kommata zu Alcäischen oder Alkmanischen Versen machen möchten. Vielleicht haben sie nichts mehr gethan, als ihre Wörter so lange herumgeworfen, weggeworfen, verkürzt, verlängert, bis sie einen wohlklingenden Zusammenhang höreten. Und wann höreten sie diesen? Wann die Redensart, das Glied, der Periode die Versarten enthielten, die wir in ihnen gefunden haben.

Wir können uns nicht enthalten noch eine dritte Stelle anzuführen, damit man sehe, daß die obigen Exempel nicht rar zu finden, oder die einzigen in ihrer Art sind.

In des Herrn Geßners prosaischen Idyllen singt der Faun in dem zerbrochenen Kruge.

1. Schön

Horaz hat Sylbenmaße worinn der wohlklingendste Hexameter auf eine ähnliche Weise zerstört und verworfen erscheint;

Tu ne quæsieris, | ſcire nefas, || quem mihi, quem tibi;

imgleichen:

Te Deos oro | Sybarim || cur properes amando.

Die erste Hälfte dieses letztern Verses paßt sich vollkommen zu unserm siebenden Abschnitte, so wie die letzte Hälfte des erstern sich zu unserm achten paßt

1. Schön war mein Krug,
2. meiner Höhle schönste Zierde,
3. und gieng ein Waldgott vorüber,
4. Dann rief ich: komm, trink
5. und siehe den schönsten Krug.
6. Zevs selbst hat bey dem frohesten Fest
7. nicht einen schönern Krug.
8. Er ist zerbrochen!
9. Ach! er ist zerbrochen,
10. der schönste Krug!
11. Da liegen die Scherben umher.
12. Wenn bey mir die | Brüder sich sammelten,
13. Dann saßen wir rings um den Krug.
14. Wir tranken, und jeder der trank,
15. sang die darauf gegrabene Geschichte,
16. die seinen Lippen die nächste war.
17. Jtzt trinken wir nicht mehr, ihr Brüder,
18. aus dem Krug!
19. Jtzt singen wir nicht mehr die Geschichte,
20. Die jedes Lippen die nächste ist! ꝛc.

Hier

Hier lassen sich die poetischen Sylbenmaße so rein und deutlich hören, daß man nicht glauben kann, daß sie zufällig seyn sollten. Der erste Vers ist ein kurzer daktylischer Vers in unsern Arien und Oden; oder, der mittelste Abschnitt, der mittelste reine Choriambus in diesem Verse des Horaz:

Tu ne quæsieris, | scire nefas, | quem mihi, quem tibi.

Der zweyte ist ein bekannter trochäischer; der dritte, dieser Vers:

Und stirbt, die Götter zu mehren.

Lange.

Oder, wenn man ihm eine Sylbe abnimmt, der pherekrazische des Horaz. Der vierte ist der neunte unsers zweyten Exempels, ein Arienvers, worinn wir ganze Lieder besitzen:

Ihr Faunen, ihr Nymphen,
Es gab euch ein Gott
Die Gabe zu schimpfen
Und Mienen zum Spott.

Gleim.

Der fünfte, der obige glykonische:

[Dos] est magna parentium.

Der sechste, der erste Vers unsers ersten Exempels und der kurz vorhergehende vierte zusammengesetzt; oder dieser lyrische:

Allein er fließt nicht wieder zurück.

Zachariä.

Der siebende, achte, neunte, zehnte sind bekannt. Der eilfte, ein daktylischer in unsern Arien, oder, wenn man ihm die erste Sylbe wegnimmt, der archilochische:

Arboribusque comæ.

Der zwölfte, fast der alcäische:

[Dux] inquieti turbidus Adriæ.

Der dreyzehnte und vierzehnte, wie der eilfte. Der funfzehnte jambisch. Der sechzehnte:

Und deine Leyer vergessen hast.

Zachariä.

Oder, Eine Sylbe ausgenommen, Horaz:

Dos est magna parentium.

Der siebenzehnte, ein daktylischer Vers in unsern Arien, fast der alkmanische:

[Cras] ingens iterabimus æquor.

Der achtzehnte, ein trochäischer Arienvers. Der neunzehnte läßt die Hälfte dieses Verses hören:

— — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Solvitur acris hiems || grata vice | veris & favoni;

oder auch den Hendekasyllabus:

[Nam] mellitus erat suamque norat.

Der zwanzigste symmetrisiert mit dem sechzehnten.

Hier

Hier haben wir also was wir gesucht haben: lyrische Verse in einer wohlklingenden Prose. Diese Verse müssen noch mehr abgeändert, noch mehr zerstöret werden, wenn sich die Rede noch weiter von der Poesie entfernt. Auch müssen nicht alle Stellen einer Rede diesen glänzenden Numerus besitzen. Der gute Geschmack, das wohlgeschaffne und wohlgeübte Ohr muß es beurtheilen, wann und in welchem Maße er anzubringen ist: wer dieses nicht besitzt, den werden alle Regeln in der Welt zu keinem harmonischen Redner machen.

Man lasse uns in zwey Worten alles zusammenfassen, was wir über den Numerus gesagt haben, und den Vortheil zeigen, den er einer Rede bringt.

Wenn man den Numerus als einen Raum von gehöriger Ausdehnung ansieht: so fällt er dem Geiste, dem Ohre, dem Athemholen desjenigen bequem, der da redet, und desjenigen der ihm zuhört; er stellt die Gegenstände deutlich von einander abgesondert vor, verbindet die Redensarten durch symmetrische Beziehungen, läßt sie, nach Beschaffenheit der Umstände, wachsen und abnehmen, und ändert sie auf eine so mannichfaltige Art, daß der Geschmack befriedigt wird. Er giebt Anlaß zur Aktion des

Deklamators. Die Gestus können unmöglich angenehm seyn, wenn sie nicht ihre Zeiten, ihre Stufen, ihre Abänderungen, ihre Brechungen, ihre Ruhepunkte haben. Wenn die rednerische Komposition nicht dieses alles übereinstimmend besitzt: so hat solches ohngefähr die Wirkung die ein Tanz hat, der nach der Violine gemacht ist, ohne daß eine Uebereinstimmung der Töne mit den Schritten vorhanden ist.

Wenn man den Numerus als einen künstlich zubereiteten Schlußfall betrachtet; so ist er wie eine scharfe Spitze am Ende eines Pfeiles, er giebt dem Gedanken Schwung und Gewicht, und macht seinen Lauf sicherer und gewisser. Wenn also die Töne insgesamt durch eine richtige Melodie untereinander verbunden werden, und man ihnen außerdem lebhafte und glänzende Schlußsylben anhängt, so entstehet daraus dasjenige, was Seneka pugnatorius mucro nennt. Die Redensarten sind lauter Pfeile die weit tragen und sich eine Oeffnung machen.

Wenn man den Numerus als eine Art von Bewegung der ganzen Rede überhaupt ansieht, so beschleunigt er mehr oder weniger des Redners Komposition. Man liest eine Historie ganz ruhig; der Geist wandert ohne Zwang von einem

nem Gegenstande zum andern: aber eine gerichtliche oder eine andere nachdrückliche Rede reißt uns mit Gewalt fort. Die Schlußreden und Erweiterungen gehen mit Ungestüm, sie haben einen hurtigen und kühnen Lauf, der ihre Kraft verdoppelt und den Feind über einen Haufen wirft.

Wenn man endlich den Numerus als ein Sylbenmaß betrachtet: so giebt er der Prose den halben Wohlklang der Poesie. Die lyrischen Sylbenmaße der Alten gefallen den feinsten Ohren: das ist ausgemacht. Warum sollen sie in der Rede eines Panegyristen aufhören zu gefallen. Ueberdem wird Prose und Poesie durch diese Sylbenmaße nicht im geringsten vermengt und verwirrt. Der Klang der metrischen Prose ist lange nicht so stark, als der Klang der epischen oder der lyrischen Poesie. Diese widerholt ihre Sylbenmaße unaufhörlich, und schlägt dadurch unser Ohr so stark, daß wir auf ihren Gang aufmerksam seyn und ihn behalten müssen: die wohlklingendste Prose hingegen besteht aus eben so schönen, aber zugleich aus so verschiedenen Sylbenmaßen, daß wir ihren Gang gar nicht behalten können; sie ergetzt unser Ohr, ohne einen

so starken Eindruck darauf zu machen, als die Ode oder die Elegie.

Aus diesem allen kann man schließen, daß dem Redner nichts wichtiger ist, als zu wissen, wie er diese verschiedenen Arten des Numerus recht gebrauchen soll; weil derselbe einen grossen Theil von der hohen Wohlredenheit, von dem halb poetischen Feuer in sich schließt, welches allein den Namen der Beredsamkeit verdienet.

X.

Von der oratorischen Harmonie.

Die Harmonie der Töne als Zeichen betrachtet, ist die Zusammenstimmung der Töne mit den Sachen die sie bedeuten. Sie bestehet in zwey Stücken: 1. in der Uebereinstimmung und Beziehung der Töne, der Sylben, der Wörter mit den Gegenständen welche sie ausdrücken. 2. in der Uebereinstimmung des Styls mit der Materie. Die erstere ist die Zusammenstimmung der Theile des Ausdrucks mit den Theilen der ausgedrückten Sachen. Die andere ist die Zusammenstimmung des Ganzen mit dem Ganzen.

Harmonie in den Tönen.

Die Töne können, ohne daß sie zu Wörtern gebildet sind, vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, und auch vermöge ihrer Dauer, dem Menschen eine Art von unartikulierter Sprache verschaffen, womit er, wenigstens in gewissem Grade eine gewisse Anzahl Sachen ausdrücken kann. Man sehe hier wie dieses zu beweisen ist.

Wenn die Menschen kein anderes Mittel hätten, sich ihre Begriffe mitzutheilen, als die Geberden, so würden sie die Figur und die Bewegung der Gegenstände nachmachen, die sie vorstellen wollen. Sie würden die Hand empor heben, den Himmel zu bezeichnen; sie würden sie herabsenken, einen tiefen Ort anzudeuten; sie würden durch die Nachahmung ein laufendes Pferd, einen fallenden Baum ausdrücken. Laßt uns setzen, daß sie anstatt der Geberden nichts als die bloße Stimme hätten, und aufs höchste die ersten Zusammensetzungen der elementarischen Buchstaben, von welchen wir gesagt haben, daß sie allen Menschen gemein sind: glaubt man wohl, daß sie kein Mittel finden würden durch diese Töne miteinander zu sprechen? Wenn das Bedürfniß sehr dringend wäre: so würde das Werkzeug der Stimme

alle seine Kraft anstrengen und lebhafte, schneidende, stumpfe, hurtige, gezogene, rollende, knallende Töne hören lassen, gebildet von den verschiedenen Eindrücken, die sie auf ihrem Wege durch den Schlund, über die Zunge, durch die Zähne, über die Lippen bekommen; und dieses alles übereinstimmend mit den Eigenschaften desjenigen Gegenstandes, der bezeichnet werden sollte.

Diese Sprache ist nicht gänzlich ein angenommener Fall: man sieht einen Theil ihrer Wirklichkeit bey Kindern, die oft nachahmende Töne gebrauchen, Gegenstände auszudrücken, deren Namen ihnen noch nicht bekannt sind; und in der theatralischen Deklamation findet man keine einzige Scene, worinn nicht Sachen durch die bloße Stimme und durch nachahmende Töne ausgedrückt werden sollten.

Diese nachahmenden Töne sind in alle Sprachen verwebt: sie machen gleichsam die Grundlage davon aus. Sie haben den Wörtern ihren Ursprung gegeben, auch findet man sie in tausend Wörtern einer jeden Sprache in der Welt. So sagt man zum Exempel im Deutschen: lispeln, stottern, röcheln, rauschen, zischen, klatschen, murmeln, prasseln, sausen, heulen u. s. w. Die musikalische

Nach=

Nachahmung ergriff zuerst die Gegenstände, die ein Geräusch machen, weil der Ton sich am leichtesten durch den Ton nachahmen läßt; hiernächst diejenigen die in Bewegung sind, weil die Töne, die ihren eigenen Gang haben, dadurch den Gang der Gegenstände am besten ausdrücken konnten. Endlich hat auch die Einbildungskraft in den Bildungen und Farben selbst, die sich am wenigsten der musikalischen Nachahmung zu unterwerfen schienen, analogische Verhältnisse gefunden mit dem was spitz oder stumpf ist, holdselig oder störrisch, glatt oder schroff, gelinde, hart, hohl, erhaben, lieblich, belastet, höckerigt ꝛc. Die Angst ist beklommen, die Freude heiter, die Hoffnung getrost. Das Blaue ist sanft, das Grüne frisch, das Schwarze fürchterlich. Dergestalt daß durch dieses Mittel, und mit Hülfe der Einbildungskraft, die in solchen Fällen gern nachgiebt, fast die ganze Natur mehr oder weniger nachgeahmt und durch Töne gemalt werden konnte. Woraus ich diesen Schluß ziehe, daß die erste Quelle der Harmonie diese ist, Wörter oder Redensarten zu gebrauchen, die in ihrer Süßigkeit oder Härte, in ihrer Langsamkeit oder Hurtigkeit denjenigen nachahmen-

den Ausdruck enthalten, der in den Tönen liegen kann.

Alle große Poeten haben sich eine Regel hieraus gemacht. Homer und Virgil sind ihr allenthalben gefolgt. Soll ein Athlet im Kampfe geschildert werden: so erheben sich die Verse, sie krümmen sich, sie richten sich, sie zerschellen sich, sie verfolgen sich, sie stemmen sich, sie verlängern sich, gleich demjenigen dessen Bewegungen sie vorstellen sollen.

Soll ein Gähnen, ein Hiatus, ein Ungeheuer mit funfzig bläkenden Rachen geschildert werden?

Quinquaginta atris immanis hiatibus hydra
Intus habet sedem.

Soll das wimmernde Geschrey gemalt werden, das die Luft erfüllt, das Klirren der Ketten?

Hinc exaudiri gemitus & sæva sonare
Verbera: tum stridor ferri tractæque catenæ.

Ich berufe mich auf diejenigen, die ein Gehör haben: finden sie nicht in diesen Versen die unartikulierte Sprache der Natur, von der wir reden?

Will man ein deutsches Exempel haben, so sehe man hier einige Verse aus dem Toppee, einem

einem scherzhaften Heldengedichte des Herrn Dusch:

Die Räder hatten rasselnd schon stundenlang gerannt,
Und vor der Küchenflamme den Bratspieß umgewandt;
Als Damis noch umflattert von süßen Phantasien
In einem Traum dahinlag, — —

Räder, rasseln, gerannt, umflattert, süße Phantasien, dahinlag. Alle diese Wörter tragen den nachahmenden Charakter an sich.

Die völlige Wirkung dieser Harmonie zu empfinden, darf man nur eben dieselben Töne bey Worten annehmen, die ganz andere Gegenstände ausdrücken: sie wird dort so übel angebracht scheinen, als wenn man dem Worte knallen die Bedeutung des Wortes seufzen, oder dem Worte donnern die Bedeutung des Wortes flüstern geben wollte: und so ist es auch mit den übrigen.

Die Dauer der Töne kann auch etwas zum Ausdrucke beytragen. Die Griechen und die Lateiner hatten den Vortheil, daß einige von ihren Vokalen länger waren als alle übrigen. Diese Länge war so merklich, daß sie besondre Buchstaben erfunden hatten, ihn auszudrücken, ob es gleich einerley Ton war: man sieht es an dem Omega, welches eben den Ton hat, den

das

das Omikron hat. Diese langen Vokale trugen viel zu gewissen musikalischen Ausdrücken bey; weil es offenbar ist, daß, je kürzer ein Ton ist, je trockener er ist; und je länger er ist, je leichter er voll und klingend zu machen ist. Wir haben unsre langen Vokale nach unserer Art und in Vergleichung mit den kurzen. Ja wir haben deren fast eben so lange als die Lateiner, die wir theils doppelt, theils mit einem h, theils ohne Verdoppelung und ohne Aspiration schreiben.

Die Länge der Wörter hat eben die Wirkung in der Rede, welche die Länge der Töne hat. Und hierinn giebt die deutsche Sprache keiner andern etwas nach. Ja, wenn ihre gewöhnlichen Wörter noch nicht lang genug sind, so hat sie die Freyheit, sie nach Art der griechischen, zusammen zu setzen.

Dieses ist die Harmonie, die den einzelnen Wörtern zukömmt, singulis; es giebt noch eine andere, die ihnen zukömmt, wenn man sie in ihrer Verknüpfung mit einander betrachtet, collocatis.

Gleichwie alle Gegenstände die im Verstande mit einander verknüpft sind, es darum sind, weil eine von ihren Seiten ein gewisses Merkmal entweder der Gleichförmigkeit oder des Gegen-

gensatzes an sich trägt: eben so müssen auch die Redensarten, welche die Verknüpfung dieser Ideen vorstellen, das Merkmal davon an sich tragen. Es giebt Redensarten die sanfter, die hurtiger, die harmonischer sind, nachdem man die Wörter aussucht, nachdem man ihnen eine Stelle anweist, nachdem man sie untereinander ordnet. So fein auch diese Harmonie zu seyn scheint, so bringt sie doch in der Komposition ein wirkliches Vergnügen hervor, und ein Skribent, der ein Gehör besitzt, versäumt sie nicht. Cicero ist darinn so genau, wie kein anderer: Etsi homini nihil est magis optandum, quàm prospera, æquabilis, perpetuáque fortuna, secundo vitæ, sine ullâ offensione, cursu: tamen si mihi tranquilla & placata omnia fuissent, incredibili quâdam & penè divinâ, quâ nunc vestro beneficio fruor, lætitiæ voluptate caruissem. Dieser ganze Periodus ist von einer unvergleichlichen Süßigkeit: kein unangenehmer Zusammenstoß von Konsonanten, viele Vokale, eine sanfte und ununterbrochene Bewegung, wozu alle Töne, womit er angefüllet ist, etwas beygetragen zu haben scheinen.

Man sehe hier ein Exempel von einer harten Zusammenfügung, wodurch man Kriegesrüstungen malt:

Ut belli signum Laurenti Turnus ab arce
Extulit, & rauco strepuerunt cornua cantu,
Utque acres concussit equos, utque impulit arma:
Extemplo turbati animi. Simul omne tumultu
Conjurat trepido Latium, sævitque juventus
Effera. Ductores primi Messapus & Ufens,
Contemtorque Deûm Mezentius undique cogunt
Auxilia, & latos vastant cultoribus agros.

Diese Folge von Tönen schickt sich vollkommen zu dem Inhalte; sie ist so hart, so rauh wie möglich: *Laurenti Turnus; ab arce extulit; rauco strepuerunt; utque acres;* und in eben demselben Verse, *utque impulit*, &c. Diese Kriegesanstalten haben für die Einbildungskraft keinen allzudeutlich bestimmten Gegenstand; gleichwohl bringt die allgemeine Idee davon eine Empfindung von Schrecken hervor, dem die Einbildungskraft eine Art von Gestalt leiht, und wovon die nachahmende Kunst zum wenigsten einen Theil vorstellt.

Harmonie des Styls.

Die zweyte Art der Harmonie besteht in der Uebereinstimmung des Hapttons, so wohl des Skribenten, der schreibt, als der Person die deklamiert, mit dem Subjekte, gleichfalls überhaupt

haupt und im Ganzen genommen. Eben so wie man die Verse des Corneille in keinem komischen Tone recitieren darf, noch die Verse des Moliere in einem heroischen, wofern man nicht eine Parodie machen will, eben so muß man auch einem jeden Subjekte den Styl geben, der ihm zukömmt:

Descriptas servare vices operumque colores

Cur ego, si nequeo ignoroque, poëta salutor?

Wenn ich das Subjekt nenne, so verstehe ich das Subjekt mit allen seinen Umständen. Es bedarf nur eines Umstandes, so gering er auch seyn mag, das Subjekt zu ändern: aus der Ursache, weil tausend und eins nicht tausend macht.

Die Hauptsache ist also, wenn man die Parodie vermeiden will, das Subjekt, welches man behandelt, genau zu kennen; seine Wichtigkeit, seinen Umfang, die Stufen seiner Vollkommenheit einzusehen. Ist dieses geschehen, so giebt man ihm die Gedanken, die Wörter, die Wendungen, die Redensarten, die sich zu ihm schicken.

Es ist ein großer Unterschied unter dem erhabenen und unter dem vertrauten Styl. Wir wollen sogleich einige merkliche Exempel davon vor Augen legen; übersetzt, oder in einem

deut-

deutschen Original, ist gleichgültig, wenn sie nur einigermaßen beweisen, was wir suchen. Man sehe hier wie die Frau von Sevigne den Tod des Herrn von Turenne in einem Briefe an ihren Schwiegersohn erzählt: „Ich wen„de mich an Sie, mein lieber Graf, Ihnen „den verdrießlichsten Zufall zu berichten, der „Frankreich hätte begegnen können: ich „meyne, den Tod des Herrn von Turenne. „Wenn Sie ihn von mir zuerst erfahren, so „weiß ich, Sie werden eben so gerührt und „eben so niedergeschlagen seyn, wie wir hier „sind. Diese Nachricht kam am Montage „nach Versailles. Der König betrübte sich so „darüber, als es der Verlust des größten Feld„herrn und des ehrlichsten Mannes von der „Welt verdient. Der ganze Hof war in „Thränen; und der Herr von Condom fiel „bey nahe in Ohnmacht. Man war im Be„griff eine Lustreise nach Fontainebleau zu „thun: alles zerschlug sich. Kein Mensch „ist wohl jemals aufrichtiger bedauert wor„den. Ganz Paris, alles Volk war in Un„ruhe und Bestürzung. Jeder sprach mit dem „andern, jeder blieb stehn, diesen Held zu be„dauern. Ich übersende Ihnen eine sehr zuver„läßige Nachricht von allem, was er die letz-

„ten

„ten Tage seines Lebens gethan hat. Nach drey „Monathen einer ganz erstaunenswürdigen Auf„führung, die die Leute vom Handwerk nicht „genug bewundern können, erscheint der letzte „Tag seiner Ehre und seines Lebens.„

Sehet da ein wohlgeschriebenes Stück, aber in dem allereinfältigsten Styl von der Welt. Die Materie an sich selber ist groß; allein die Gattung, worinn man sie abhandelt, ist die kleinste unter allen. Die Materie muß sich also herablassen, und nach dem Maßstabe der Gattung richten: so lautet die Regel. Wie richtet sie sich darnach?

Das erste Vorrecht der Briefe ist die Freyheit. Folglich konnte man mit der Materie solche Umstände vermischen, die nur die Person angehn, sowohl die, welche schreibt, als auch die, an welche man schreibt: Ich wende mich an Sie, Graf — — wenn Sie ihn von mir zuerst erfahren, so weiß ich, Sie werden eben so gerührt, und eben so niedergeschlagen seyn, wie wir hier sind.

Ferner giebt es hier viele gemeine Redensarten: der verdrießlichste Zufall, der Frankreich hätte begegnen können. — Betrübt über den Verlust des ehrlichsten Man-

nes von der Welt. Man war im Begriff eine Lustreise nach Fontainebleau zu thun: alles zerschlug sich. — — Ich übersende Ihnen eine sehr zuverläßige Nachricht— — Die Leute vom Handwerk.

Die großen Worte sind vermieden. Es heißt zwar der größte Feldherr, allein der übrige Theil der Redensart, der zur Sprache des Volks gehört, setzt dieses Wort wieder herunter: und der ehrlichste Mann von der Welt. Der Name Held hat nichts emphatisches noch affektiertes: er kam dem Herrn von Turenne zu.

Die Schlußfälle sind ganz nachläßig; so niedergeschlagen seyn, wie wir hier sind; alles zerschlug sich.

Endlich, und dieses glaube ich, ist das sichtbarste Merkmal der simpeln Schreibart, giebt es hier weder eine sichtbare Melodie, noch eine anhaltende Harmonie, noch einen merklichen Numerus: alles ist nachläßig. Es führt hier nicht ein Glied das andre Glied herbey; es giebt hier keine Fortschreitung in den Gedanken, in den Redensarten: alles gleicht mehr zerstreuten Leuten, als ordentlich gestellten Soldaten.

Man wird den Kontrast in dem Stücke des Flechier sehen, welches ich gleichfalls übersetzen will.

will. Dieser Redner ist auf der Kanzel; er redet von der rührendsten, der erhabensten Materie, nehmlich von dem Tode eines Helden, der den Staat errettete; er redet in Gegenwart der ehrwürdigsten Versammlung eines der grösten Königreiche. Wird er in seiner Erzählung von sich selber sprechen? Wird er, ohne Umstände, wie mit seinem Freunde schwatzen? Wird er sich seine Worte, seine Gedanken, seine Redensarten entfallen lassen, ohne Acht darauf zu haben?

„Schon zitterte in seinem Lager der bestürzte „und ganz verwirrete Feind; schon schwang der „Adler den Fittig, sich in die Gebirge zu retten, die„ser Adler, dessen verwegener Flug unsere Provin„zen in Schrecken gesetzt. Jene ehernen Donner, „die die Hölle zum Untergange der Menschen er„funden hat, brüllten von allen Seiten diesen „Rückzug zu beschleunigen und zu unterstützen; und „Frankreich stand und erwartete den glücklichen „Ausgang einer Unternehmung, die nach allen Re„geln des Krieges untrieglich war. Ach! wir wuß„ten was wir zu hoffen, und wir gedachten nicht an „das, was wir zu befahren hatten! O Gott, „schrecklich aber gerecht in deinen Rathschlüssen „über die Kinder der Menschen! du handelst nach „Willkühr mit den Siegern und mit ihren Sie„gen .... du weihest deiner unumschränkten Ho-

„heit die größesten Opfer; und du schlägest, wann „es dein Wille ist, jene erhabenen Häupter, die „deine Hand so oft gekrönet hatte.

„Erwarten sie nicht, meine Herren, daß „ich hier eine tragische Scene öffne; daß ich „diesen großen Mann darstelle, wie er ausge= „streckt liegt auf seinen eigenen Trophäen; daß „ich ihn enthülle, diesen blassen und blutigen „Leichnam, bey welchem noch der Donner dam- „pfet, der ihn traf; daß ich sein Blut gen „Himmel schreyen lasse, wie das Blut Abels, „und daß ich vor ihren Augen die traurende „Religion aufführe und das Vaterland in Thrä- „nen. — —

„Meine Gedanken verlassen mich. Turenne „stirbt: alles ist in Verwirrung. Das Glück „wanket, der Sieg wird müde, der Frieden „entfernet sich, die guten Gesinnungen der „Bundesgenossen erkalten. — — Das ganze „leidtragende Heer ist um seine Leiche mit ihren „Ehrenbezeugungen geschäfftig; und der Ruf, „der außerordentliche Begebenheiten über den „Erdkreis auszubreiten begierig ist, eilet ganz „Europa mit der glorreichen Erzählung von dem „Leben dieses Prinzen anzufüllen, und von dem „unendlichen Jammer um seinen Tod.

Zuerst gebraucht Flechier die nachdrücklichsten Redensarten, das heißt solche, die die Sache der Einbildungskraft vormalen, indem sie sie dem Geiste zu verstehen geben: **Schwang den Fittig — — Dieser Adler, dessen verwegner Flug — — jene ehernen Donner brüllten — — Frankreich stand und erwartete, u. s. w.**

2. Findet man hier sonderbare und kühne Wendungen: **Schon zitterte der Feind; — schon schwang der Adler den Fittig** 2c. Diese Wortfügungen sind im gesellschaftlichen Styl gar nicht gebräuchlich.

3. Sind hier die großen Figuren angebracht: die Ausrufung: **Ach!** die Anrede: **o Gott, schrecklich** 2c. merkliche Gegensätze: **Du handelst nach Willkühr mit den Siegern und mit ihren Siegen.** Der gesellschaftliche Ton hat kein solch hitziges Ansehn, keine solchen Ausbrüche, die die Aktion des Deklamierenden Redners schon bey sich tragen. Man merkt daß er auf der Kanzel steht, man hört ihn, man sieht seine Gestus.

4. Die Erweiterung herrscht überall. Das will sagen, der Redner stellt seine Gedanken zu wiederholten malen vor, aber jedesmal mit einigem Zuwachs von Stärke und Erhabenheit: **Schon**

zitterte — — schon schwang er den Fittig ꝛc. In dem gesellschaftlichen Styl begnügt man sich die Sache nur Einmal zu sagen: der Herr von Condom fiel in Ohnmacht. Man war im Begriff eine Lustreise nach Fontainebleau zu thun, alles zerschlug sich.

5. Findet sich hier ein wohl eingetheilter und fortschreitender Numerus: das heißt, der Redner wählt in seinen Redensarten, solche Ruhepunkte die die meiste Majestät haben, und läßt sie nach einer gewissen Proportion wachsen:

1. Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich hier eine tragische Scene öffne;

2. Daß ich diesen großen Mann darstelle, wie er ausgestreckt liegt auf seinen eigenen Trophäen;

3. Daß ich ihn enthülle, diesen blassen und blutigen Leichnam, bey welchem noch der Donner dampfet, der ihn traf;

4. Daß ich sein Blut gen Himmel schreyen lasse wie das Blut Abels, und daß ich vor ihren Augen die traurende Religion aufführe und das Vaterland in Thränen. Hier sehen wir Glieder, die alle wachsen: dieses nennen wir die aufsteigende

Fort=

Fortschreitung im Numerus oder in den Ruhepunkten, wovon eine Redensart eingeschlossen wird. Diese Anordnung, die man fast überall in der höhern Schreibart antrifft, stellt dem Geiste eine Art von Pyramide vor, die ihre Spitze und ihren Fuß hat und eine Figur formiert, die zugleich Mannichfaltigkeit und Einförmigkeit besitzt.

6. Die Schlußfälle der Redensarten sind merklicher, werden mehr vorbereitet, mehr abgeändert als im gemeinen Styl: Scene öffne ist traurig und etwas offen; auf seinen eigenen Trophäen ist prächtig und wohlklingend; der Donner dampfet der ihn traf, ist hart und stark; Vaterland in Thränen ist sanft, traurig, ein wenig schleppend wegen des dreyfachen Trochäus. Im Original ist das Wort eplorée hiezu noch geschickter, wegen seiner letzten Sylbe, die gar keine Festigkeit hat.

7. Und dieses hätte ich zuerst setzen sollen: die Töne sind männlich und stark, die Wörter lang und harmonisch: Verwegener Flug, eherne Donner, befahren, Kinder der Menschen, unumschränkten Hoheit, jene erhabenen Häupter, traurende Religion u. s. w. In unserer Uebersetzung ist

dieses kein Wunder, weil die deutsche Sprache an langen Wörtern reich genug ist; im Originale sind dergleichen edle und majestätische Wörter allerdings mehr zu bewundern und scheinen mit großem Fleiße gesucht zu seyn.

Unser Redner konnte nicht sagen, der Herr von Turenne wäre der ehrlichste Mann von der Welt —— sein Tod wäre der verdrießlichste Zufall der Frankreich hätte begegnen können —— Die Leute vom Handwerk bewunderten das, was er gethan hätte. Eben so wie die Frau von Sevigne, wenn sie die großen Worte, die Figuren, die Versetzungen, die anhaltende Harmonie, die Erweiterung, den dreyfachen Numerus gebraucht hätte, keinen Brief gemacht haben würde.

Dergleichen Ausschweifungen sind nicht schwer zu vermeiden, weil die äußersten Enden weit genug von einander entfernet sind, so daß man nicht leicht von dem einen auf das andere fällt; allein es giebt minder merkliche Stufen, Geschlechter die näher verwandt, obgleich völlig von einander unterschieden sind, wobey man sich leichter irrt. Ein tragischer Dichter macht epische Verse, bisweilen gar lyrische; ein komischer vergißt sich und wird tragisch. Ein jeder hat seinen persönlichen Geschmack, und

hält

hält das für andere gut, was er für sich selber liebt. Ein Autor müßte gewissermaßen mit der Materie die er abhandelt einerley Wesen ausmachen; er müßte nicht anders denken, sich nicht anders ausdrücken als durch sie: und mehrentheils redet die Materie durch den Autor; sie nimmt die Farbe des Menschen an, und verliert zum wenigsten einen Theil der ihrigen. Wenn die Materie ganz allein Gesetzgeberinn der Komposition wäre, so würde jeder Gedanke, jeder Gegenstand, so wie er ankömmt, den Ton derselben annehmen und sich dergestalt in das Gemälde verbreiten, daß er es mannichfaltig machte, ohne die Einheit desselben zu zerstören. Die großen Sachen würden sich herablassen, ohne sich zu erniedrigen, die kleinen würden sich erheben, ohne ihre Simplicität zu verlieren. Durch dieses Mittel sind Homer, Virgil, Boileau, Racine und La-Fontaine die Muster des Schönen geworden; und durch das gegenseitige Mittel sind Lukan und Seneka und einige andere, die man anführen könnte, Beyspiele vom Gegentheile geworden.

Von diesen beiden Arten der Harmonie, findet sich die erstere, nehmlich die Zusammenstimmung der Töne mit den Gegenständen, nicht leicht anderswo, als in der Poesie, und vornehm-

 lich

lich in der hohen Poesie; denn weil die Poeten in ihrer Begeisterung alles personifieren was in der Natur ist, allem Bewegung und Handlung und zwar eine lebhafte Handlung geben, so ist diese Nachahmung hier eher zu machen, und die Aehnlichkeit fällt stärker ins Auge. Bey den übrigen Gattungen, wo es eben so sehr auf vernünftiges Schließen als auf Malen ankömmt, findet sich diese Harmonie weit seltener und ist weniger sichtbar. Fast alles schränkt sich auf die Melodie ein, und auf die zweyte Art von Harmonie.

Man wird vielleicht sagen, daß dieses alles von wenigem Nutzen sey; daß diese Beobachtungen allzuunmerklich wären, als daß sie einem Schriftverfasser helfen, oder dem Leser, der urtheilen will, ein Licht anzünden sollten. Allein die Anmerkungen des Cicero, des Dionysius von Halikarnaß, des Quintilians sind noch subtiler, und doch glaubten sie nicht, daß sie ohne Nutzen seyn dürften. Ihr Exempel ist ohne Widerrede. Ueberdem können sie einem Lehrer behülflich seyn, alles dasjenige zu entwickeln, was zu einer wohlgesetzten Rede gehört. Nach diesen Principien hat Dionysius von Halikarnaß die feinsten Schönheiten des Homers, des Herodots,

dots, des Demosthenes zergliedert. Wären die Schönheiten der oratorischen oder poetischen Wohlredenheit handgreiflich, fielen sie jedermann ins Auge: so wäre nichts gemeiner als die Beredsamkeit; ein jeder mittelmäßige Kopf könnte sie erreichen. So aber bleibt zuweilen ein Mensch, der zur Beredsamkeit geboren war, aus Mangel genugsamer Kenntniß dieser Schönheiten, auf dem halben Wege stehn, oder verliert die rechte Bahn. So unmerklich auch der Einfluß dieser Regeln bey der Arbeit zu seyn scheint, so ist er doch darum nicht weniger wirklich. Das Ohr und der Geist schicken sich darein, ohne es zu wissen. Glaubt man, Cicero habe sie nur nach einem bloßen Instinkt ausgeübt? Gesetzt aber auch, daß sie dem Autor die Hand nicht führeten, so lange er arbeitet, weil er alsdann mit andern Sorgen beschäfftiget ist: so wird er doch zum wenigsten, wann er seine Arbeit mit kältern Sinnen übersieht, sich selbst durch diese Regel bestärken, oder sich darnach an denjenigen Stellen verbessern, wo er davon abgewichen ist: In præceptis his hanc vim & hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum quod dicamus apte ducamur: sed ut ea quæ naturâ, quæ studio, quæ exercitatione consequimur, aut recta esse confida-

sidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda, didicerimus. *Cic. de Inv. lib. 2. num. 56.*

IX.

Von dem Styl oder der Schreibart.

Wenn die Worte nach den Gesetzen der Harmonie und des Numerus dergestalt gewählt und geordnet sind, daß sie sich zur Erhabenheit oder Simplicität des Stoffes, den man behandelt, schicken, so entspringt daraus dasjenige was man den Styl nennt.

Dieses Wort bedeutete ehemals den Griffel, dessen man sich bediente auf die mit Wachs überzogenen Tafeln zu schreiben. Dieser Griffel war an einem Ende spitz, und an dem andern Ende platt, damit man wieder auslöschen konnte, was man wollte; daher Horaz sagt: sæpe stylum vertas, lösche oft aus.

Heutiges Tages gebraucht man es für die Art, den Ton, die Farbe, die in einem Werke oder in einem Theile desselben auf eine merkliche Weise herrschen.

Es giebt drey Arten des Styls, den gesellschaftlichen, den mittlern, und den hohen Styl.

Der gesellschaftliche Styl wird in vertrauten Gesprächen, in Briefen, in Fabeln gebraucht.

braucht. Er muß rein, klar, ohne scheinbaren Schmuck seyn.

Der hohe Styl ist derjenige, der macht, daß Anstand, Würde, Majestät in einem Werke herrschen. Alle Gedanken sind hier edel und erhaben; alle Ausdrücke ernsthaft, wohlklingend, harmonisch, u. s. w.

Der hohe Styl ist nicht einerley mit demjenigen, was man das Erhabene nennt. Dieses ist alles dasjenige, was unsre Seele plötzlich ergreift, sie aus sich selber setzt, sie mit sich fortreißt. Es ist ein augenblicklicher Blitz. Der hohe Styl kann sich lange erhalten: es ist ein erhöheter Ton, ein edeler und majestätischer Gang:

Ein Frevler, den ich gleich der Zeder blühen sah,
Trug seine Stirn empor, und schien den Wolken nah,
Und schien dem Donner zu gebieten;
Die Völker priesen ihn, und fürchteten ihn sehr,
Und alle seine Feinde knieten;
Ich gieng vorbey; er war nicht mehr.

Die fünf ersten Verse sind im hohen Styl, ohne erhaben zu seyn, und der letzte ist erhaben, ohne im hohen Styl zu seyn. Wir haben von dem Erhabenen im Anfange des dritten Bandes gehandelt.

Der

Der mittlere Styl hält zwischen beiden die Wage: er besitzt alle Deutlichkeit des gesellschaftlichen Styls, und empfängt alle Farben und Zierrathe der Wohlredenheit.

Diese drey Arten des Styls finden sich oft in einem einzigen Werke beysammen. Denn so wie die Materie sich erhebt und senkt, so muß sich auch der Styl, worinn die Materie eingekleidet ist, mit ihr erheben und senken. Und gleichwie in den Materien alles verknüpft ist und durch heimliche Bande zusammen hängt, also muß auch in den verschiedenen Arten des Styls alles verknüpft seyn und zusammenhängen. Folglich muß man die Uebergänge, die Verbindungen wohl in acht nehmen, die Farben unmerklich schwächen oder verstärken: außer wann die Materie plötzlich zerreißt und gleichsam abgebrochen erscheint, und sich also der Styl genöthiget sieht, eben so plötzlich zu ändern. Zum Exempel, als Krassus wider einen gewissen Brutus, der ein Schandfleck seines Namens und seiner Familie war, eine gerichtliche Klage führte, und das Leichengepränge von einer seiner Anverwandten vorbey ziehen sahe, hielt er die Leiche an, richtete die Rede an den Brutus und gab ihm die schrecklichsten Verweise: **Was willst du, daß Julia deinem Vater be-**

richten, allen deinen Vorfahren berichten soll, deren Bildnisse du hier tragen siehst? Was soll sie dem Brutus sagen, der uns von der Herrschaft der Könige befreyet hat? ꝛc. Hier kam es nicht auf Schattierungen an, auf feine Uebergänge: die Materie riß den Styl mit sich fort, und ihm kömmt es zu, ihr zu folgen.

Der Styl kann periodisch oder zerschnitten seyn.

Der periodische ist derjenige Styl, worinn die Sätze oder die Redensarten entweder durch den Verstand selber oder durch Konjunktionen mit einander verknüpft sind.

Der zerschnittene ist derjenige Styl, dessen Theile alle unabhängig und ohne gegenseitige Verbindungen sind. Ein Exempel wird für beide Arten hinreichend seyn.

Wenn der Herr von Turenne nur zu schlagen und zu siegen gewußt hätte; wenn seine Seele nicht über die menschlichen Tugenden erhaben gewesen wäre; wenn seine Tapferkeit und seine Klugheit nicht von dem Geiste der Aufrichtigkeit und der Menschenliebe beseelet worden wären: so würde ich ihn in die Klasse der Fabier und der Scipionen

setzen.

setzen. Dieß ist ein Periode der vier Glieder hat, wovon der Verstand noch nicht geendiget ist: **Wenn der Herr von Turenne nur zu schlagen und zu siegen gewußt hätte,** ꝛc. Dieser Sinn ist unvollständig, weil die Konjunktion **wenn** wenigstens ein zweytes Glied verspricht: folglich ist der Styl hier periodisch. Will man ihn zerschneiden, so darf man nur die Konjunktion wegnehmen. **Der Herr von Turenne hat mehr gewußt, als zu schlagen und zu siegen. Er hat sich über die menschlichen Tugenden empor geschwungen. Seine Tapferkeit und seine Klugheit wurden von dem Geiste der Aufrichtigkeit und der Menschenliebe beseelt. Er ist weit über die Fabier und Scipionen erhaben.** Oder wenn man ein anderes Exempel will. **Der Große gebe von den Einkünften seiner Aemter; der Kriegesmann gebe von seinem Solde; der Kaufmann gebe von seinem Handel; der Künstler gebe von seiner Hände Werk; der Lehrer opfre von dem, was ihm Fleiß und Nachsinnen einbringet; der Jüngling gebe von seinen Vergnügungen; ein irdisch gesinntes Frauenzimmer gebe von seinem Schmukke;**

ke; die Sünderinn gebe ihr Glas mit köstlicher Salbe, welches zu unheiligem Gebrauche bestimmt war; der Einwohner dieser Provinzen gebe von seinem Erbtheile; der Flüchtling gebe was er von dem Reste seines zerschmetterten Schiffes gesammelt, und zünde davon dem Gotte, der ihn aus dem Schiffbruche errettet, ein Feuer zum Opfer an.

Saurins Predigten, aus dem Franz. übers. 1. Th. 8. Predigt.

Man kann also den Perioden als einen Gedanken beschreiben, der aus mehrern Gedanken zusammengesetzt ist, deren jeder einen unvollendeten Verstand hat, bis zu einem letzten Ruhepunkte, der ihnen allen gemein ist.

Jeder von diesen Gedanken besonders genommen, heißt ein Glied des Perioden.

Wann nur zwey derselben vorhanden sind, so ist es ein Periode von zwey Gliedern; wann drey vorhanden sind, so ist es einer von drey Gliedern; wann vier vorhanden sind, so ist es einer von vier Gliedern: Allein wann mehr als vier vorhanden sind, so ist es kein Periode mehr, sondern eine periodische Rede. Eben so, wann nur ein einziges Glied da ist, es sey so numeros als es wolle, so ist dieß nicht eigentlich ein

Periode, ob ihm gleich viele Schriftsteller diesen Namen gegeben haben.

Zuweilen sind die Glieder des Perioden aus andern Stücken zusammengesetzt, die man Zwischensätze, Einschaltungsstücke nennt; dergleichen eingeschaltete Stücke dienen dazu, den Gedanken zu nähren, zu verstärken, zu erweitern: Gott ziehet, wann es sein Wille ist, aus dem Schatze seiner Vorsehung erhabene Geister hervor ꝛc. Wann es sein Wille ist, ist eine Einschaltung. Es ist genug einen Begriff hievon zu haben, alle Lehren, die man hierüber häuft, sind verlorene Unkosten.

Eben so verhält es sich auch mit den Regeln über die Glieder des Perioden. Es ist genug, wenn man weiß, daß, wenn sie zu kurz sind, sie keine Haltung haben; daß, wenn sie zu lang sind, ihnen die Bewegung fehlt; daß die Schlußfälle eines jeden Gliedes mit einiger Anmuth begleitet seyn müssen, und daß der Schluß des letztern Gliedes mehr als die übrigen davon besitzen muß; und endlich daß die Gedanken ohne Zwang hineingebracht werden und dergestalt auf einander folgen müssen, daß in der Fortschreitung die letztern allezeit etwas zu den vorhergehenden hinzuthun.

Der

Der periodische Styl hat einen doppelten Vortheil vor dem zerschnittenen Styl: erstlich ist er harmonischer; zweytens erhält er den Geist in der Erwartung. So bald der Periode angefangen wird, läßt sich der Geist des Zuhörers ein, und ist genöthigt dem Redner bis an das Punkt zu folgen: sonst verliert er die Frucht der Aufmerksamkeit, die er den ersten Worten geschenket hat. Diese Erwartung ist dem Zuhörer sehr angenehm, sie erhält ihn immer aufgeweckt und im Athem.

Der zerschnittene Styl hat mehr Lebhaftigkeit und Schimmer. Man gebraucht sie alle beide wechselsweise, nach dem es die Materie erfodert. Neque semper utendum est perpetuitate, et quasi conversione verborum; sed sæpe carpenda membris minutioribus oratio est. Die Mannichfaltigkeit, die in allen Dingen nöthig ist, ist es in der Rede noch mehr als irgend wo. Man muß sich vor der Monotonie des Styls in acht nehmen und

Die Strenge mit Gelindigkeit
Und mit dem Scherz den Ernst vermählen.

XII.

Eigenschaften des Styls.

Unter allen Eigenschaften, die einen guten Styl ausmachen, und die zum Theil eben dieselben sind, von denen wir im Anfange dieses Artikels geredet haben, giebt es eine, die alle andern übertrifft und sie unter sich zu begreifen scheint, ich meyne die Naivität.

Um davon einen genauen Begriff zu geben, muß man sich nicht scheuen sich in einige ziemlich kleine Untersuchungen einzulassen. Die Kunst wohl zu reden ist so schön! sie ist von so großem Nutzen! sollte sie nicht eben so vielen Fleiß verdienen, als irgend eine andere? Ein Maler arbeitet sein ganzes Leben hindurch, um zu der Geschicklichkeit zu gelangen, das wolligte Wesen der Früchte, den zarten Thau, die Wassertropfen natürlich vorzustellen: ein Musikus studiert die unmerklichsten Abänderungen der Töne; er übt sich unaufhörlich und ohne Ende alle Feinigkeiten einer Arie zu erreichen, die nur ein Zeitvertreib von einem Augenblicke ist: und die Redekunst, welche die Herzen regiert, welche die Tugend verewiget, welche das stärkste und angenehmste Band der menschlichen Gesellschaft ist, sollte nicht alle unsre Aufmerksamkeit verdienen?

dienen? Die Alten, wir wiederholen es, waren weit entfernt hierüber so zu denken wie wir: und die Ehre, die sie sich durch ihre Schriften erworben haben, und die sie noch bis auf den heutigen Tag besitzen, ungeachtet des Unterschiedes der Zeiten, der Sitten, der Himmelsgegenden, ungeachtet aller Revolutionen, die mit dem menschlichen Geiste vorgegangen sind, ist ein Beweis daß sie recht gedacht haben. Nichts schien ihnen zu klein, was den rednerischen Ausdruck angieng. Man sieht es aus den unendlichen Zergliederungen, die sie uns über diese Materie hinterlassen haben, und welche, gesetzt daß sie uns heutiges Tages an sich selbst weniger nützten, uns zum wenigsten antreiben sollten unsre Sprache eben so zu studieren, wie sie die ihrige studierten.

Was die Naivität des Styls ist.

Nach ihren Schriften zu urtheilen, so kannten sie die Griechen und die Lateiner vielleicht besser als wir; aber ich weiß nicht, ob sie, so wie wir, einen Namen hatten, sie genau zu bezeichnen. Die Lateiner sagten, dicendi genus simplex, sincerum, nativum, ingenuum, candidum, dicendi simplicitas. Aber alle

diese Wörter geben, zum wenigsten uns, nicht den Begriff, den uns das Wort Naivität giebt, welches wir seit einiger Zeit aus der Französischen Sprache in die unsrige herübergenommen haben.

Der verschiedene Gebrauch, den man von diesem Worte macht, muß uns hier nicht im geringsten irre machen. Man darf nur einen Unterschied festsetzen unter der Naivität und unter einer Naivität.

Was man eine **Naivität** nennt ist ein Gedanke, ein Ausbruch der Einbildungskraft, eine Empfindung die uns wider unsern Willen entfährt, und die uns selber Schaden thun kann. Sie ist ein Ausdruck der Leichtsinnigkeit, der Lebhaftigkeit, der Unwissenheit, des Unverstandes, der Schwachheit, und oft aller dieser Eigenschaften zugleich. So war die Antwort, die jene Frau ihrem sterbenden Manne gab, als er ihr einen andern zur Ehe vorschlug: **Höre, nimm dir den Menschen, er wird sich gut für dich schicken. Ach,** sagte die Frau, **ich dachte auch eben dran.**

Die Naivität hingegen ist die Sprache der Freyheit, der Aufrichtigkeit, der edlen Einfalt.

Bey einer Naivität ist weder Ueberlegung, noch Arbeit, noch Fleiß. In der naiven Rede

ist

ist alles dieses; aber es ist nicht darinn zu sehen. Gedanke, Wendung, Worte, alles schei t ohne Kunst aus der Materie selbst entsprungen zu seyn. Man hat gesucht, geprüft, gewählt; aber man hat nur das genommen, was aus dem Stoff und aus den Umständen hervorzufallen schien.

Eine Naivität kömmt nur einem Narren zu, der redet, ohne gewiß zu seyn was er redet. Die Naivität ist das Vorrecht großer Geister, wahrer Talente, Dichter und Redner vom ersten Range.

Da diese Naivität nur in einer zarten Schattierung besteht, und also ziemlich schwer zu fassen ist: so wollen wir sie mit den angränzenden Schattierungen vorstellen und die Begriffe von beiden durch Exempel festsetzen, die einleuchtend seyn und von einander abstechen sollen.

Es lassen sich vier Arten von Gedanken in den Werken des Geschmacks unterscheiden: einige nenne ich naive Gedanken, andere natürliche; noch andere gesuchte; und endlich die letzten gezwungene Gedanken.

Die ersten erwachsen aus dem Stoffe und scheinen von selbst daraus hervorzu keimen. Die von der zweyten Art liegen auch in dem Stoffe, aber sie bedürfen einiger Hülfe, um auszubrechen.

Die von der dritten Art erfodern Mühe; sie gehören halb dem Autor und halb dem Stoffe zu. Was endlich die gezwungenen anbetrifft, so sind sie wider Willen des Stoffes und durch eine Art von Gewalt, die ihr der Autor angethan hat, zum Vorscheine gekommen.

Man sehe hier die Rede die Livius dem Mucius Scävola in den Mund legt, indem er mit dem Porsenna spricht, den er hatte ermorden wollen, um durch seinen Tod Rom zu befreyen, welches in der äußersten Gefahr war.

„Ich bin ein Römischer Bürger: Mucius ist „mein Name. Ich kam als Feind, meinen „Feind umzubringen. Auch habe ich eben so „viel Muth zum Tode, als ich Muth zum Töd„ten hatte. Schwere Dinge zu thun, und „schwere zu leiden steht einem Römer an.„

Romanus sum, inquit, civis: C. Mucium vocant. Hostis hostem occidere volui. Nec ad mortem minus animi est, quam fuit ad necem. Et facere & pati fortia Romanum est.

Den ersten Gedanken: **Ich bin ein Römischer Bürger: Mucius ist mein Name,** kann man einen naiven Gedanken nennen. Nichts ist einfältiger und zugleich erhabener. „Ich fürchte

„te nicht zu bekennen wer ich bin. Ihr hasset die „Römer, ihr wollt sie vertilgen. Ich bin ei„ner von ihnen; wenn ihr daran zweifelt, so „erkundiget euch: ich heiße Mucius.„

Ich wollte meinen Feind erwürgen: Auch dieser wäre noch naiv, wenn er im Lateinischen so stünde, wie man ihn hier im Deutschen vorstellt; aber Livius bringt einen Gegensatz hinein: Hostis hostem occidere volui: Mucius hat ohne Zweifel so reden können; folglich ist es natürlich. Indessen sieht man hier doch ein wenig mehr Kunst, als in dem vorhergehenden.

„Ich habe eben so viel Muth zum „Tode, als ich Muth zum Tödten „hatte.„ Der Stoff verwirft diesen Gedanken gewiß nicht. Allein man stelle sich einen wilden Soldaten vor, wie Mucius in einer so rauhen Zeit, als die war, worinn er lebte, wo, selbst nach dem Livius, die beredtesten Männer, wie Menenius Agrippa, durch Fabeln redeten, prisco illo & horrido modo; außerdem, diesen braven Wilden in den allererschrecklichsten Umständen: kann man wohl glauben, daß er mit so vieler Stärke eine Antithese habe zusammensetzen können? Der Geschicht-

schreiber geht hier wenigstens mit dem Helden um die Hälfte. Dieß ist gesucht.

Was soll man aber zu dem vierten Gedanken sagen: Et facere & pati fortia Romanum est: Schwere Dinge zu thun und schwere zu leiden steht einem Römer an? Er ist schön, er ist edel, er ist erhaben, das ist wahr. Allein in dem Munde des Mucius, hat er ein falsches Licht, und macht eine Parade die nach Praleren schmeckt. Ueberdem ist es eine Art von Spruchrede, ein allgemeiner Satz, der weit besser klingt in dem Munde eines Redners aus dem Jahrhunderte des Plinius, als in dem Munde eines Soldaten aus den Zeiten des Brutus, wo man, wie Salustius sagt, die Kunst gut zu reden verabsäumete, und an nichts weiter dachte, als gut zu handeln. Warum gab ihn uns Livius nicht, als käme er von ihm selber? Warum suchte er keine andere Stelle für ihn? Denn man merkt es wohl, er hat ihn nicht gern wollen umkommen lassen. Wir bewundern den Livius so sehr, wie irgend ein anderer, wir bewundern seine Stärke, seine gedrängten, lebhaften, kühnen Züge; aber wir bewundern noch weit mehr die nachdrückliche Naivität Virgils, der, so Poet er auch ist, weit einfältiger und wahrer in den Reden ist, die er seine Helden

den halten läßt. Man urtheile davon aus den Reden der Dido, des Aeneas, des Evanders, des Turnus. Wir wollen nur die vom Nisus anführen, als er seinen Freund Euryalus unter den Händen der Rutuler sieht, die ihm das Leben nehmen wollen:

Me me! adſum qui feci! in me convertite ferrum,
O Rutuli! mea fraus omnis, nihil iſte, nec auſus,
Nec potuit: cœlum hoc & conſcia ſidera teſtor;
Tantum infelicem nimium dilexit amicum.

„Mich, mich! ich bin der Thäter! auf „mich das Schwerdt, ihr Rutuler! mein ist „die ganze Schuld! Dieser hat nichts gethan, „ach! er konnte auch nichts thun! ich nehme „den Himmel über uns zum Zeugen, und die „Sterne, die es wissen; nur mich Unglückli„chen, mich hat er allzusehr geliebt.„

Sehet da, die ganze Rede des Nisus! Sie ist naiv von einem Ende bis zum andern. Sie ist der bloße Ausdruck der Empfindung. Er sieht seinen Freund in dem Augenblicke, da er erwürgt werden soll, er will den Streich auf sich selber ziehn. Daher wiederholt er so oft mich, mich! ich bin der Thäter! auf mich! Er apostrophiert die Rutuler, ihre Aufmerksamkeit desto mehr auf sich zu ziehn. Er nimmt

nimmt das ganze Verbrechen auf sich: **mein ist die Schuld.** Er beweist mit einem einzigen Worte, daß sein Freund nichts gethan habe. Sein Beweis ist, daß er nichts habe thun können. Er schwört bey dem Himmel, den er mit der Hand zeigt, cœlum hoc. Und endlich klagt er schmerzlich, daß sein Freund ihn zu sehr geliebt habe. Man denkt nicht an den Virgil, noch an seinen Witz, noch an seinen Ausdruck. Man denkt nur an den Nisus, man sieht ihn hervorstürzen, man hört sein Geschrey, man sieht seine Geberden in seiner Verzweifelung. Hier ist nichts Gesuchtes, nichts Erzwungenes. Alles ist nicht nur natürlich, sondern auch von einer solchen Leichtigkeit, von einer solchen Wärme, von einem solchen anscheinenden Leben, als sich nur bey der Wahrheit findet, und welches ich Naivität nenne.

Man werfe die Augen auf die unvergleichlichen Gemälde des Le-Sueur, auch hier wird man diese Naivität finden, von der wir reden. Man wird hier nicht die schimmerreichen, die starkangelegten Züge sehn, nicht das kunstverrathende Kolorit, nicht das flatternde Gewand, womit einige andere Maler ihre Figuren überladen haben. Alles ist hier simpel, frey, aufrichtig; alles trägt den Charakter an sich, den die

Kunst nicht beschreiben kann, noch die Meister lehren, noch die Rivale sich einander abstehlen können, der aber alle bezaubert, die Geist und Augen haben.

Dieser Charakter findet sich sowohl in den Reden, als in den Gemälden. Und wenn die Worte und Redensarten in geschickten Händen sind, so haben sie dort nicht weniger Biegsamkeit und Nachdruck, als die Züge und Farben des Malers. Dieses läßt sich aus dem Homer abnehmen, der vom Anfange bis zum Ende naiv ist, aus dem Virgil, aus dem Cicero, aus dem Katull und denjenigen unter den Neuern, die ihren Fußtapfen gefolget sind.

Diese Beobachtung ist nicht neu, die ganze Welt hat sie schon lange vorher gemacht: aber niemand, glaube ich, hat einen Versuch gemacht zu erklären, worinn dieser Charakter der Naivität eigentlich bestehe. Wir wollen uns bemühen, dieses zu thun, damit sowohl die, welche schreiben, dem Gebrauche der guten Autoren desto leichter nachgehn, als auch die, welche sie lesen, die Schönheiten derselben desto eher einsehen lernen.

Wodurch die Naivität hervorgebracht wird.

Die Kunst der Alten ist ganz in ihren Werken zu sehn. Bey genauer Untersuchung findet man, daß ihr ganzes Geheimniß, in Ansehung des Ausdrucks, auf drey Stücke gegründet ist: auf die Kürze der Zeichen, auf die Art sie zu stellen, und auf die Weise sie mit einander zu verbinden.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so scheint er keiner großen Untersuchung nöthig zu haben. Es ist offenbar, wenn ein einziges Wort hinreichend ist unsern Begriff zu schildern, und man dieses Wort, anstatt vieler, ganz allein gebraucht, so muß der Ausdruck weit lebhafter seyn, weit mehr Wahrheit haben, weit besser mit den Gesetzen der Natur übereinstimmen, als welche gerade zum Zwecke geht und allen Umschweif haßt. Der Geist ist wissensbegierig; nichts kann weniger warten, als er; und je leichter und kürzer die Mittel sind, die man ihm zu Erlangung seines Endzwecks darbietet, je zufriedener ist er. Wann er merkt, daß man ihm, aus Armuth oder Schwäche, anstatt des eigentlichen Ausdrucks, Umschreibungen giebt, gezwungene Wendungen und Umschweife, anstatt natür-

natürlicher Züge: so leidet er mehr oder weniger, nach dem Maße des Unrechts, was ihm seiner Meynung nach geschieht. Er ist nie zufriedener, als wann der Gedanke ganz eingekleidet, ganz bewaffnet hervorspringt, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Zum Exempel, wann Rochefoucaud sagt: Das Herz betriegt den Verstand, so besitzt sein Ausdruck die Kürze der Zeichen, weil er es weder in wenigern Worten, noch auch deutlicher sagen konnte. Hätte er gesagt: Das Vergnügen und der Geschmack, den wir an einer Sache finden, macht daß wir sie oft anders ansehen, als sie in der That ist: so wäre dieses eben derselbe Gedanke; allein er schleppt nach, und auf jene Weise hat er Flügel.

Fast alle unsere Begriffe sind zusammengesetzte Begriffe; folglich können sie fast alle mit mehrern Worten ausgedrückt werden. Allein wann man uns die Mühe und Zeit erspart diese Wörter zu hören, und man uns doch nicht weniger sagt: so haben wir das Vergnügen zu begreifen, geschwinde zu begreifen und besser zu begreifen; weil die Menge der Zeichen die Aufmerksamkeit theilt und die Begriffe verwirrt.

Wenn man wider die Menge der Zeichen redet, so setzt man deswegen die naive Sprache nicht in einsylbigte Wörter, in verstümmelte Redensarten, oder in halbgesagte Räthsel, nach dem Geschmack einiger Stellen des Persius. Man sagt nur, daß das Kleid für den Gedanken gerecht seyn soll; und daß ihn das Wort so bedecken soll, wie eine nasse Leinewand den Leib bedeckt; dergestalt daß der Gedanke fast durch sich selber sichtbar wird.

Eben so wenig will man die Redner tadeln, die ihre Gedanken in periodischen Redensarten entwickeln, sie zum Theil in der Amplifikation wiederholen. Die kleine Anzahl der Zeichen verträgt sich sehr wohl mit dem Reichthum der Rede, weil dieser Reichthum sich nur in den Gedanken oder in den verschiedenen Stufen derselben äußern muß. Cicero ist überall naiv. Nichts ist bey ihm zuviel. Sein Ausdruck zerstreut den Geist niemals durch seinen eigenen Schimmer, oder beladet ihn unnöthiger Weise mit prächtigen Tönen, die nichts mit sich bringen.

Wenn man Exempel nöthig hätte, die Wahrheit von diesem ersten Stücke der Naivität zu empfinden zu geben: so könnte man den ganzen Homer, Virgil, Terenz anführen, zum wenigsten

nigsten dürfte man nur auf die Rede des Nisus zurücksehn. Es ist nicht möglich mehr Sachen in weniger Worten zu sagen. Und wenn er alles in einer Sylbe hätte sagen können, er hätte nicht unterlassen, es zu thun.

Das zweyte Mittel zur Naivität zu gelangen, ist die Ordnung der Begriffe.

Es herrscht nothwendig eine gewisse Ordnung in unsern Begriffen. Sobald wir handeln, setzen wir uns einen einzigen Gegenstand vor, der der Mittelpunkt aller unserer Bewegungen ist, der uns durch sich selbst und für uns selbst beschäfftiget. Und wenn andre Gegenstände vorhanden sind, die uns zu gleicher Zeit beschäfftigen, so geschieht es nur in Beziehung auf diesen erstern.

Dieser Gegenstand wird der Hauptgegenstand genannt; und der Begriff, der ihn vorstellt, wird eben so wie er, der Hauptbegriff genannt. Diejenigen Begriffe, die nur solche Gegenstände vorstellen, die dem ersten untergeordnet sind, werden Nebenbegriffe genannt, und ihre Verrichtung ist gänzlich dem Hauptbegriffe untergeordnet, zu dem sie von Rechts wegen gehören, und ohne welchen sie sich keinesweges im Verstande befinden würden. Diesen Grundsatz fest-

gesetzt, sehe man hier eine einzige Folgerung daraus.

Wenn die Sprache eine getreue Abschilderung der Gedanken und der Bewegungen unserer Seele seyn soll: so fodert die gesunde Vernunft, daß sie dieselben vorstelle, wie sie sind, nicht nur in ihren Theilen, sondern auch in der Stellung und in den gegenseitigen Beziehungen dieser Theile. Der Hauptgegenstand muß an der Spitze erscheinen, und die andern müssen nach dem Grade ihres Antheils an demselben gestellt werden. Was würde man wohl von einem Menschen sagen, der in seinem Gemälde die herrschende Person bedeckte, vertiefte, durch andre Personen verdunkeln ließe? Die Maler unterlassen niemals, ihren Held an den allerscheinbarsten Ort zu stellen, damit er zuerst aller Augen auf sich ziehe. Hierauf lassen sie alle untergeordneten Figuren mit ihm gruppieren; dergestalt, daß sich die Aufmerksamkeit des Zuschauers von dem Mittelpunkt aus nach und nach über alle übrigen Gegenstände rund umher ausbreite, und daß sich in dem Geiste derer, die es ansehen, eine Folge von Ideen erzeuge, wovon die vornehmste Person der Hauptstamm ist. Sehet da ein Modell für alle diejenigen, die es unternehmen die Herzen zu rühren und auf die Einbildungskraft zu

wir-

wirken. Der Maler und der Redner haben einerley Gesetz. Wann ein Bürger sein Leben in Gefahr, oder seine Wohnung in Feuer sieht; sagt er alsdann: **Meine Herren, ich bitte Sie, mich aus der Gefahr zu reißen, worinn ich mich befinde, mein Leben, oder mein Haus zu verlieren!** Er belästigt seine Sprache nicht mit allen diesen unnützen Ideen, die zu seinem Endzwecke nichts beytragen. Die Natur selbst schreyet hier, und verkündigt die Noth durch ein einziges Wort, durch ein Wort welches alles sagt.

Diese Anordnung ist ein sehr deutliches Beyspiel von dem, was die Natur bey oratorischen Reden erfodert. Sie redet hier freylich nicht so heftig, weil die Noth nicht so dringend ist. Indessen wann der Redner weiß, wie er sie sprechen lassen muß, so wird sie sich allezeit in eben derselben Ordnung ausdrücken. Laßt uns den Flechier hören, wie er eine sterbende Prinzessinn reden läßt: „**Das Licht meiner Augen „verlischt: eine Wolke ohne Ende er„hebt sich zwischen mir und der Welt. „Ich sterbe, ich verliere mich unver„merkt von mir selber. Trauriger Au„genblick! Endliches Schicksal meiner „abgematteten Jugend!**

Man kann diesen Perioden nicht so handgreiflich analysieren, als die Rede des Bürgers, der Feuer schreyt; indessen wenn es geschehen seyn wird, so wird er eben dasselbe Principium deutlich vor Augen stellen.

Es redet hier eine sterbende Person. Alle ihre Worte, wenn sie sich ordnen, ordnen sich von selber; und folglich müssen sie alle nach der Ordnung der Gedanken und der Empfindungen, die sie ausdrücken, gestellt seyn. Sie sind von dem Redner so glücklich gewählt worden, daß die Französische Sprache, ohngeachtet der Schwierigkeit die sie hat, der natürlichen Ordnung der Gedanken zu folgen, sich doch bey dieser Gelegenheit nicht rebellisch bewiesen hat. Die Deutsche, die noch biegsamer in ihren Wortfügungen ist, hat hier dem Autor ohne allen Zwang nachgehen können.

Die natürliche Ordnung (*) erfodert, daß der rührende Gegenstand an der Spitze stehe: **Das Licht meiner Augen — — eine Wolke sonder Ende** — — Auf diese Gegenstände hat die sterbende Prinzessinn ihre Aufmerksamkeit gerichtet, und hierauf will sie also, daß die Personen, mit denen sie redet, die ihrige

(*) Man sehe am Ende die Grundsätze der Uebersetzungskunst.

ihrige gleichfalls richten sollen. Für diese Gegenstände sind beide Redensarten gemacht. Die Zeitwörter die nach ihnen folgen, sind nur nähere Bestimmungen. Das Licht meiner Augen — — verlischt. Eine Wolke sonder Ende — — erhebt sich.

Eben so verhält es sich mit diesen beiden Gliedern: Ich sterbe: Ich verliere mich unvermerkt von mir selber. Hier ist der Gegenstand das Zeitwort selbst: die Prinzessinn will die Handlung selber, die jetzt geschieht, vor Augen stellen, ich sterbe, ich verliere mich; und das Uebrige der Redensart ist nur da, die Art und Weise davon auszudrücken. Endlich in dem doppelten Ausruf: trauriger Augenblick! Endliches Schicksal meiner abgematteten Jugend! hielt die redende Person nicht für nöthig, ein Zeitwort hinzu zu thun, weil der vorgestellte Gegenstand sich selbst genugsam erklärt, und, da er mehr Hitze als Licht bey sich führt, nicht sowohl der Worte als der Wendung bedurfte.

Weil es aber bey dergleichen Materien nicht genug ist das Beyspiel des Guten zu zeigen, sondern man auch ein Beyspiel vom Gegentheile bey der Hand haben muß, um den Unterschied desto einleuchtender zu machen: so laßt uns eben die-

dieselben Gedanken nehmen: Der Tod verlöscht das Licht meiner Augen; er zieht zwischen mir und der Welt eine Wolke auf, die sonder Ende ist; ich habe meine Laufbahn vollendet; eine unbekannte Gewalt raubet mich mir selber. Wie ist dieser Augenblick so traurig! Sehet, dieses ist das Ende einer in Schwachheit zugebrachten Jugend! Ein gewöhnlicher Redner wäre mit diesem Ausdrucke zufrieden gewesen: er ist leicht, natürlich, und körnigt genug. Aber man lese den ersten noch einmal, man wird den Unterschied bald wahrnehmen, und bey näherer Untersuchung sehn, daß er daher kömmt, weil bey der letztern Leseart die Zeichen mehr nach dem Bedürfnisse der Sprache, als nach den Gesetzen der Natur gestellt sind, anstatt daß bey der erstern die Natur allein die Anordnung gemacht zu haben schien.

Die Naivität, die eine Kürze in den Zeichen erfodert, und eine gewisse Anordnung der Gegenstände nach den Absichten dessen, der da redet, will auch haben, daß diese Gegenstände unter einander auf das genaueste verknüpft seyn sollen.

Sie

Sie will zuerst, daß derjenige, der sich einmal als regierend gezeigt hat, allezeit so erscheine, so lange die Rede von ihm ist: Servetur ad imum qualis ab incepto processerit. Oft glaubt ein Schriftsteller Geschicklichkeit zu zeigen, wenn er künstlich einen andern Gegenstand vorschiebt. Allein so bald es wirklich nicht mehr derselbe ist, so verliert der Geist des Lesers die Spur: der Weg den er gieng, verläßt ihn, er wird stutzig, mehr oder weniger, nachdem die Abweichung groß ist: Zum Exempel, ein gewisser Skribent sagt zuerst, indem er vom Geschmacke handelt: Der Geschmack schränkt sich nicht bloß auf die Kenntniß der Werke des Geistes ein; und wenn er sich darauf einschränkte, dürfte man wohl die ganze Jugend auf die Erlernung der schönen Wissenschaften wenden? Unmittelbar darauf setzt er hinzu: Diejenigen, welche sie besser gekannt, haben davon ganz anders geurtheilt: sie haben sie 2c. In den ersten Redensarten handelte man vom Geschmacke. In den beiden letztern spricht man von den schönen Wissenschaften. Der Geist wird wider seinen Willen nach einem andern Gegenstande hingerissen, zu einer Zeit, da er sich noch gänzlich mit dem erstern beschäfftigte.

Die Natur verlangt also, daß alle Theile einer Rede, die kleinen sowohl als die großen, eben so mit einander verbunden seyn sollen, wie sie in einem natürlichen Ganzen verbunden sind. Dieß ist die wahre Verbindung, und es giebt fast keine andere als diese. Man sieht das Beyspiel davon an einem Baume: Frucht, Blüte, Blätter, Zweige, Stamm, alles ist eines. Eben so giebt es einen geraden Stamm für die Begriffe und für die Worte. Dieser enthält alle Rechte und alle Vorrechte der Natur. Alles was von der Nebenlinie ist, oder was nur durch eine künstliche Einpfropfung damit zusammenhängt, ist beynahe fremde in einer Rede, und wird von denen dafür angesehn, die davon zu urtheilen im Stande sind.

Dieses macht die Uebergänge denen Leuten so schwer, die von ihrer Materie nicht Meister sind, die sie nicht genug durchgedacht haben, um alle ihre Theile und Gelenke zu kennen. Sie wollen die Materie lenken, weil sie ihr nicht folgen können, und aus Mangel eines vermittelnden Stückes, das zur Verknüpfung dienen könnte, fügen sie Theile zusammen, die nicht dazu geschnitten sind, sich zu passen. Daher kommen die künstlichen Uebergänge, die verkehrten Wendungen, die gebraucht werden eine Lücke zu bedecken,

decken, eine Narbe zu ziehn, und diejenigen zu betriegen, die von der Festigkeit eines Gebäudes aus seiner Tünche urtheilen.

Man gehe die Werke berühmter Skribenten durch, man wird hier keine erschlichene Wendungen sehn. Die Materie entwickelt sich von selber; alles folgt ungezwungen aufeinander; und wann sie über einen Punkt gesagt haben, was darüber zu sagen war, so gehen sie zu einem andern über, ungekünstelt und mit einer Art von Aufrichtigkeit, die dem Leser weit angenehmer ist, als alle die Spitzfindigkeiten, die einen kleinen Geist, oder wenigstens einen allzumüßigen Skribenten verrathen.

Die Naivität schließt die Hitze, den Nachdruck, die Lebhaftigkeit, als Zweige der Subdivision in sich. So bald die Gedanken in wenig Worten und in der schicklichsten Ordnung gesagt werden, so haben sie ein Feuer, ein allgewaltiges Licht, das zugleich erleuchtet und erhitzt. Sie haben alsdann diejenige Kraft, welche die Redner einem Wurfpfeile vergleichen, der gerade herabgeschleudert wird, dem Ungestüm, der den Zuhörer mit sich fortreißt. Mit einem Worte, sie haben diejenigen Ausdrücke, diejenigen einzigen Wendungen, die die höchste Vollkommenheit der Redekunst ausmachen.

Und wenn ihnen eine von diesen beiden Eigenschaften fehlt, so werden sie kalt, schläfrig, matt.

Ob gleich die Deutsche Sprache wegen ihrer Einrichtung bisweilen gezwungen ist, die natürliche Ordnung zu verkehren, so darf man doch nicht glauben, daß sie sich oft davon entfernt, wann sie in guten Händen ist. Ein guter Skribent fühlt sich von der Natur getrieben, gedrungen: und ungeachtet der Hindernisse seiner Sprache, erhält sie doch einen guten Theil von dem was sie haben will. Gesetzt daß sie bisweilen der Ordnung verfehlt, die ihr in den Theilen eines Satzes zukäme, so verfehlt sie derselben doch nicht, wenn es darauf ankömmt, die Sätze untereinander anzuordnen, und überhaupt in allen Theilen der Rede, die den Regeln der Grammatik nicht unterworfen sind. Sie stellt die abgerissenen, die eingeschalteten Gedanken, die Glieder des Perioden, die Perioden selbst nach ihrem Gefallen. Sie setzt für das Aktivum, wenn sie es ohne Zweydeutigkeit thun kann, das Participium, oder, wenn es nicht zu lang ist, das Passivum: und durch dergleichen Vergütigung erhält sie fast alles, was sie verlangt.

Man weiß, wie sehr die Französische Sprache dem Corneille nachgegeben hat, wie sehr dem Racine, dem Boileau, dem La-Fontaine, dem Bossuet, dem Flechier, dem Fenelon, und allen Skribenten des goldenen Weltalters unter Ludewig dem vierzehnten. Hier findet man die Naivität, von der wir reden, mehr oder weniger ausgedrückt, und zwar durch die drey Mittel, die wir angezeigt haben.

Devines si tu peux, & choisis si tu l'oses.

Errathe wenn du kannst, und wähle wenn du darfst.

sagt Corneille im Heraklius. Dieß Exempel fällt in die Augen. Es giebt deren tausend andere im Corneille, in diesem Autor, von dem man sagte, daß er seine Verse aus Instinkt machte; ein schöner Ausdruck, wenn man ihn von einem fast übernatürlichen Instinkte versteht.

Aus diesem allen kann man, dünkt mich, den Schluß ziehen, daß ein jeder, der schreibt, sich nicht allein vorsetzen müsse, natürlich, sondern auch naiv zu seyn. Hiezu aber gehört nichts weiter, als daß man sich in die gehörige Lage bringe, daß man sich ganz mit seinem Gegenstande erfülle, und sich dem Eindrucke desselben völlig überlasse: alsdann wird eine jede Spra-

che zum wenigsten bis auf einen gewissen Grad nachgeben, und sich von dem Gegenstande bilden und lenken lassen:

Nec facundia deseret hunc nec lucidus ordo.

XIII.

Art und Weise sich den Styl zu formieren.

Wir schliessen diesen Artikel damit, daß wir noch ein Paar Worte über die Art hinzuthun, wie man seinen Styl formieren kann.

Man muß, wie jedermann weiß, viel lesen, und zwar die besten Schriftsteller lesen; hiernächst muß man selber schreiben; Cicero sagt, daß die Feder in diesem Stücke der beste Lehrmeister sey: Stylus optimus dicendi Magister; drittens muß man nachahmen. Ich will mich bloß bey diesem letzten Punkte aufhalten.

Die Art wie man es anfängt sich den Styl durch Nachahmung zu bilden, scheint wenigen Nutzen zu versprechen. Man legt dem jungen Skribenten ein Stück aus dem Cicero oder aus einem andern berühmten Autor vor, wovon er Wendung und Wortfügung auf einen andern Gedanken, den man ihm einzukleiden giebt, hinübertragen soll. Allein dieser Gedanke ist von

dem Gedanken des Cicero verschieden, folglich wird man ihm ein Kleid geben, das ihm nicht angemessen war. Man sieht leicht, was hieraus entstehen muß.

Man hat bemerket, daß junge Leute, so oft sie nachahmen, ihr eigenes Werk mehr verunstalten, als verschönern. Sie nehmen allemal zu viel oder zu wenig. Selten haben sie einen Magen, der es machen könnte wie die Biene, die aus Rosen, Klee und Lilien einen Saft zieht, woraus sie einen andern Saft zusammensetzt, der von dem ausgezogenen ganz verschieden ist. Ungeschickte Nachahmer geben die Rose, den Klee, die Lilien so wieder, wie sie sie gefunden haben, nur mit dem Unterschiede, daß diese Blumen unter ihren Händen verwelket sind.

Mag man ihnen doch, um ihnen die grammatischen Wendungen zu zeigen, eine gewisse Form geben, ihre Redensart darnach einzurichten. Zum Exempel, zur Nachahmung dieses Satzes: Ad rivum eundem lupus & agnus venerant siti compulsi, **der Wolf und das Schaf, von Durste getrieben, kamen an einen Bach**, gebe man ihnen diesen andern: Der Bruder und die Schwester, von Liebe getrieben, kamen zu ihrem Vater: *Ad patrem suum frater & soror venerant amore compulsi.*

pulsi. Dergleichen Uebungen lassen sich mit gutem Nutzen vornehmen, und geben den Charakter beider Sprachen vollkommen zu erkennen.

Allein, wenn es darauf ankömmt ein Stück von einiger Länge zu verfertigen, es so schön zu machen als es möglich ist, in einem Styl, in einem Tone, der sich zu ihm schickt; und man dazu durch den Weg der Nachahmung gelangen will: so sehe man hier, wie man es ohngefehr anfangen kann.

Ehe die Tonkünstler ein Koncert anfangen, stimmen sie ihre Instrumente auf einerley Ton, den sie nach einem Instrumente nehmen, welches untrieglich und seiner Natur nach unveränderlich ist.

Ehe der nachahmende Skribent die Feder zur Hand nimmt muß er sich gleichfalls ein gewisses Modell erwählen und zwar aus der Gattung worinn er arbeiten will. Ist es eine lateinische Rede, so muß er weder den Salust, noch den Livius lesen, viel weniger den Plautus und Terenz. Er muß auch nicht einmal die philosophischen Bücher des Cicero lesen, noch auch diejenigen die von der Redekunst handeln, am wenigsten seine Briefe; sondern er muß seine Reden lesen, und vornehmlich diejenigen, die von gleicher Gattung mit der Materie sind, die

er

er abhandeln will. Er lese seine Rede für den Marcellus, für das Manilische Gesetz, für den Ligarius, wenn gelobt werden soll. Er lese die Verrinischen, die Katilinarischen, die Philippischen, wenn getadelt werden soll. Wenn ich ein heroisches Gedicht zu verfertigen hätte, so würde ich mich ganz allein an den Virgil halten, ich würde nicht seine Hirtengedichte, auch nicht sein Gedicht vom Landbau nehmen; sondern diejenigen Stellen seiner Aeneide, die die meiste Verwandschaft mit meiner Materie hätten: und wann ich eine Zeit lang den Ton seiner Trompete angehöret, mein Ohr mit seinen Akkorden angefüllt hätte, wann ich mich von seinem Geiste durchdrungen fühlte, alsdann würde ich mich in die Höhe schwingen und Krieg und Schlachten verkündigen. So oft ich zu meinem Werke zurückkehren wollte, würde ich mich mit gleicher Vorsicht zur Arbeit anschicken; und wann es sich zutragen sollte, daß das Orakel taub bey meinen Bitten bliebe, daß ich seine Stimme nicht vernähme, so würde ich einen günstigen Augenblick erwarten. Auf diese Weise würde Virgil allein mein Apollo und mein Aristarch, mein Genius und mein Richter seyn.

Wäre mein Werk zu Ende gebracht, und es käme nunmehr darauf an es auszufeilen, so

würde

würde ich immerfort zu meinem Modelle gehn, und wieder zu meiner Arbeit zurück kehren, und versuchen, ob der Eindruck von beiden gleich bliebe. Welche Beruhigung für mich, wenn ich, zum wenigsten an einigen Stellen, gleiche Stärke, gleiche Hoheit, gleiche Naivität, gleiche Harmonie wiederfände? Man nimmt unvermerkt die Sitten derer an, mit denen man umgeht. Geschieht dieses so gar ohne unser Vorwissen, was wird nicht geschehen, wenn man sich bestrebt, wenn man sich Gewalt anthut, ihnen ähnlich zu seyn?

Wer in dieser Absicht liest, um nachzuahmen, muß sich einige Tage lang ganz und gar dem Autor wiedmen, den er nachahmen will. Er muß genau auf seine Gedanken, Wendungen, Ausdrücke acht geben; einige Stellen wiederholen, sich dabey verweilen, das Mark davon ausziehn. Er muß sich nicht begnügen zu lesen, er muß mit lauter Stimme lesen; die Verse singen, die Reden deklamieren; in Affekt gerathen, sich erhitzen. Nun ist die Musenstunde da. Nun ist es Zeit, Pinsel und Palett zu ergreifen. Geschieht es, daß das Gedächtniß dem Geiste des Artisten Ausdrücke liefert, die von dem Modelle, welchem man folgt, abweichen, so werden sie mit dem allgemeinen

Strome fortgerissen werden, und mit den übrigen gleichen Lauf nehmen. Es wird kein Styl seyn, der aus Lappen von allerley Farben zusammengestickt ist; man wird hier keine Perioden sehn, die Horaz, Juvenal und Cicero buntscheckigt machen. Die Nachahmung eines einzigen Musters hat alles in eine gleiche Form gebracht, und das Werk ist, was den Ausdruck anbetrifft, so vollkommen geworden, als es, nach den Talenten des Verfassers, seyn konnte.

Vierter Artikel.

Von der Aussprache.

Da diese Arbeit vornehmlich junge Leute zum Augenmerk hat, so wird man mir erlauben, ihnen hier einige Anmerkungen vorzulegen, die ihnen behülflich seyn können, sich in ihren öffentlichen Redeübungen auf eine gute Art zu zeigen. Weil das, was sie hersagen, selten ihr eigenes Werk ist, so erfodert es ihr Vortheil, sich zum wenigsten durch die Art, wie sie es hersagen, Ehre zu erwerben, welches geschieht, wann sie zeigen, daß sie selbst empfinden, und dasjenige, was sie sagen, verstehn.

I.

Das erste was junge Leute zu beobachten haben, ist eine reine Aussprache. Dazu gehört, daß sie langsam reden, die Töne deutlich unterscheiden, die Ausgänge völlig hören lassen, die Wörter von einander absondern, ja nicht allein die Wörter, sondern auch die Sylben, zuweilen gar gewisse Buchstaben, die sich verwirren oder durch ihren Zusammenstoß einen Uebelklang hervorbringen könnten; sich bey den Punkten und

Strichen, und sonst überall verweilen, wo der Verstand und die Deutlichkeit es erfodern. Die Aussprache ist beym reden, was der Druck beym lesen ist. Ein Werk das zierlich gedruckt ist, auf schönem Papier, richtig punktiert, wo Zeilen und Wörter in dem gehörigen Abstande stehen, erhält dadurch einen neuen Werth: es verführt die Augen. Eben so gern hört man auch eine reine Aussprache, die dem Ohre die Wörter ohne Verwirrung, ohne Beschwerde zuführt: der Geist übersieht ihre Ordnung und die Abtheilungen der Gedanken desto besser.

2. Muß die Aussprache leicht und ungezwungen seyn. Sobald der Redner sich zerarbeitet, wird der Zuhörer gemartert. Es ist besser, auf eine galante Art einige Fehler zu machen, als auf eine pedantische Art alle Kleinigkeiten zu beobachten.

3. Es ist nicht genug, daß die Aussprache richtig und ungezwungen ist, man muß auch einen Ton gebrauchen, der den Sachen die man sagt, angemessen ist. Weil diese Töne bis ins Unendliche verschieden sind, so ist es sehr schwer ihren Unterschied zu bestimmen, und Regeln davon zu geben. Indessen scheint es doch als ob man folgende drey Gattungen von Tönen festsezzen könnte: den vertrauten Ton, den anhalten-

den Ton, und einen dritten, der das Mittel zwischen diesen beiden hält, und den man also den mittlern Ton nennen könnte.

Der vertraute Ton ist der Ton des gewöhnlichen Umgangs. Er ist weder singend, noch monotonisch. Er besteht in sanften und simpeln Brechungen. Er ist leichter durch die Nachahmung zu lernen, indem man sich ein Muster wählt, als nach Regeln. Ich sage: in dem man sich ein Muster wählt; denn es muß eine gewisse Wahl angestellet werden: es giebt einen vertrauten Ton unter angesehenen Leuten; und es wäre gar nicht rathsam junge Leute so reden zu lassen, wie sie mit ihres gleichen reden.

Der anhaltende Ton ist derjenige, den man bey der Deklamation wichtiger Reden oder bey Lesung sehr ernsthafter Werke gebraucht. Die Stimme ist allezeit voll, die Sylben werden mit einer gewissen halbsingenden Melodie ausgesprochen: ändert man die Brechungen der Stimme, so ändert man sie auf eine edle Art.

Der mittlere Ton wird ein wenig mehr aufgestützt als der vertraute, und etwas weniger, als der anhaltende. Diese drey Gattungen von Tönen haben eine jede ihre Grade, das ist,

sie

sie haben mehr oder weniger, nach dem der Stoff, der Redner, der Zuhörer, und der Ort ist.

Bey öffentlichen Schulübungen muß man, scheint es, alle Erklärungen, Anmerkungen, Betrachtungen, Erzählungen im vertrauten Tone hersagen: es ist eine gelehrte Unterhaltung.

In einem erhöhtern Tone, alle Anführungen, so wohl in Versen als in Prose, wann sie nehmlich nicht von der erhabenen Gattung sind, zum Exempel, wenn es ein Stück aus einer Abhandlung oder Komödie, oder wenn es eine Fabel ist. Denn man darf nicht mit einerley Tone **den Raben und den Fuchs** hersagen, und auch zugleich die Anmerkungen, die über diese Fabel gemacht sind. Diese letztern muß man in einem einförmigern und nachläßigern Tone hersagen; die Fabel hingegen muß ein wenig nach Kunst schmecken, man muß ihr ein reizender, ein lachender Ansehen geben.

In dem anhaltenden Tone deklamiert man Stücken aus einer Rede oder aus der höhern Poesie. Ich setze hier die hohe Poesie und die Rede neben einander, ob jene gleich einen Grad höher steigt. Verse muß man singen und nicht lesen. So sagt man in einem edlen Tone: **Turenne stirbt: alles ist in Verwirrung.**

Das Glück wanket, der Sieg wird müde, der Frieden entfernet sich; aber dieser Ton ist noch erhabener, wenn man sagt:

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf. Ein Stral von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel rc.

Dieser anhaltende Ton besteht vornehmlich darinn, besonders für junge Leute, daß sie, erstlich die Stimme beym Anfange eines jeden Perioden herablassen. Man hat angemerket, daß man allemal zu dem Tone, den man verlassen hat, unvermerkt wieder zurückkehrt. Dieses giebt einige Abänderung, und beschließt die Redensarten so, daß unser Ohr damit zufrieden seyn kann. Vielleicht wäre es auch lächerlich, bey einer solchen Redeübung mehr zu verlangen. Will man haben, daß ein Kind nach der Reihe tausend verschiedene Rollen machen, daß es tausend Charakter annehmen soll, die man ihm nach und nach durch das Gedächtniß durchführt? Soll es deklamieren, wie Bourdaloue, und eine Zeile nachher den Krispin spielen? Er besteht zweytens darinn, daß man auf eine paßionierte Art ausspreche: das heißt, daß man auf gewisse Sylben einen Nachdruck setze, das Feuer auszudrücken, die Seele sichtbar zu ma-

chen.

chen. Drittens, daß man in der hohen Poesie den Reim ein wenig merken lasse, vornehmlich den weiblichen, ohne jedoch sich anderswo als bey den Strichen und Punkten zu verweilen. Denn es ist ein Fehler, sich bey den Reimen aufzuhalten, wenn es der Verstand nicht erfodert.

Was die Rednergeberden oder Gestus anbetrifft, so glaubt man gemeiniglich, sie bestünden darinn, daß man die Hände bewege. Gestus machen, heißt, durch die Haltung oder Bewegung des Leibes zeigen, daß man denkt, daß man empfindet. Es ist eine Sprache, die an die Augen gerichtet wird, so wie die Worte und die Töne an die Ohren gerichtet werden.

Es wäre eben so lächerlich, wenn man von Kindern die großen Gestus verlangen wollte, als es lächerlich wäre, wenn man die passionierten Töne der Kanzel oder des Theaters von ihnen foderte. Wenn sie nur eine gute Stellung, wenn sie eine Miene annehmen, die gefällig ist, und die mit dem, was sie sagen, übereinstimmt, wenn sie nur zu empfinden scheinen, so ist es schon genug. Machen sie ja einige Bewegungen mit den Händen, so müssen es mehr hervorkeimende, als völlig ausgebildete Gestus seyn. Sie werden sich desto beliebter machen. Sie werden das Ansehen haben, als ob sie durch

eine gewisse Scham zurückgehalten würden, die in ihrem Alter fast eben so viel werth ist, als die Schönheiten der Kunst.

Ihre Augen womit zu beschäfftigen, mag sich ihre Einbildungskraft die Personen vorstellen, zu welchen sie zu reden scheinen, sie sich in ihrer Stellung, in ihrer Aufmerksamkeit vorstellen. Zum Exempel, wenn sie die Fabel vom Eichbaum und vom Schilfe hersagen, und es redet der Eichbaum, so können sie sich ein Schilf einbilden, das an einem gewissen Orte zuhört, nach welchem sich ihre Augen, und die wenigen Gestus die sie machen, hinwenden können.

Was die Hände anbetrifft, die ihnen sehr im Wege sind, besonders die linke, so gebe man ihnen im Anfange ein Buch, ein aufgerolltes Papier, die Lehne eines Stules, die sie halb verdecke und ihnen einen Theil ihrer Beschwerden benehme; dieses ist besser, als eine Hand, die in ewiger Monotonie hin und her geht, wie ein Pendel an der Uhr. Bey Sachen die mit Geschmack gemacht werden sollen, ist das Hauptwerk, der agierenden Person ihre Freyheit zu lassen. Es giebt Charakter die lenksamer sind als andere: man findet Kinder, die aus der Wiege ein angenehmes Wesen mit sich bringen. Andere hingegen sind in allen ihren Bewegun-

gen steif. Die erstern haben fast gar keine Lehrmeister nöthig: es ist genug, wenn man ihnen den Weg zeigt und sie der liebenswürdigen Freyheit überläßt, die eine allzufinstere Autorität unfehlbar ersticken würde. Was die andern anbetrifft, so müssen die Lehren, die man ihnen giebt, allezeit aufgeräumt und lachend seyn. Nur eine zärtliche und kluge Mutter könnte einem solchen Fehler glücklich abhelfen; oder, falls es ein anderer zu thun unternimmt, so müßte er zuvor Sanftmuth und Gelindigkeit von ihr lernen.

Ich habe vergessen zu sagen, daß man junge Leute ja nicht ihre ersten Versuche selber machen lasse: sie würden Gewohnheiten annehmen, die fast unmöglich wieder zu verbessern wären. Man muß ihnen das Beyspiel geben, und so vor ihnen reden, wie man haben will, daß sie selber reden sollen: ihnen mehr als einmal die Töne, die Haltungen des Kopfes 2c. wiederholen, hierauf sie nöthigen, es stehendes Fußes nachzumachen. Wenn sie es in Gegenwart ihrer Lehrer nicht wagen wollen, so muß man sie bitten, sich ganz allein, etwan vor einem Spiegel, zu üben. Da können sie sich nach Belieben hören und sehen, sich billigen und tadeln; und im Fall sie nur eine Anlage zu einem ge-

 sunden

sunden Verstande und Geschmacke besitzen, so werden sie die Geberden ihres Modelles bald wiederfinden oder sie zu ersetzen wissen. Hierauf werden sie mit mehr Zutrauen und folglich auch mit besserm Glücke wiederum auftreten können. Die Menschen sind Menschen in jedem Alter. Man muß ihrer Eigenliebe vor andern Leuten zu schonen suchen. Hæc omnia magis monitoris non fatui, quam magistri eruditi.

II.

Nunmehr erlaube man mir ein Wort an die Redner zu richten, und ihnen die Verbindung vorzustellen, die sich unter der Sprache der Geberden und der Töne, und unter der Sprache der Worte befindet, und ihnen zu empfinden zu geben, von welcher Wichtigkeit es ist, daß Worte, Ton der Stimme, und Gestus, bey dem Redenden vollkommen übereinstimmen.

Unser Vorsatz ist hier keinesweges Regeln zu geben. Wir haben uns nur ein einziges Augenmerk vorgesetzt: nehmlich den Umfang und die Menge von Dingen zu zeigen, die die Kunst der Deklamation in sich schließt; damit, falls sie jemand zu seinem eigenen Gebrauche studieren will, er seinen Gegenstand einiger maßen kennen möge. Wir wollen auch zugestehn, wenn

man es haben will, daß fast ein jeder sein eigener Lehrmeister in diesem Stücke seyn muß, und daß alle Anweisungen, zumal die schriftlichen, so zu sagen, verlorne Unkosten sind.

Die Alten hatten über die Rednergeberden und über den Ton der Stimme eine Sammlung von Regeln die eine ganze Kunst enthielt, und die denen zur Richtschnur diente, die eine öffentliche Rede zu halten hatten. Ja sie glaubten, dieses Stück sey eines der allerwichtigsten bey der Kunst zu rühren und zu überreden.

Wir im Gegentheil haben bisher geglaubt, es sey weit kürzer zu glauben und beständig im Munde zu führen, daß man sich bey der Deklamation dem Naturtriebe überlassen müsse, daß es für diesen Theil der Redekunst keine Regeln gäbe, und daß, wenn man sich in den Sinn kommen ließe, dergleichen hineinzubringen, es ein unfehlbares Mittel seyn würde, die Natur zu zerstören, oder wenigstens zu verderben. Wenn diese Art zu denken richtig wäre, so würde die Beredsamkeit selbst eben so wenig Regeln nöthig haben: weil die natürliche Beredsamkeit allemal die stärkste und die angenehmste ist. Eben so wäre es auch mit allen übrigen Künsten beschaffen, deren Endzweck es ist, die natürlichen Kräfte zu ordnen, zu verschönern, zu verstärken, um sie desto

gewisser

gewisser zu ihrem vorgesetzten Zwecke zu bringen.

Die ganze Welt hat von dem Wettstreite reden hören, den Cicero und Roscius mit einander hatten. Der Redner drückte einen Gedanken durch Worte aus. Der Komödiant drückte ihn augenblicklich durch Geberden aus. Der Redner änderte die Worte mit Beybehaltung des Gedankens: der Komödiant änderte die Geberden, und drückte den Gedanken noch einmal aus.

Sehet da, zwey Mittel sich auszudrücken, deren jedes hinlänglich ist, die Gedanken vorzustellen: die Rede und die Geberden!

Die Pantomimen spieleten ganze Stücke mit bloßen Geberden. Sie machten daraus eine zusammenhangende Rede, die von den Zuschauern ganze Stunden lang angehöret wurde. Was wäre geschehen, wenn sie noch den andern Theil der Deklamation hinzugethan hätten, nehmlich den Ton der Stimme?

Die Musik, welche nur diesen letzten Ausdruck besitzt, drückt in dieser Sprache unendlich viele Sachen aus. Sie malt die Freude, die Traurigkeit, das Schmachten. Sie weiß die Stärke, die Schwäche, den Trotz, ein Ungewitter, das Brüllen der Erde nachzuahmen. Sie

erhitzt,

erhitzt, sie entzückt, und redet nur durch bloße Töne. Was würde geschehen, wenn sie mit den Geberden verbunden wäre, die durch den Weg der Augen unsre Seele rühren, und mit den Worten, die zugleich zum Verstande und zum Herzen gehn? Wenn ein Mathematiker auf den Einfall käme, die Wirkung einer Rede zu berechnen, die man schlechtweg liest, und nachher die Wirkung eben derselben Rede, wenn sie lebhaft und vollkommen schön deklamiert wird: so bin ich versichert, daß die letztere die doppelte, die dreyfache, die vierfache Summe von der erstern betragen würde; vielleicht würde sie gar alles ausmachen, und die andere fast gar nichts.

Man fragte den Demosthenes, welches die erste und die vorzüglichste Eigenschaft eines Redners sey? er antwortete: Die Aktion; und welches die zweyte sey? die Aktion gleichfalls; und die dritte? gleichfalls die Aktion, bis man zu fragen aufhörte: wodurch er zu verstehen geben wollte, daß ohne die Aktion, alle übrigen Eigenschaften eines Redners für wenig zu rechnen wären.

Er hatte es empfindlich genug erfahren, um davon überzeugt zu seyn. Dieser Redner, der beredteste der jemals gewesen ist, wurde der

Stär-

Stärke seines Geistes und seiner nachdrückli- chen Beredsamkeit ungeachtet, allemal ausge- zischt, so lange er die Kunst, seine Waffen zu führen, noch nicht verstand. Der Unterricht, den er von einem Komödianten bekam, war für ihn ein aufgehender Stral von Lichte, der ihm klärlich zeigte, daß, ohne Aktion, die schönsten Sachen nichts als ein Leichnam ohne Leben sind, weit fähiger den Zuhörer kalt zu machen, als ihn zu erhitzen. Er legte sich daher mit allen Kräften darauf; und die erstaunliche Mühe die er sich gab, nebst der unsterblichen Ehre, die er sich dadurch erworben hat, sind eine hinlängliche Rechtfertigung für diejenigen, die seinem Exem- pel folgen, und sich der Kunst zu deklamieren gänzlich wiedmen wollen.

Die Erlernung dieser Kunst dient nicht allein den Rednern, den Schauspielern von Profeßion, allen denen die verbunden sind zu gewissen Zei- ten öffentlich aufzutreten: sondern wie kann, ohne sie, irgend ein Mensch, der die guten Auto- ren lesen will, ihre Schönheiten empfinden? Laßt uns unser Gleichniß vom Leichnamme wieder an- bringen, so häßlich es auch ist. Die Bücher, die wir lesen, sind lauter leblose Gestalten, Schat- tenbilder ohne Blut, die der Leser beseelen muß, wenn er ihre Züge erkennen will. Er muß

ihnen

ihnen seine Stimme, seine Geberden leihn: er muß den Oedipus sehen, wie er sich an die Stirne schlägt, und vor Schmerzen heult; er muß den Donner des Demosthenes hören; er muß sich mit dem Cicero gegen die Klodier, gegen die Katilinen erhitzen und rund um sich her die Zuhörer zittern sehn. Sonst sind die schönsten Werke kalte Figuren, kaum entworfene und halb ausgelöschte Risse, flüchtige Züge eines berühmten Pinsels.

Und ein Autor, der selbst schreibt, wie will er seinen Styl beleben, wenn er sich nicht in seinem Kabinette einbildet, den Himmel zu apostrophieren, die Hölle zu eröffnen? Woher will er Lieblichkeit, Stärke, Nachdruck bekommen, wenn er nicht zum wenigsten mit halber Stimme die Töne der Natur versucht?

Da nun die Kunst der Deklamation demjenigen, der schreibt, der liest, der öffentlich redet, gleich nützlich ist: so ist es zum wenigsten vernünftig, sich einen Augenblick dabey aufzuhalten, um zu sehen was sie enthält.

Die Deklamation, oder, wie die Lehrer der Redekunst sie nennen, die Aktion, ist eine Art von Beredsamkeit des Körpers, ein Ausdruck der in Geberden und im Tone der Stimme besteht:

steht: Est actio quasi corporis quaedam eloquentia, cum constet motu atque voce.

Diese Art von Rede hat, so gut wie die Sprache der Worte, ihre Elemente. Sie hat ihre eigene Naivität, ihren Reichthum; sie hat ihre besondere Uebereinstimmung mit einem jeden Gegenstande, und ihre allgemeine, mit dem ganzen Stoffe; sie hat ihre Melodie, ihren Numerus, ihre Abänderenngen, ihren Anstand; und endlich hat sie auch ihre Fehler und Ausschweifungen.

Es giebt einfache Töne und einfache Geberden, woraus die andern zusammengesetzt sind. Es giebt einige, die mehr oder weniger zusammengesetzt sind, und deren Zusammensetzung mehr oder weniger leicht ist. Ja man kann sagen, daß die Geberdensprache nicht allein ihre Perioden und Redensarten, sondern auch ihre Wörter, Sylben und Buchstaben hat. Allein das sonderbarste hiebey ist, daß, auf der einen Seite, alle Menschen, von welchem Alter und Stande sie auch sind, diese Sprache verstehn, und daß, auf der andern Seite, jeder Mensch seine eigene hat, die ihm so eigenthümlich, so persönlich zugehört, als sein eigenes Wesen. In der That, wir haben ein jeder unsre eigenen Geberden und Töne, so wie wir unsere äußerliche Bildung,

unsern

unsern Leibesschnitt, unsre Züge, unsre Stimme haben; und wir haben sie von andern Menschen so verschieden, als wir selbst von ihnen durch den eigenthümlichen Charakter verschieden sind, der macht, daß Peter nicht Paul, und daß Paul nicht Peter ist. Also ist die Geberdensprache Peters keinesweges die Sprache Pauls; und Pauls ist wiederum nicht die Sprache Peters; und obgleich beide auf gemeinschaftliche Elemente gegründet sind, so sind sie doch zum wenigsten so verschieden von einander, als die Französische, die Italiänische, die Spanische Sprache von der Lateinischen verschieden sind, von der sie die meisten ihrer Wörter entlehnet haben.

Ein jeder Redner hat also seine Bewegungen und Stellungen, die ihm und zwar ihm allein eigen sind. Dieses Eigenthum des Ausdrucks macht, daß er die Sprache, die der ganzen Welt zugehört, auf eine ihm ganz eigene Weise redet, und setzt ihn in den Stand, sich auf eine neue Art auszudrücken, selbst alsdann, wann er sich solcher Wörter bedient, die gar nichts neues an sich haben. Dieser Reiz der Neuheit ist Ursache, daß wir zuweilen dem einen Prediger vielmehr als dem andern, diesem Schauspieler vielmehr als jenem zugethan sind. Man gebe zwey verschiedenen Leuten einerley Sachen zu sagen

und einerley Rolle zu spielen. Der eine bezaubert uns, der andre bringt uns zum gähnen. Das macht, der eine fügt zu dem wörtlichen Ausdruck eine Geberdensprache hinzu, die klar, bestimmt, naiv ist; der andere hingegen hat unbestimmte, falsche, oder nicht viel bedeutende Geberden.

Es giebt mehr als Eine Gattung von Geberden: einige stellen etwas durch Nachahmungen vor, wie wenn man jemandes Gang oder Aussprache nachmacht: man kann sie **nachahmende** Geberden nennen. Andere bezeichnen bloß einen Ort, eine Sache, eine Person: dieses sind **andeutende** Geberden. Endlich giebt es auch solche, die man die **paßionierten** nennt, weil sie die Leidenschaften der Seele schildern und den Eindruck davon denen mittheilen, die sie sehen.

Die nachahmenden Geberden finden sich mehr im Komischen als im Tragischen. Es schickt sich nicht für einen wohlgesitteten und ehrbaren Mann, eines andern Ton und Mienen nachzumachen; weil sich bey dergleichen Nachahmungen allemal ein Zug befindet, der einen Mangel an Ernsthaftigkeit und eine Art von Verkleidung verräth.

Die andeutenden Geberden drücken den Gedanken überhaupt aus; sie zeigen dem Zuschau-

er

er den Gegenstand, auf welchen er seine Aufmerksamkeit richten soll.

Die paßionierten Geberden sind wahre Abdrükke unserer Seele. Sie helfen der Natur, wenn sie sich selbst erklären will, und wenn sie sich ganz den empfangenen Eindrücken überläßt. Diese Geberden sind die Seele der Rede, durch sie allein erhält die Beredsamkeit den Sieg. Diese Gattung begreift alle Stellungen und alle Bewegungen des Leibes unter sich. Einem Redner auf der Kanzel muß so gar die Setzung der Füße nicht gleichgültig seyn, ohngeachtet sie niemand sieht. Denn von ihrer Stellung hängt oft die Sicherheit, der Anstand, die Anmuth der ganzen Leibeshaltung ab.

Eben so verhält es sich auch mit den Tönen der Stimme, die durch die kleinsten Abfälle schattieret, vertieft oder erhöhet werden, durch halbe Töne, durch viertel Töne, bisweilen durch Eintheilungen, die der musikalische Kalkul nicht erreichen kann. Insgemein bleibt die Stimme des Redners in der Quinte. Sie geht nicht ehe heraus, als bey den Ausbrüchen, wann die größesten Streiche geführt werden. Dieses nannten die Lateiner vocis contentio. Wie viel Kunst und Sorgfalt gehört nicht dazu, alle diese Grade zu treffen! Noch mehr: jeder Red-

ner hat seine eigene Stimme, die eine besondere Kunst erfodert, entweder sie sanfter zu machen, wann sie zu rauh ist, oder sie zu unterstützen, wann sie schwach ist; sie zu lenken, wann sie falsch ist, sie zu mäßigen, wann sie zu laut ist.

Kurz es giebt keine Leidenschaft, keine einzige Bewegung in irgend einer Leidenschaft, ja keinen Theil dieser Bewegung, der nicht seinen Ton, seine besondere Geberde, seine Modulation, seine Grade und Abfälle hätte; auch giebt es keinen Menschen, der diese Bewegungen auszudrücken nicht seine eigenthümlichen Geberden und Töne hätte; ja, was diejenigen die öffentlich reden, noch mehr erschrecken muß, es giebt keinen einzigen Zuhörer, der nicht, wenn er ein Mensch ist, im Stande seyn sollte, diesen Ausdruck wahrzunehmen und seine Richtigkeit zu empfinden.

Eben auf diese Empfindlichkeit des Zuhörers gründet sich die Kraft und der Nachdruck der Geberdensprache. Zwischen ihm und dem Redner ist eine Sympathie, eine natürliche Uebereinstimmung, die macht, daß der eine alles genau und begierig auffaßt, was der andere durch seine äußerliche Gestalt und durch die Töne seiner Stimme ausdrückt. Wenn unsre Augen und Ohren der Aktion des deklamierenden Redners

nach-

nachfolgen, so üben sie ihre Kräfte an ihrem natürlichsten Gegenstande. Wir verlieren nicht das geringste. Die Natur selbst spricht zu unsern Organen, das heißt, zu den Kräften, die sie ausdrücklich für sich selbst gemacht und zwar so gemacht hat, daß diese Kräfte sie verstehen und begreifen sollten, wenn sie zu ihnen redete.

Eine Sprache, so nachdrücklich, so reich sie auch an Wörtern und Wendungen ist, bleibt in tausend Fällen weit hinter dem Gegenstande zurück, den sie ausdrücken will. Es giebt Dinge, die sie nur zum Theil, oder dunkel oder weitschweifig sagt. Oft entwirft sie nur, was doch gemalt, oder gar eingegraben seyn sollte. Ein einziges Geschrey erschüttert uns bis in die innerste Seele; unser ganzes Wesen nimmt Antheil an dem Gegenstande; sein Triebrad ist gewaltsam, es reißt uns fort und zerbricht alle andere Ketten. Eben so ist es auch mit den Geberden. Ein einziger Wurf des Auges spricht geschwinder und besser als alle Reden. Eine Stellung, Eine Haltung des Leibes überzenget uns, erklärt uns mit einemmal tausend Dinge, die wir mit Vergnügen auseinanderwickeln. Wie viel reizende Scenen giebt es nicht, die alles der Kunst und dem glücklichen Geiste des Schauspielers zu danken haben, und die, wenn

sie nichts als die Worte zu ihrem Dienste hätten, nur ein ziemlich grob entworfener Abriß seyn würden.

Die Sprache der Deklamation ist eben so fruchtbar und reich, als sie nachdrücklich ist. Sie hat Ausdrücke, die mit den Worten und Wendungen von jeder Art figurieren. Bey den verblümten Redensarten, bey den Verwechselungen des Namens, nehmlich der Metonymie, der Antonomasie, bey der Vergrößerung sind Ton und Geberde stärker, feuriger. Die Wiederholung, die Umkehrung, die Zusammenfassung der Begriffe verändern sie gleich im Anfange, beym Schlußfalle, oder an beiden Orten. Die Steigerung läßt sie herauf oder herunter steigen; der Einwurf läßt sie in Bässen und Diskanten koncertieren; der Gegensatz und die Vergleichung theilen und zerschneiden sie nach gewissen Symmetrieen, die sich bald durchkreuzen, bald parallel laufen, itzt den geraden und natürlichen, itzt den umgekehrten Weg. Mit einem Wort, es giebt keine Figur der Rede, mit welcher nicht auch eine Figur der Geberden und des Tones übereinstimmen sollte, mit diesem einzigen Unterschiede, daß die Figuren der Töne und Geberden sich nicht auf das Papier zeichnen lassen; dahingegen die Figuren der Wörter

und

und Gedanken sich klärlich in Exempeln darstellen lassen.

Die Biegsamkeit, womit sich die Geberden und die Töne nach den Figuren der Gedanken und der Wörter bequemen, findet sich eben so merklich in den Perioden.

Man hat einfache Perioden, von einem einzigen Gliede. Man hat zusammengesetzte, von zwey, von drey, von vier, von fünf, von sechs Gliedern und darüber. Es ist kein einziges unter ihnen, welches nicht einen gewissen Ton, eine gewisse Art von Geberde erfoderte, die es vom Anfange bis ans Ende begleitet, die jedes Glied mit einer gewissen Brechung schließt, die Zwischensätze absondert, die folgenden Glieder ankündigt, und endlich den vollständigen Ruhepunkt bezeichnet.

Ein gewisser Ton kündigt das erste Glied an, ein andrer Ton kündigt das zweyte, ein andrer das dritte Glied an, und endlich läßt einer das tandem merken, und benachrichtiget Geist und Ohr, daß ein Ruhepunkt kommen wird. Und kurz, so wie in einem schönen Perioden, Melodie, und Numerus, und Abänderung der Melodie und des Numerus, und Anstand überall zu finden ist: eben so giebt es auch in den Geberden und Tönen eine Melodie, die sie verei-

niget und aneinander fügt; denn in der Geberde, die wirklich gemacht wird, muß noch ein Rest von derjenigen zu finden seyn, die vorhergegangen ist, und der erste Keim von derjenigen, die folgen wird.

Es giebt einen Numerus darinn, der die Ruhepunkte und Absätze reguliert, der die Schlußfälle vorbereitet, der den Intonationen vorsteht.

Es kommen Abänderungen darinn vor. Die Mannichfaltigkeit, die in allen Dingen das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes ausmacht, ist in dieser Gattung vornehmlich nöthig. Weil die ganze Welt hier Kenner ist, so darf der Agierende nur Einen verstümmelten Gestus machen, Einen falschen Ton angeben, Einen Schlußfall versäumen, so wird er ausgepfiffen. Ist ein Gestus, ein Ton von einer ausbündigen Wahrheit: so klatscht man in die Hände. Wenn er aber einerley Brechungen, einerley Endigungen, einerley Bewegungen immer wiederbringt: so malt sich die Zerstreuung in den Augen des Zuschauers, die Muskeln lassen nach, er schläft ein. Man muß also abändern. Ja man muß nicht allein abändern, wann die Sachen sich abändern; (welches unumgänglich nothwendig ist;) sondern auch, wann eben dieselben Sachen wiederholt werden: Das le

pauvre homme im Tartüff, das Was kriegt sie mit, das Ohne Interessen in dem Schatze, alle diese wiederkehrenden Worte werden abgeschmackt und ekelhaft, wenn sie mit eben denselben Tönen und Geberden wiederkommen.

Endlich muß auch eine Richtigkeit, eine Deutlichkeit, eine Wahrheit darinn herrschen. Diese letztere Eigenschaft scheint die andern beiden in sich zu schließen. Denn sobald bey Geberden und Tönen der Ausdruck wahr ist, so ist er auch richtig und deutlich, weil er gar nichts kunstmäßiges enthält, noch sonst etwas, welches erworbene Kenntnisse voraus setzt. Die Richtigkeit ist weiter nichts, als eine genaue Uebereinstimmung des Ausdrucks mit der ausgedrückten Sache. Nun ist die Wahrheit nichts anders, als eben dieselbe Uebereinstimmung. Also muß, wenn der Ton und der Gestus wahr ist, entweder der eine, oder der andere, oft auch alle beide mit dem Gedanken zugleich zum Vorschein kommen, mit ihm wachsen, sich nach allen seinen Ungleichheiten und Stufenfällen bequemen: und dieses nennt man Richtigkeit.

Sie müssen frey und lebhaft seyn. Alles, was nach Zwang und Mühe schmeckt, verräth Kunst und Falschheit; was furchtsam ist, zeigt Schwäche oder Mißtrauen an; folglich muß

sich Freymüthigkeit und Ungezwungenheit und eine anständige Dreustigkeit in der Aktion des Redners offenbaren. Alle diese Eigenschaften liegen in der Wahrheit.

Dieses ist diejenige Wahrheit, die wir sonst Naivität genannt haben; wenn sich nun diese in den Wörtern und Redensarten befinden muß, die der Redner gebraucht, der sich einer Sprache bedient, die von menschlicher Erfindung ist: so wird sie sich noch mit weit mehrerm Rechte in der Sprache der Natur befinden müssen.

Doch es giebt in dieser Gattung, so wie in der Malerey, ein Wahres und ein schönes Wahres. Denn wenn sich irgend zwo Gattungen gleichen, so ist es gewiß die Malerey und die Deklamation: weil die eine das Modell und die andere die Kopie ist. Ich sage die eine, ohne Bestimmung; denn so wie die Natur das Modell der Maler ist, so müssen die Malereyen wiederum die Modelle einer schönen Deklamation seyn. Wie viel Lehren für einen vollkommenen Deklamator liegen nicht in den Gemälden des Le=Brun, des Le=Sueur, des Du=Poussin, wo alle Figuren Arten von Pantomimen sind, die desto bewundernswürdiger sind, weil sie zu ihrem Ausdrucke keine Reihe von Geberden haben, die sich gemeinschaftliche

Hülfe

Hülfe leisten, sondern nur eine einzige. In diese einzige Geberde mußte man die ganze Seele des Alexanders schließen, den ganzen Schmerz der Mutter des Darius; und diese Geberde war hinlänglich uns Thränen auszupressen.

Was würden wir nicht empfinden, wenn ein Redner bey einem wahren, wirklichen, existierenden Subjekt, an sich selbst, das will sagen, an einem lebenden und beseelten Modelle, dasjenige vorstellte, was sonst nur auf Leinewand gemalet, oder gar nur auf Papier abgerissen ist; und wenn er zu diesen Geberden noch die Sprache und die Accente der Natur hinzufügete?

Der Anstand το πρεπον, ist ein Stück, welches sich über alle andern erstreckt, und die Manier und die Gränzen in allem vorschreibt, was man sagt, oder was man thut. Er zeigt dem Redenden, was sein Gegenstand von ihm fodert, was der Ort, wo er ist, die Versammlung die ihn hört, der Gedanke den er ausdrückt, ja was von ihm sein eigenes Alter und sein Stand erfodert. Das erste ist, daß er die Bewegung anordnet.

Die meisten unter denen, die sich damit abgeben öffentlich zu reden, haben keinen Begriff von dieser Bewegung, oder sie nehmen sie wenig-

stens

stens nicht in Acht. Und doch hängt von dieser Bewegung, die die Alten zuweilen Rythmus nannten, so wohl die Stärke, als die Gelindigkeit des Eindrucks ab.

Man hatte bey den Griechen zweyerley Bewegungen: die eine war sanft, so wie im gemeinen Leben, wenn unser Herz zwar beschäfftiget ist, aber ohne Unruhe; diese nannten sie ἠϑος. Die andre war lebhaft und ungestüm; wenn ein Affekt in uns entbrennt: diese hieß παϑος, daher das Wort pathetisch kömmt.

Diese beiden Bewegungen müssen wechselsweise auf dem Rednerstule herrschen, bald um sich sanft einzuschmeicheln, bald um sich eine Oeffnung zu machen und zu stürmen. Schwache Redner haben nur eine einzige Art, die sich auf eine Gewohnheit gründet, die sie thörichter Weise, von einem Muster angenommen haben, das vielleicht in einem andern Stücke mit Recht berühmt, in diesem Stücke aber ganz gewiß fehlerhaft ist. Sie bringen alles mit gleicher Hitze vor, Eingang, Eintheilung, Vortrag und Beweise. Es ist ein aufgezogenes Rad, das nichts aufzuhalten vermag. Wenn sie von Ohngefähr die Bewegung abändern, so geschieht es auf eine so ungeschickte Art, daß sie jedesmal ihren schlechten Geschmack verrathen. Weil

ihr

ihr einziger Zweck nur ist, ihr Gedächtniß von einer beschwerlichen Bürde zu erleichtern, so schütten sie den frischen Zufluß immer unabgesetzt aus; und denken gar nicht daran, daß sie selbst die Leidenschaften vorstellen müssen, die sie in andern erregen wollen; und daß diese Leidenschaften, gleich dem Feuer, von so subtieler und flüchtiger Natur sind, daß der Eindruck des geringsten Hauches, der geringsten Idee, die durch die Seele geht, ihre Farbe, ihre Bewegung, ihren Lauf verändert.

Unter allen Bewegungen ist diejenige die anständigste und die beredteste, die des Redners Zuversicht zu seiner guten Sache, und die Gewißheit anzeigt, die er hat, sie auf eine solche Art vorzustellen, daß diejenigen überredet werden, die ihn anhören. Diese Bewegung bringt dasjenige hervor, was man den **Ton der Autorität** nennt, wenn der Redner Herr von seiner Materie, Herr von sich selber, zuversichtlich ohne Stolz und seines Beyfalles sicher zu seyn scheint. Dieser Ton flößt dem Zuhörer Hochachtung ein, und verdoppelt den Glauben an seine Beweise. Dahingegen ein Mensch, der sich von seiner Materie fortreißen läßt, uns nichts weiter als einen Begriff von seiner Leichtsinnigkeit oder von seiner Schwäche giebt. Ich vergleiche ihn mit

mit einem Reuter, der die Zügel eines unbändigen Pferdes nicht anzuhalten vermag. Das beste, was ihm in der Laufbahn begegnen kann, ist, daß er die gute Meynung zerstört, die man von ihm hatte, und den Sieg seinen Rivalen überläßt.

Andere glauben ihr Ton sey anständig, und der Kanzel worauf sie reden würdig, wann sie ihrer Stimme ihre ganze Ausdehnung geben, und alles singen, was sie sagen. Dieser schreyende Ton ist eine beständige Zerstreuung für den Zuhörer. Sein Kopf wird von dem Getöse gleichsam tumm getroffen, und seine Seele ist in einer ganz leidenden Bewegung, ohngefähr so, wie man sie in gewissen träumenden Augenblicken erfährt, wo man hört, ohne zu vernehmen, wo man vielerley Gegenstände sieht, ohne einen einzigen zu betrachten. Zuweilen wird die Stimme durch den allzukleinen Ort geängstiget, sie prallt wieder auf sich selbst zurück, und macht eine Art von Kakophonie, die den Zuhörer betäubt, und ihn nöthigt, wofern er etwas hören will, seine Aufmerksamkeit dergestalt anzustrengen, daß ihn diese Arbeit zerstreut und den Eindruck schwächt, den er bekommen haben würde.

Wir wollen hier die satirischen Anmerkungen des Pater Sanlec nicht wieder auf die Bahn bringen.

gen. Wir wollen nur anmerken, daß es keine Kunst giebt, die aus so vielen Theilen besteht, wie die Redekunst; und daß fast keine zu finden ist, die wir weniger studieren, und worinn wir folglich mehr Fehler machen.

Wäre gleich die Seele des Zuhörers eine reine Tafel, ohne Vorurtheil, ohne vorgefaßte Meynungen; wäre sie gleich ein weiches Wachs, willig und bereit alle Bildungen anzunehmen: noch würde sie der Wahrheit nicht gehorchen, die man ihr auf eine solche Weise vortragen wollte, wie man sie täglich vorträgt, ich meyne mit allem Anscheine von Falschheit.

So aber kömmt der Zuhörer oft mit seinem Panzer bedeckt, alle Pfeile abzuhalten, die man ihm zuwerfen will. Er fodert den Redner heraus, er erwartet ihn, er beurtheilt seine Kunst, seine Geschicklichkeit, fest entschlossen den Streich abzuwenden oder zurück zu schicken. Der geringste Fehler rührt seinen Geist augenblicklich, nimmt dem Beweisgrunde seine Kraft und zerstört die ganze Unternehmung des Redners.

Man möchte gern, daß ein Redner, und vornehmlich ein geistlicher Redner, vollkommen erfüllt mit seinem Stoffe und mit der Wichtigkeit seines Dienstes, und als einer der, wie man sagt, die Republik auf dem Herzen trägt, die

Wahr-

Wahrheit kräftig und einfältig vorstellete, und bloß mit demjenigen Feuer und Lichte, die sie allemal zu begleiten pflegen. Allein anstatt dieser männlichen Stärke, welche Demosthene erfodert, glauben mittelmäßige Artisten, die die Beredsamkeit nach ihren eigenen Kräften messen, alles gethan zu haben, wenn sie uns artige Sachen schenken, Redensarten die ein Aufsehen machen, witzige Einfälle, Flittern; und wenn sie damit zu Stande kommen dergleichen elende Waaren auf ein grobes Gewebe zu heften, so werfen sie alles unter die Zuhörer, so wie es ihnen ihr Instinkt oder die fehlerhafte Nachahmung eines gewissen blindlings gewählten Modelles eingiebt.

Die Schwierigkeiten die man hier bey der Kunst zu deklamieren sichtbar macht, könnten einige Leute erschrecken. Allein man richtet diese Anmerkungen nur an solche, die den ganzen Umfang ihrer Kunst eingesehen haben, und sich vorsetzen, den Preis davon zu tragen.

Eine jede Kunst in der Welt erfodert Mühe: und wenn eine ist, die sie verdient, so ist es diese. Man hält jungen Leuten ganze Jahre lang Meister, die ihnen die Kunst hereinzukommen, herauszugehen, zu grüssen, zu stehen beybringen müssen: und man will es der bloßen Natur, dem bloßen Instinkte überlassen, Anstand

stand und Anmuth bey solchen Gelegenheiten anzuordnen, wo sich der Mensch einem ganzen Volke zur Schau stellt, einem Volke, welches alle seine Bewegungen, alle seine Töne nach der Strenge richtet. Dieses gute Naturell, wovon man bey der Deklamation so viel Rühmens macht, und wovon man sich einbildet, daß es ungebaut und ungebessert bleiben müsse, wenn es natürlich seyn soll, würde gar nichts verlieren, wenn es gepflegt würde: und würde wahrhaftig Stärke und Reizungen gewinnen, die es nicht hat.

Von

Wa

Eine Erzäh
Vortrag
ein Vortrag,
sen thut, u
Denn wenn
wissen thut,
sie anders zu
Wer erzählet
wie er es gese
ist; alsdann
nau zu seyn.

Eine jede E
gen Begebenhe
Le-Brun und
ten Alexanders
lichen und ang
Worten; jene

Zweyter Abschnitt.

der Erzählung.

I.

eine Erzählung ist.

lung ist ein genauer und getreuer
einer Begebenheit: das heißt,
der die ganze Begebenheit zu wis-
zwar so, wie sie wirklich ist.
mehr oder weniger davon zu
ist er nicht genau; und wenn er
wissen thut, so ist er nicht getreu.
was er gesehen hat, erzählt es,
hat, und wie es zuweilen nicht
die Erzählung getreu ohne ge-

ählung ist das Ebenbild derjeni-
die den Stoff davon ausmacht.
urtius haben beide die Schlach-
gemalt. Dieser mit willkühr-
ommenen Zeichen, nehmlich mit
mit natürlichen und nachah-
menden

menden Zeichen, nehmlich mit Farben und mit Pinselzügen. Sind sie der Wahrheit genau gefolgt, so sind sie beide Historienschreiber. Haben sie das Falsche mit dem Wahren vermischt, so sind sie Poeten, zum wenigsten in dem erdichteten Theile ihres Werkes. Der Charakter des Poeten ist, das Wahre mit dem Falschen zu vermischen, nur mit der Behutsamkeit, daß alles von gleicher Natur zu seyn scheine:

— — Sic veris falsa remiscet,
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Wer eine Erzählung macht, steht gleichsam zwischen der Wahrheit und der Lügen in der Mitte. Er wünscht natürlicher Weise zu interessieren. Und da das Interesse allein von Sachen abhängt, die groß und sonderbar sind, so ist es einem Erzähler, zumal wenn er eine lebhafte Einbildungskraft hat, wenn nicht sehr bekannte Urkunden wider ihn sind, und wenn die Begebenheit, die er unter den Händen hat, sich einiger maßen dazu bequemt, sehr schwer, sich an die bloße Wahrheit zu halten, und in keinem Stücke davon abzuweichen. Er lieset seine Verzeihung in den Augen seines Zuhörers, der fast allemal eine rührende Wahrscheinlichkeit lieber hat, als eine trockene Wahrheit.

Wie ist es da möglich, sich einer gewissenhaften Genauigkeit zu unterwerfen?

Wenn man die Begebenheiten in Ehren hält, wobey man leicht einer Falschheit überführt werden könnte, so wird man sich doch wenigstens in Ansehung der Ursachen etwas nachsehen. Man wird sich ein Vergnügen daraus machen, die größesten, die merkwürdigsten Wirkungen aus einer fast unsichtbaren Quelle herzuleiten, unsichtbar, entweder ihrer Geringfügigkeit oder ihrer Entfernung wegen. Man wird unmerkliche Verknüpfungen zeigen, man wird verborgene Schlupfwinkel aufdecken, ein geringer Umstand, aus dem Haufen herausgenommen, wird zur Entwickelung der allergrößesten Unternehmungen dienen müssen. Durch dieses Mittel wird man die Ehre erhalten, ein Mann zu heißen, der gute Augen gehabt hat, der tiefe Untersuchungen angestellt hat, der die Falten des menschlichen Herzens genau kennt, und über das alles wird man noch die Erkenntlichkeit und Bewunderung der meisten Leser erhalten. Dieser Fehler, wie man leicht glauben kann, ist kein Fehler seichter und ungehirnter Köpfe. Allein so nahe er auch der Tugend kömmt, ist er doch darum nicht weniger ein Fehler.

Die Erzählung hat alle ihre Schönheit und Vollkommenheit erreicht, wenn sie zu der Treue und Genauigkeit, die Kürze, die Naivität und ein solches Interesse hinzuthut, als sich für sie schickt.

Man muß bey der Erzählung kurz seyn: Wir haben es bereits gesagt (*), und haben hinzugesetzt, daß man niemals lang sey, wenn man nichts mehr sage, als was gesagt werden muß. Wir haben einen Augenblick vorher (**) von der Naivität in der Rede, und folglich auch von der Naivität in der Erzählung gehandelt. Was das Interesse anbetrifft, so haben wir im zweyten Bande (***) bey Untersuchung der Epopee seine Eigenschaften erklärt, und die Arten davon bestimmt. Wir wollen hier nur anmerken, daß das Interesse der wahrhaften Erzählung unendlich größer, als das Interesse der fabelhaften ist; weil die historische Wahrheit uns sehr nahe angeht, und gleichsam einen Theil unseres Wesens ausmacht: sie ist das Ebenbild von unseres gleichen, und folglich unser eigenes. Die Fabeln sind nur Gemälde der Einbildung, sinnreiche Hirngeburten, die uns gleichwohl rühren, weil sie Nachahmungen der Natur sind,

(*) 1 Band, pag. 246. (**) Siehe oben, pag. 197.
(***) Pag. 34.

die uns aber weniger rühren, als die Natur selbst, weil sie nichts weiter als Nachahmungen sind: In omni re procul dubio vincit imitationem veritas.

Quint.

II.

Verschiedene Gattungen der Erzählung.

Wir bringen sie auf drey Gattungen, welche sind: die oratorische Erzählung, die historische Erzählung, und die vertraute Erzählung. Wir haben von der ersten bey der Rede gehandelt; und von der letzten bey der Fabel. Wir schränken uns hier nur auf die historische Erzählung ein.

Die historische Erzählung hat so vielerley Charakter, als es Arten von Geschichten giebt. Nun aber giebt es eine Geschichte der Menschen in ihren Verhältnissen gegen die Gottheit betrachtet: dieses ist die Geschichte der Religion. Eine Geschichte der Menschen in ihren Verhältnissen untereinander: dieses ist die weltliche Historie; und endlich eine natürliche Historie, welche die Geburten der Natur, ihre Erscheinungen, ihre Veränderungen zum Gegenstande hat.

Die

Die Geschichte der Religion theilt sich wiederum in zwo Arten, wovon die eine die heilige Geschichte ist, von Männern geschrieben, die Eingebungen hatten; die andere die Kirchengeschichte, geschrieben von Männern, die das bloße Licht der Natur zum Wegweiser hatten.

III.

Charakter der heiligen Geschichte.

Wenn man die Historie in ihrer ganzen Grösse, in ihrer ganzen Würde kennen will, so muß man sie in den heiligen Büchern ansehn. Der Verfasser, der sich von allen Empfindungen, die außer seinem Stoffe liegen, losgemacht hat, der sich gänzlich und einzig der Wahrheit wiedmet, die er schildert, stellt sie so vor, wie sie ist, mit der Naivität, der Stärke, der Aufrichtigkeit, die ihr eigenthümlich sind. Kein Hang zu der einen Partey wider die andre, keine Kunstgriffe Liebe, Haß, Erstaunen, Bewunderung zu erregen. Die hellleuchtende Wahrheit allein wirkt auf die Gemüther ohne die künstliche Hülfe der Beredsamkeit. Welche Erhabenheit in der Erzählung von Erschaffung des Weltgebäudes! Aber auch welche Simplicität! Indem man die Geschichte der Welt anfieng, war

eine schöne Gelegenheit da, alle Reichthümer der Kunst und des Geistes aufzubieten. Man konnte Gott schildern, wie er in der Unendlichkeit einen Punkt bezeichnete, der Raum der Körper zu seyn, und in der Ewigkeit einen andern, der Anfang der Zeiten zu seyn. Man hätte ihn mit einer unbegreiflichen Macht den Abgrund durchbrechen sehen, der zwischen dem Nichts und zwischen dem Wesen ist; hierauf ihn alle Theile der geschaffenen Materie austheilen sehen mit einer Weisheit, mit einer Ordnung, mit einer Pracht, die seiner würdig ist. Aber aller dieser Prunk von schimmernden Gedanken hätte die Treue des Skribenten verdächtig gemacht. Man hätte glauben können, daß er sich eben so sehr mit sich selber, als mit seiner Sache beschäfftigte. Was bedarf Gott zu seiner Ehre, nachdem er die Welt gemacht und sie mit dem Siegel seiner Eigenschaften bezeichnet hat, was bedarf er solcher emphatischen Lobeserhebungen, welche nur Schwäche oder Unwissenheit bey dem Bewunderer verrathen? Er war es selbst, der dem Moses in die Feder gab, was er schreiben sollte, und Einfalt mußte der Charakter seines Ausdrucks seyn: **Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.** Gleiche Einfalt herrscht in der Ausführung; **Es werde Licht,**

Licht, und es ward Licht. Die Erde bringe hervor allerley Pflanzen und Thiere, die Luft allerley Vögel, das Wasser allerley Fische, und es ward also.

War es nöthig zu erklären, auf welche Weise sich die Wesen formierten? über die Organisation der ersten Keime und die Erhaltung der Arten, über das Principium des Lebens, welches in der Natur ausgebreitet und in verschiedenen Graden den verschiedenen Geschlechtern der Pflanzen und der Thiere mitgetheilet ist, Grundrisse von Lehrgebäuden zu entwerfen? und dieses alles um die eitele Neugierde eines stolzen und unruhigen Geistes zu befriedigen, der seines vornehmsten Gegenstandes, der Absicht, zu welcher er bestimmet ist, unfruchtbarer Spekulationen wegen, vergißt? Gott hat es nicht so gewollt: weil diese Kenntnisse nur dem Werkmeister zukommen; und da es dem Menschen nicht aufgetragen ist, die Theile zusammenzufügen, diejenige Bewegung auszutheilen und zu unterhalten, die alles in der Natur zerstöret und ersetzt, noch auch irgend einen Keim zu organisieren; so war es unnütz, ihm die Wissenschaft der Principien zu ertheilen. Es scheint der Größe und selbst der Güte Gottes gemäßer zu seyn, sich selber das Wort dieses großen Räth-

sels vorzubehalten, und dem Menschen nichts zu überlassen, als den Genuß und den Dank gegen seinen Wohlthäter.

Die rührenden Erzählungen sind mit gleicher Einfalt behandelt, als die erhabenen. Das Leben Josephs, welches ein Muster in dieser Art ist, hat alles der Naivität, und den Situationen zu danken, die es vorstellt. Wahre Schönheiten, welche die Kunst durch keine Bemühungen ersetzen kann!

Die Erzählung des neuen Testamentes ist von gleichem Charakter. Man affektiert hier nicht, Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu zeigen, die Thaten und Geschichten mit gewissen Kunstgriffen aufzustützen, dem Leser durch Betrachtungen zu helfen, daß er die Größe und das Gewicht der Sachen recht empfinden möge: eben derselbe Geist, der den Text diktieret, wird auch für aufrichtige Leser der Ausleger seyn. Sieht man hier wohl jemals die Art von Unruhe, die einen Autor begleitet, der nur von seiner eigenen Kritik bey der Wahl der Geschichten und der Umstände geleitet wird. Man nimmt vielmehr eine unbesorgte Feder wahr, die alle Begebenheiten schlechtweg aufzeichnet. Sie mögen sich selbst wider den Unglauben vertheidigen. Wer kann läugnen, daß nicht zu Bethlehem

dem ein außerordentliches, von den Propheten geweißagtes Kind geboren sey? Morgenländische Weisen sind gekommen, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. An wen haben sie sich gewandt? An den König Herodes, welcher, da er nicht im Stande war, ihnen den Ort anzuzeigen, die Lehrer des Gesetzes versammelt, von ihnen zu vernehmen, was die Propheten über diese Sache verkündiget haben. Diese weltkündige Begebenheit ist nicht genug. Die Magier begeben sich nach Bethlehem: der argwöhnische König erwartet ihre Zurückkunft; und da er sich in seiner Erwartung betrogen sieht, erklärt er das Orakel des Himmels auf seine ihm eigene Weise: er fürchtet, dieses Kind möchte ihm dereinst die Krone rauben. Weil er aber nicht weiß, wo es hingekommen ist, so befiehlt er, alle Kinder um Bethlehem zu erwürgen, die ohngefähr von gleichem Alter sind, damit das verfolgte Kind in den allgemeinen Untergang verwickelt werde. Ein klägliches Geschrey erhebt sich über diese Unmenschlichkeit, das ganze römische Reich hört es, und hört es mit Schaudern. Hatte der Geschichtschreiber dieser Begebenheit nöthig, das geringste von dem seinigen zu der einfältigen Wahrheit hinzuzuthun, um sie wahrscheinlicher zu machen?

In

In andern Geschichten giebt es Lücken auszufüllen, wo die Wahrheit mangelt, Verbindungen vorzusparen, allerley Triebfedern spielen zu lassen; der Skribent kann keinen Schritt thun, ohne Urkunden in der Hand; Urkunden, deren Ansehen nöthig hat, durch andere Denkmale unterstützt zu werden, die bisweilen in der That unläugbar sind, aber auch bisweilen zweydeutig, dunkel, räthselhaft, und sich einander zu widersprechen scheinen. In der inspirierten Historie siehet man, daß der Autor alles vor seinen Augen gegenwärtig hat, und daß sich die Erzählung so ordnet, wie die Dinge wirklich sind.

Obgleich die heilige Geschichte nicht dazu gemacht ist, den Skribenten zu einem Modelle zu dienen, sondern den Menschen zu lehren, was er ist, was er thun soll, und wornach er, den Absichten Gottes zu Folge, streben soll: so ist es doch gewiß, daß in der historischen Gattung nichts vollkommeners zu finden ist. Sie ist genau, getreu, sicher, einfältig, ohne Passion: es ist die Wahrheit selber, die sich offenherzig und ohne Zierrathe sehen läßt.

Wir reden nicht von dem Interesse, welches in den Sachen selber liegt; nichts ist größer, edler, lebhafter, mannichfaltiger in irgend einer Historie Sie ist in Ansehung der übrigen historistori-

storischen Erzählungen, man vergebe uns diese Vergleichung, was die Epopee in Ansehung der übrigen Gedichte ist, weil sie allein das Recht hat, das Wunderbare vorzustellen, das will sagen, die Wirkungen Gottes auf den Menschen, die Gesetze seiner Gerechtigkeit, die Größe seiner Gewalt, die Schätze seiner Weisheit, und die Erhabenheit seiner Absichten. Sie enthält die Grundsätze und Erläuterungen der wahren Religion; sie setzt die Fundamentalmaxiemen des Gesetzes der Natur in das helleste Licht; sie zeiget den Menschen in allen Ständen und Altern die Mittel an, sich eines dauerhaften Glückes zu versichern; sie enthält die Urkunden aller Nationen, entdeckt ihren Ursprung, ihre Niederlassung; sie erleuchtet die Finsternisse von mehr als dreyßig dunkeln Jahrhunderten; sie reicht uns den Faden dar, wodurch wir aus dem Labyrinthe der fabelhaften Zeiten herauskommen; sie macht uns eine Erklärung von den kostbaren Denkmälern, deren Bedeutung das menschliche Geschlecht gänzlich verloren hatte, ob sie gleich allemal in seiner Verwahrung geblieben waren: mit einem Worte, dieses Buch der Bücher ist die Geschichte des Himmels und der Erden, und dessen was in ihnen enthalten ist; und alles was nicht darinn enthalten ist, das ist entweder

der eine Wiederholung gleicher Thaten und Exempel, oder Ungewißheit, Irrthum, eitele und zur Glückseligkeit des Menschen unnütze Gelehrsamkeit.

IV.

Die Kirchenhistorie.

Die Kirchenhistorie ist von der Profanhistorie nur durch den Gegenstand unterschieden. Der Skribent ist sich selber überlassen, er hat keine andern Hülfsmittel, das Wahre zu erkennen und es andern vorzutragen, als seine eigenen Erkenntnisse und Talente. Weil er aber Materien abhandelt, die zum Christenthume gehören, so ist er mehr als irgend ein anderer Geschichtschreiber verbunden, seine Erzählung mit demjenigen Geiste der Einfalt, der Naivität zu beleben, der sich zu einer Religion schickt, die auf eine ganz besondere Weise allem dem entsagt, was nichts weiter als eiteler Pomp und leere Pralerey ist. Der Herr von Fleuri hat in seiner Kirchenhistorie diesen Charakter in Ansehung seiner Glaubensgenossen vollkommen erreicht. Wenn man ihn liest, so glaubt man die Aussage eines verständigen und getreuen Zeugen zu hören, der das mit Aufrichtigkeit sagt, was

er ohne Vorurtheil gesehen hat, und der es folglich so sagt, wie es ist. Seine Schreibart hat etwas von der Würde und Salbung, die man bey Lesung der heiligen Geschichten empfindet. Er redet von den Absichten Gottes mit Anstande, von seinen Dienern mit Vorsicht, er tadelt und lobt durch Thaten, überall läßt er einen gesunden Verstand, eine erleuchtete Gottesfurcht, ein rechtschaffenes Herz sehen. Wenn er zuweilen im Vorbeygehen den Keim zu einer Betrachtung vorbringt, so kehrt er doch alsbald wieder zu seinem Amte zurück, und zu dem Charakter eines Geschichtschreibers und eines Zeugen, der uninteressiert ist.

Da unser Endzweck hier nicht ist, eine Nachricht von allen berühmten Geschichtschreibern zu geben, noch auch Regeln über die Art, wie man die Historie studieren soll, vorzuschreiben, sondern nur die verschiedenen Gattungen der Historie, ihre Eigenschaften, ihre verschiedenen Gegenstände zu charakterisieren, so darf man sich nicht wundern, daß wir so eilfertig von einer Gattung zur andern übergehen. Es ist uns genug, wenn wir Erklärungen geben, und zuweilen ein Muster anführen.

V. Die

V.

Die Profanhistorie.

Die Profanhistorie ist das Ebenbild der vergangenen Zeiten, den künftigen Zeiten zur Unterweisung aufgestellt. Sie ist, wie La-Mothe sagt, der sie als ein Redner beschreibt, ein Schauspiel von beständigen Revolutionen in den menschlichen Sachen, vom Ursprunge und Falle der Staaten, der Sitten, der Meynungen, die einander unaufhörlich folgen; kurz von allen den gewaltigen obgleich unmerklichen Bewegungen, die alles mit sich fortreißen, und die Gestalt der Erde unaufhörlich verändern.

Man theilt sie in die allgemeine und in die besondere Historie.

Die allgemeine wäre nach dieser Eintheilung die Geschichte des menschlichen Geschlechts, das seit dem Anfange der Welt auf der bewohnten Erde sich ausgebreitet hat. Obgleich nichts in der Welt ist, womit die Menschen nicht zu Stande kommen sollten, wenn sie ihre Kräfte so lange vereinigen, als es zu der Unternehmung nöthig ist: so scheint es doch unmöglich zu seyn, eine allgemeine Welthistorie zu verfertigen, die alle Völker zu allen Zeiten und an allen Orten in sich faßte. Wir sagen eine Historie, nicht aber

eine

eine Chronologie, die man etwan an einigen Stellen umständlicher ausführt: welches mehr als einmal zu Stande gebracht worden ist. Eine allgemeine Weltgeschichte würde die Grundlagen von allen Geschichten der Völker enthalten, denen man eine Ausdehnung geben müßte, die zu dem Ganzen des Werkes ein Verhältniß hätte: die Historie einer großen Monarchie würde darinn ohngefähr eine Figur machen, wie eine Provinz in der Historie eines Königreichs; alle Gegenstände geschnitten, abgemessen, gestellt nach ihren symmetrischen Beziehungen unter einander und mit dem Ganzen, würden darinn einer beständigen Vergleichung unterworfen seyn; und so wie die fortfließende Zeit in einem und eben demselbigen Strome alle Geschlechter, die zugleich existieren, mit sich dahin reißt: eben so würde der Lauf dieser Historie in dem allgemeinen Gemälde des menschlichen Geschlechtes, nicht allein die zeitverwandten Beziehungen der Ursachen und der Wirkungen, welche die Bühne der Welt gegenwärtig einnehmen, sondern auch die mehr oder minder entwickelten Keime von Katastrophen vorstellen, die den zukünftigen Jahrhunderten aufbehalten sind.

Ehe man den Pinsel in die Hand nähme, müßte man die Jahrbücher aller Königreiche, die

Denkmäler aller Geschichten zusammenbringen, man müßte sicher seyn, daß sie authentisch wären, daß man sie in ihrem wahren Verstande nähme; hiernächst würde es darauf ankommen, eine zahlreiche Gesellschaft gelehrter Männer aufzurichten, ihnen einen gleichen Geist mitzutheilen, und diesen Geist, durch eine Art von Seelenwanderung, auf die Fortsetzer ihres Wrrkes zu bringen, bis die Unternehmung zu Stande gebracht wäre. Thuanus hat uns die allgemeine Geschichte eines Jahrhunderts geliefert: allein, sein Plan schränkt sich nur auf Europa ein und auf die Begebenheiten der übrigen Welt, die mit diesem einzelnen Theile in Verbindung stehn.

Bossuet, der einen Entwurf einer allgemeinen Geschichte verfertigt hat, schränkt ihn nach dem Gesichtspunkt ein, woraus er sein ganzes Werk ansahe: ein Gesichtspunkt, der eines philosophischen Bischofes und eines Gottesgelehrten würdig ist, der mit den kostbaresten Schätzen der Gelehrsamkeit versehen war.

Gott hat alles zu seiner Ehre, das heißt, für sich selber gemacht: und alle erschaffenen Wesen finden ihre eigene Vollkommenheit in der nähern Verbindung mit ihrem Urheber. Also sind alle Veränderungen, die sich mit dem menschlichen Geschlechte zutragen, den Absichten der Vorse-

hung

hung untergeordnet: und eine von diesen Absichten, seit dem Fall und Irrthume des Menschen, ist, ihn durch das Mittel der geoffenbarten Religion wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen. Die Kette der untern Ursachen ist aus unendlich vielen Gliedern zusammengesetzt, die aneinander hangen und bis zu dieser ersten Ursache hinaufsteigen, die sie hält und trägt.

Von diesen Betrachtungen, die die gesunde Philosophie eben sowohl als der Glaube billiget, geht Bossuet aus, und nimmt seinen Flug bis zu dem Schooße der Gottheit, von wannen er die Erde betrachtet und die Einwohner, die sie bedecken; er beobachtet die Bewegungen die sie näher zu diesem bestimmten Endzwecke bringen, oder die sie weiter davon entfernen. Die erste Absicht Gottes war, den Menschen durch Unschuld und Freyheit glücklich zu machen. Der Mensch hat sich durch das Laster zum Sklaven gemacht. Die zweyte Absicht Gottes ist, ihn aus seinen Ketten loszumachen, und ihn wieder auf den Weg der Unschuld und des Glückes zurück zu bringen. Und nach dieser Absicht hat er alle Revolutionen des menschlichen Geschlechtes geordnet.

In diesem Schlusse des französischen Bischofes sind zwey Theile: Gott will eine Religion

festsetzen den Menschen wieder in seine Rechte einzusetzen, dieses ist der erste Theil. Gott will, daß Revolutionen in den menschlichen Dingen seyn sollen, das ist der zweyte Theil.

Entweder sind diese beiden Rathschlüsse einander untergeordnet, oder sie sind es nicht. Sind sie es, so ist Bossuets Plan, der die Revolutionen der Welt der Einsetzung der übernatürlichen Religion unterwirft, unvergleichlich. Und um zu beweisen, daß es unmöglich anders seyn kann, ist es genug, wenn man nur bedenkt, daß man die Seele des Menschen, welche eigentlich den Menschen ausmacht, nicht ohne eine thätige Beziehung auf ihr Glück betrachten kann, welches Glück ihre Vereinigung mit Gott ist; und daß folglich alle Seelen, die die Bewegungen der Welt bewirken, so entfernt sie auch von ihrem bestimmten Ziele sind, dennoch alle durch die Vorsehung zu dem einzigen Zwecke zurück gebracht werden müssen, den sie sich bey allen ihren Bewegungen vorstellen sollten; kurz, daß alle Handlungen des Menschen, so wohl diejenigen, die in dem Reiche der Gnade, als diejenigen, die in dem Reiche der Natur vorgehen, nothwendig in dem System der Weisheit Gottes über die Bestimmung der Menschen zusammen kommen müssen.

Noch mehr, wenn es, wie man nicht zweifeln darf, Endursachen bey den Revolutionen giebt, die unter dem menschlichen Geschlechte vorgehn; wie können diese Revolutionen einen würdigern Gegenstand haben, als diesen, das menschliche Geschlecht zu seinem Urheber, seinem Wohlthäter, seinem Glücke zurück zu führen; und es folglich zur Kenntniß einer Religion zu bringen, außer welcher für den Menschen keine Glückseligkeit vorhanden ist?

Diese erhabene Idee ist die Seele von dem Werke des Bossuet; sie breitet sich über alle Theile desselben aus, und stellt also das größeste, das herrlichste, das ordentlichste Gemälde dar, das die Historie jemals aufzuweisen gehabt hat: nehmlich die Beziehung aller Revolutionen der Monarchien, der Königreiche, aller Völkerwanderungen mit der Aufrichtung der Kirche Jesu.

Bey der Ausführung dieses erhabenen Entwurfes sieht man die Stärke und Kühnheit des Pinsels, den der Autor geführt hat. Er konnte diesen Entwurf machen, er konnte ihn auch erfüllen. Alles ist darinn des großen Bossuets würdig, würdig der hohen Idee, die er von der Religion hatte, und seines Amtes bey einem jungen Prinzen, dem man tief einprägen mußte,

daß die Könige, die sich oft Götter zu seyn dünken, nichts als Werkzeuge sind, deren sich die Gottheit bedient, die Völker zu strafen oder zu belohnen, und sie dadurch auf den Weg zu bringen, worauf er sie haben will, oder auf dem Pfade zu erhalten, den sie betreten haben.

VI.

Besondere Historien.

Die Historie, welche man, zum Gegensatz der allgemeinen Welthistorie, die besondere nennt, kann allgemein seyn, in Vergleichung mit andern, deren Gegenstand kleiner ist. Zum Exempel die Historie eines Königreichs in Vergleichung mit der Historie einer Provinz: die Geschichte einer Provinz in Vergleichung mit der Geschichte einer Stadt, können, obgleich uneigentlich, allgemein genannt werden.

Man sieht von selbst, daß je weiter das Feld einer Historie ist, je kleiner die Gegenstände darinn erscheinen müssen. Wenn man sich in den Mittelpunkt der Dinge stellt, so nehmen die Gegenstände immer mehr ab, je weiter sie sich entfernen. Es giebt einige, die man in einer geringern Entfernung sehen würde, die man alsdann gar nicht bemerkt; es giebt andre, die stark ins Auge fal-

fallen würden, und die bloß sichtbar werden; und endlich andere, die die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers an sich ziehen würden, und die nur einen Theil davon erhalten. Dem Skribenten kömmt es zu, sich in den rechten Gesichtspunkt seines Werks zu stellen und die Verhältnisse eines jeden Gegenstandes in seinem Gemälde nach den Regeln der Perspektive gehörig zu graduieren. Soll die Historie eines Staats oder Königreichs beschrieben werden, so muß man alles richtig abzeichnen, und mit Sorgfalt malen, was einen Einfluß in die öffentlichen Geschäffte gehabt hat, und was demjenigen dienen könnte, der die Verwaltung der Staatsgeschäffte in demselbigen Königreiche auf sich hätte. Sind kostbare Feste, kräftige Schauspiele angestellt worden, hat man Ueberschwemmungen gehabt? So ist dieß, wie Tacitus sagt, mehr eine Materie für ein Tagebuch: alles, was man von der Historie verlangen kann, ist, daß sie es im Vorbeygehen anzeige.

Die Historien der Staaten und der Königreiche sollten nur von Philosophen oder von Staatsräthen geschrieben werden, oder vielmehr von Philosophen, die das Amt der Staatsräthe verwaltet hätten; alsdann würde man mit gleichem Glücke das Spiel der Leidenschaften und

der Politik und die Beziehungen unter diesen Ursachen und ihren Wirkungen entdecken können. Man würde so wohl die Triebfedern sehen, die in der menschlichen Natur liegen, und die in einer jeden Regierungsart ihre Wirkungen äußern, als auch die, welche der besondern Regierungsart eines gewissen Volkes, seinem eigenthümlichen Charakter nach, eigen sind. Man würde sehen, daß eine gewisse Springfeder alle Menschen, von welcher Art sie auch sind, in Bewegung setzt; daß eine andere nur die republikanischen Geister, oder die an eine Monarchie gewöhnt sind, in Bewegung setzt; daß durch einen gewissen Weg die Tugenden, die Ehrliebe, die Hochachtung, die man dem Staate schuldig ist, und andre Dinge mehr geschwächt, erstickt werden.

Xenophon, Thucydides, Livius, Tacitus, waren mit diesen Schätzen versehen, als sie es unternahmen, eine Historie zu schreiben. Bey ihnen behält die Historie noch einen Theil ihres ursprünglichen Charakters, welcher ist, die Moral und die Politik in die Schale der Begebenheiten einzuhüllen. Nach Art der Poeten, die mit dem Schleyer der Erdichtung alle Geheimnisse der Weltweisheit bedeckten, haben sie sich nicht begnügt, uns nach der Ordnung der Zeiten

und der Oerter eine Liste von Begebenheiten zu liefern, sondern sie haben vollständige Abhandlungen von der Staatskunst geschrieben, die sie aus der guten oder übeln Aufführung der Völker zogen, deren Historien sie verfaßten. Und ohne daß sie eine andere Absicht zu haben schienen, als allein Geschichten zu erzählen, oder, den Leser durch eine Folge von Gemälden wichtiger Unternehmungen zu unterhalten, fanden sie ein Mittel, den Geist zu unterrichten, das Herz zu bilden, und die ganze sittliche Philosophie in ein Licht zu setzen.

Es giebt Historien, die sich auf eine einzige wichtige Begebenheit einschränken, wie die Zusammenverschwörung des Katilina, des Wallenstein, die Revolution von Portugal, die Belagerung von Dünkerken. Bey diesen Gattungen von Historien ist es nothwendig, eine vorläufige Nachricht zu geben, um den Leser in die Erzählung hineinzuführen. Ein epischer Dichter hat das Recht, sich augenblicklich mitten in die Begebenheiten zu werfen, die er uns erzählen will; ja oft fängt er ganz nahe beym Ende an, und erspart sich gewisse angenehme Ausschweifungen, dem Leser dasjenige zu berichten, was er noch nicht weiß, und was er zu wissen verlangt. Allein die Historie, die allemal sittsam

ist, allemal behutsam geht, erlaubt sich dergleichen Freyheiten nicht. Die Chronologie ist ihre Fackel: dieser folgt sie Schritt vor Schritt. Also muß der Geschichtschreiber bey dergleichen absonderlichen Historien den Leser gleich Anfangs mit der Geschichte der Zeit, des Orts, der Sitten, des Interesses, der Charakter bekannt machen: hiernächst muß er mitten unter allen diesen Umständen den Keim der Begebenheit, die er erzählen will, sichtbar machen, seinem Wachsthume und seinen Entwickelungen folgen, und ihn endlich zu seiner bestimmten Reife bringen. Dergleichen Stücke sind ungemein angenehm, weil sie, nebst dem Verdienste der Wahrheit, einen Theil von den Eigenschaften der Poesie besitzen. Es giebt hier eine Einheit der Handlung, einen Anfang, ein Mittel, ein Ende. Es ist ein Körper, den man regelmäßig zertheilen, dessen Gliedern man insgesammt Verhältniß und Ebenmaß geben kann, es fehlt nichts mehr als die poetische Schreibart, das Wunderbare und eine kunstmäßige Unordnung, um eine Epopee daraus zu machen.

Es giebt Historien, die sich auf das Leben eines einzigen Menschen einschränken. Wenn dieser ein Prinz ist, so ist es eine Materie zu einer wahren Historie: dergleichen ist die Historie Ludewigs

dewigs des vierzehnten, Ludewigs des eilften, Alexanders des Großen; doch mit der Bedingung, daß man darinn den Staatsmann mehr als den Privatmann betrachte. Denn wenn man sich eben so umständlich in seine persönliche Aufführung einläßt, als in die Verwaltung der öffentlichen Geschäffte, so heißt das eigentlich eine Lebensbeschreibung.

Die Alten fanden einen besondern Geschmack an Lebensbeschreibungen. Voll Erkenntlichkeit und Hochachtung gegen außerordentliche Leute, und überdem in Betrachtung dessen, daß ein ehrenvolles Andenken das einzige Gut ist, was den Verstorbenen auf der Erde, die sie verlassen haben, übrig bleibt, machten sie sich ein Vergnügen und eine Pflicht daraus, sie dieser geringen Vortheile zu gewähren. Ich würde die Waffen ergreifen, sagt Cicero, die Ehre der berühmten Todten zu vertheidigen, so wie sie solche ergriffen haben, das Leben der Bürger zu vertheidigen. Es sind unsterbliche Lehren, Beyspiele von Tugenden, die dem menschlichen Geschlechte gewiedmet werden. Bildnisse und Statüen, welche die körperlichen Züge großer Männer vorstellen, sind in den Häusern ihrer Kinder eingeschlossen, und werden den Augen einer kleinen Anzahl von Freunden aufgestellt; Lobschriften, die von ge-

schickten Federn entworfen sind, stellen die Seele selbst und die tugendhaften Gesinnungen dar. Sie vervielfältigen sich ohne Mühe; sie kommen in alle Sprachen, sie fliegen in alle Länder, und dienen zu Lehrmeistern in allen Weltaltern.

Nepos, Plutarch, Sueton, haben diese Erzählungsart den weitläuftigen Historien vorgezogen. Sie schildern ihre Helden in allen Umständen des Lebens, und sind vornehmlich nach dem Geschmacke derer, die den Menschen kennen zu lernen begierig sind. Warum soll der ruhige Bürger, der Gelehrte, der Civilbediente nichts als Krieger vor Augen haben, die Städte einnehmen, Schlachten liefern, Frieden den Ländern schenken, die sie geplündert haben? Dergleichen Züge sind gut für Köpfe, die solche Begebenheiten lieben, die ein Geräusch machen. Allein für denjenigen, der den Menschen an sich selber will kennen lernen, sind die kleinen Beschäfftigungen eines Cäsars, eines Augusts, Züge von Heinrich dem vierten, von Ludewig dem vierzehnten unendlich rührender und angenehmer, als Eroberungen und Triumphe.

Sueton und Nepos haben sich begnügt, nur einen einzigen Mann auf einmal vorzustellen. Plutarch hat sich einen weitläuftigern und für

einen philosophischen Kopf interessantern Plan gemacht. Er stellt Männer, die sich in gleicher Lebensart berühmt gemacht haben, in Vergleichung. Bey ihm figuriert Cicero neben dem Demosthenes, Hannibal an der Seite des Scipio. Der Leser, der von einem Vergleichungspunkte zu dem andern übergeht, beurtheilt die Grade des Lasters und der Tugend, und beschäfftigt sich wider seinen eigenen Vorsatz, indem er bloß dem Skribenten zu folgen glaubt, der ihn mit sich fortreißt. Es giebt Leute, die diesen Geschichtschreiber allen andern vorziehn, wegen des großen Verstandes, den man überall bey ihm antrifft, wegen seiner wahren Weltweisheit, die bloß auf die Tugend abzielt; und endlich, weil er den Menschen malt, und zwar mit starken Zügen malt.

VII.

Schreibart der Historie.

Der Text der Historie muß natürlicher Weise eine beziehende Form haben, das will sagen, der Historienschreiber muß erzählen, was von den Personen, die er auf die Bühne bringt, gesagt oder gethan worden ist, und sie nicht selber reden lassen. Jedoch, da man angemerket

hat, daß, je mehr die handelnden Personen selbst reden, je lebhafter und feuriger die Erzählung wird: so haben die Historienschreiber, nach dem Maße wie sie es in der Kunst hochgebracht hatten, etwas von der Manier der Poeten geborgt, und die allzumonotonische Form ihrer Erzählung in die dramatische verwandelt.

Zuweilen führen sie die eigenen Worte ihrer Personen an; und alsdann ist dieß eine Urkunde, die sie in die Historie eintragen. Um dergleichen Reden dergestalt einzutragen, wird erfodert, daß sie es wegen ihrer Wichtigkeit verdienen. Alle Worte Alexanders, Augusts, Ludewigs, wenn sie auch allezeit dieser großen Prinzen würdig gewesen wären, sind nicht allezeit der Geschichte würdig. Livius erzählt die eigenen Worte der ersten Kriegserklärungen und Friedensverträge, die mit den benachbarten Völkern Roms gemacht worden sind; Sallust kopiert den Brief des Katilina an den Mallius, und die Rede des Kato und des Cäsars. Diese Stücke gefallen, wenn sie nicht allzulang und körnigt genug sind, daß sie nicht nöthig haben, durch einen Auszug zusammengedrängt zu werden.

Zuweilen nehmen es die Geschichtschreiber auf sich, die Reden, die gehalten worden sind, selbst zu

zu machen, oder auch Reden zu machen, die nicht gehalten worden sind; und dieses darum, damit sie die Bewegungsgründe zu den Unternehmungen desto deutlicher vor Augen legen können. Der Autor, als ein Nachahmer des Poeten, versetzt sich alsdann in die Umstände, worinn er seine handelnden Personen sieht: er nimmt ihren Charakter an, ihren Geist, ihre Empfindungen: und in dieser durch die bloße Kunst erschaffenen Begeisterung, bemüht er sich so zu reden, wie sie selbst würden geredet haben. Dieses war der herrschende Geschmack des Livius. Dieser Geschichtschreiber voll Geist und Feuer, konnte der Versuchung, Reden zu halten, unmöglich widerstehn, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot. Es war bey ihm fast zu einer Art von Nothdurft geworden; aber zu einer Nothdurft, wovon es uns leid thun würde, wenn er sie nicht befriediget hätte. Alle Historienschreiber, die seinem Exempel gefolget sind, haben einerley Beyfall mit den Poeten erhalten, welche die Sitten wohl gezeichnet hatten. Wann nur die Historie ganz allein den Stoff zu dieser Art von Drama hergegeben hat, so scheint es, der Leser müsse dem Historienschreiber verbunden seyn, daß er einen Kunstgriff gebraucht hat, der die Erzählung belebt, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun.

Zu Folge dieser Idee hat einer der gescheutesten Skribenten in Frankreich ein interessantes Stück aus der Historie dieses Reichs in Aktion gebracht. Ob man gleich alle Begebenheiten der Regierung Franciscus des zweyten weiß, so ist man doch sehr vergnügt, die alten Guisen, die alten Conde, die alten Medicis wiederum auf der Bühne zu sehn und sie mit der Würde reden zu hören, die ihrem Range und der Wichtigkeit der Geschäffte zukömmt, die sie zu verwalten haben. Es fließt aus dieser Art von dramatischer Vorstellung diese traurige und zugleich erhabene Wahrheit: daß es auf der Bühne der Welt eben so zugeht, wie auf der Bühne des Theaters: mit diesem einzigen Unterschiede, daß die theatralische Hoheit ein Traum von einigen Stunden, und die weltliche ein Traum von einigen Jahren ist. Doch um die Historie unter dieser Form abzuhandeln, muß man ein so zartes Gefühl haben, als der Herr Präsident Henaut, und die Züge eben so zu treffen wissen, als er.

Wann die Historienschreiber befürchteten, diese dramatische Form möchte ihrer Erzählung das Ansehen einer Erdichtung geben, so wählten sie die beziehende Form, die ein gewisses Mittel zwischen der Erzählung und dem Drama hält. Als das römische Volk auf den

aven=

aventinischen Berg entwichen war, sandte man den Menenius Agrippa zu ihnen, der sich damit begnügte, ihnen zu sagen (*), „daß, zu der Zeit, „als die Glieder des Menschen noch nicht, wie „jetzt, einem einzigen Willen unterworfen gewe„sen wären, sondern ein jedes seinen eigenen „Willen und seine eigene Sprache gehabt hätte, „sie einesmals unwillig darüber geworden wä„ren, daß ihre Sorgen und Bemühungen dem „Magen alles verschaffen müßten, der seiner „Seits ganz ruhig mitten unter ihnen nichts „thäte, als daß er der Güter genösse, die man ihm „zuführte. Sie hätten sich also verschworen, daß „die Hand nicht mehr Speise zum Munde bringen, „der Mund sie nicht mehr annehmen, die Zähne „sie nicht mehr zermalmen sollten; allein, sie „wären, da sie auf diese Weise dem Magen we„he zu thun geglaubt hätten, selbst matt und „welk geworden.„ Der Historienschreiber verschwindet in dieser Erzählung nicht, er zeigt sich an der Seite der handelnden Person.

Zu

(*) Tempore quo in homine non, ut nunc, omnia in unum consentiebant, sed singulis membris suum cuique consilium, suus sermo fuerit, indignatas reliquas partes sua cura, suo labore ac ministerio ventri omnia quæri; ventrem in medio quietum, nihil aliud quam datis voluptatibus frui: conspirasse inde, ne manus ad os cibum ferrent, &c. *Liv.* 2.

Zu diesem Schmucke des historischen Styls kömmt noch ein anderer hinzu, der aus den Gedanken entsteht. Es ist nicht möglich, wenn man eine Zeitlang eine Begebenheit unter den Händen gehabt, und sie auf allen Seiten besichtigt hat, daß einem Autor nicht eine Menge Gedanken von allerley Art dabey einfallen sollten, die dem Leser nicht einfallen, der flüchtig über die Gegenstände hinweggeht. Noch mehr, nach dem Charakter und dem herrschenden Geschmacke eines jeden Schriftstellers, sind dergleichen Gedanken entweder moralisch oder politisch, voll Menschenliebe, oder mit Bitterkeit vermischt, einer gesetzmäßigen Unterthänigkeit, oder der Unabhängigkeit zugethan. Es scheint, als ob die Geschichten, indem sie durch den Kopf des Geschichtschreibers gehn, daselbst die Farbe des Menschen an sich nehmen. Man sieht leicht, daß diese Schönheiten den Fehlern sehr nahe kommen. Was bedarf der Leser eurer Betrachtungen, wann sie bloß von euch herkommen, wann sie nicht aus der Materie entstehn? Sie entstehen daraus. Gut, so begnügt euch, mich daran zu erinnern, und aufs höchste mir den Keim meiner Betrachtung zu zeigen. Wenn ihr mir gar zu oft Maximen und Sentenzen auskramt; wenn ihr auf jedem Blatte predigt, wie

einige Neuere gethan haben: so mag eure Historie so schön geschrieben seyn, als sie will, ich bin es überdrüßig, Lectionen zu bekommen; ich nehme nach und nach Abschied von meinem Schulmeister und lasse ihn auf seinem Katheder stehn.

Dieser Fehler ist mehrentheils der Fehler einer wahrhaftig tugendhaften Seele, die nebst vieler Einbildungskraft einen Vorrath von Philosophie gesammelt hat. Es giebt allenthalben Beziehungen auf die Grundsätze der Moral. Man ergreift sie hitzig, man kann sich nicht entschließen, eine Lehre, eine Betrachtung umkommen zu lassen, die durch ihre glückliche Wendung verführt.

Lebhafte Bilder machen eine noch größere Figur in der Historie, als die Gedanken: sie kommen weit öfter wieder, und nehmen weit mehr Platz in der Rede ein.

Man malt die Geschichte: den Kampf der Horazier und der Curiazier; man malt die Pest zu Rom, die Ankunft der Agrippine mit der Asche des Germanikus, oder den Germanikus selber auf dem Sterbebette.

Man malt die Züge des Leibes, den Gemüthscharakter, die Sitten: den Kato, den Katilina, den Piso, u. s. w. Strenge Lehrer der Beredsamkeit wollen aber, daß man die Menschen

mehr durch ihre Handlungen als durch Worte malen soll. Auch ist Homer und Virgil, die man als Muster des Schönen in Absicht auf die Erzählungen ansehen kann, sehr sparsam mit solchen aufgehängten Gemälden, wo der Skribent sich damit abgiebt, Vorstellungen zu entwerfen, die der Leser sich selber aus den Handlungen abziehen muß, wenn er gescheut ist. Denn ihm kömmt es zu, durch einen Schluß den Charakter der vorgestellten Personen herauszubringen. Muß man ihn immer bey der Hand führen, oder ihn gar den ganzen Weg über tragen? Das Mittel, ihn munter zu erhalten, ist, ihn zu beschäfftigen, ihm eine Arbeit aufzugeben. Wofern die Arbeit nur nicht zu schwer ist, so wird er sie, voll Zufriedenheit mit sich selber, verrichten, und es dem Autor Dank wissen, daß er eine so gute Meynung von ihm gehabt hat.

Nach allem dem, was wir oben von dem Ausdrucke gesagt haben, beläuft sich das Uebrige, was den Styl der Historie angeht, auf sehr wenige Dinge. Man sieht wohl, daß keine oratorische Figur darinn Statt findet, weil diese Figuren gemacht sind, Leidenschaften auszudrücken; Leidenschaften aber hat ein Historienschreiber nicht: er hat weder Freunde noch Feinde, weder Aeltern, noch Vaterland. Er hat nichts

zu beweisen noch umzustoßen; er verklagt nicht, er vertheidigt nicht. Sein ganzes Amt ist, die Sache vorzutragen, wie sie ist. Nihil iratum habet, nihil invidum, nihil atrox, nihil mirabile, nihil astutum; casta, verecunda, virgo incorrupta quodam modo. *Cic.* Sallust und Tacitus scheinen von diesem Stücke mehr besessen zu haben, als Livius. Wenn man diesen letztern liest, so empfindet man, daß er ein Römer gewesen ist; bey ihm schätzt man den Hannibal hoch, man bewundert ihn; allein, man fürchtet sich vor ihm, weil man Rom lieb hat. Doch dieser Fehler war eine Schönheit für die Römer. Wer ist Philosoph genug, sein Werk keinem andern, als dem menschlichen Geschlechte oder der Nachwelt zuzueignen?

Wir reden nicht vom Kurtius, der eigentlich nur eine Lobrede auf den Alexander gemacht hat; noch auch vom Xenophon, der nichts anders zu schreiben verlangt hat, als ein Muster eines vollkommenen Monarchen. Dieser letztere ist der simpelste, der naiveste unter allen Geschichtschreibern, wenn man den Cäsar ausnimmt, der sich in diesem Stücke, wie in den übrigen, als den ersten Geist seines Jahrhunderts bewiesen hat. Er ist nicht gekräuselt, sagt Cicero, nicht geschmückt, nicht geputzt; aber er ist viel schö-

schöner, als wenn er es wäre. Die gesuchten Wendungen, die starken Redensarten, die glänzenden Gedanken, schicken sich mehr für einen Rhetor, der einen Theil der Aufmerksamkeit, die blöß seinem Stoffe gebührt, auf sich selbst ziehen will, als für einen Mann von gesunder Vernunft. Alle diese Ausstaffierungen dienen mehr die Historie zu verstellen, als zu verschönern.

Die vornehmste Eigenschaft des historischen Styls ist, er muß eilfertig seyn. Der Geschichtschreiber eilt, auf die Begebenheit zu kommen; und für ihn ist die Maxime des Horaz ganz besonders wahr:

> Est brevitate opus, ut currat sententia, neu se
> Impediat verbis lassas onerantibus aures.

Der Styl muß der Materie gemäß seyn. Eine allgemeine Geschichte wird nicht in eben dem Tone geschrieben wie eine besondere Geschichte; sie ist fast eine anhaltende Rede; sie ist periodischer und numeroser. Livius und Tacitus haben einen weit höhern Ton, als Nepos. Wiewohl der Charakter des Skribenten selber oft eben so viel dazu beyträgt, ihn mehr oder weniger Erhabenheit zu geben, als die Materie. Wie viel Gewalt man sich auch anthut, so kann man sich selbst doch nicht so sehr ver=

vergessen, daß man die Dinge nicht nach seinem eigenen Geschmacke zurichten sollte. Und überdem, was hat ein Autor für einen andern Wegweiser, als seinen Geschmack? Es kömmt nur darauf an, ihn gut zu haben.

VIII.

Die natürliche Historie.

Der Kanzler Bakon in dem vortrefflichen Werke, worinn er einen Abriß von der möglichen Vollkommenheit der Wissenschaften macht, theilt die natürliche Historie in drey Zweige, wovon der erste die regelmäßigen Werke der Natur unter sich begreift, das heißt diejenigen, wobey es uns dünkt, daß die ordentlichen Gesetze der Natur beobachtet worden sind; der zweyte ihre Ausschweifungen, das heißt, diejenigen Werke, wobey die Natur sich scheint von ihrem ordentlichen Wege verirrt zu haben; der dritte, die Künste, das heißt, die Werke, wobey die Natur durch Menschenhände gebraucht oder nachgeahmt worden ist: mit drey Worten, die Freyheit, den Irrthum, den Zwang der Natur; oder, die beständigen Geburten, die sich täglich in jeder Gattung erneuern; die außerordentlichen Erscheinungen

nungen, welche von Zeit zu Zeit die Augen rühren und die Einbildungskraft in Erstaunen setzen; und endlich die Werke, welche Fleiß und Geschicklichkeit der Menschen aus dem Grunde und Boden der Natur hervorzieht: dieß ist der ganze Gegenstand der natürlichen Historie.

Wer es unternimmt sie zu studieren oder von ihr zu schreiben, der bedenke, daß die Welt der Tempel der Gottheit ist. Wenn wir, wie ein Heide gesagt hat, so bald wir vor die Altäre treten, die Augen niederschlagen, wenn wir in unserm ganzen äußerlichen Betragen Bescheidenheit und Ehrfurcht blicken lassen: wie viel mehr müssen wir nicht behutsam und ehrerbietig seyn, wenn wir es unternehmen, die Gestirne, den Himmel, die Götter kennen zu lernen. Lasset uns ein Mißtrauen in uns selber setzen, und uns fürchten, zu versichern, was wir noch nicht wissen, oder zu hinterhalten, was wir wissen. Diese wichtige Lehre giebt uns Aristoteles. Plato, durchdrungen von dieser Empfindung, fängt seine Abhandlung von der Natur, mit einer Anrufung Gottes an. Niemals hat sich die wahre Weltweisheit geschämt, Ehrerbietung für das höchste Wesen zu bezeugen, selbst zu der Zeit, da die Philosophen dieses Wesen nur unvollkommen erkannten.

Weder

Weder der Plan noch der Gegenstand unsers Werkes fodern von uns eine umständliche Untersuchung dieses Theils. Es ist genug für uns, der Jugend zu verstehen zu geben, daß dieses Studium eben so nützlich als angenehm ist.

Was kann den Menschen mit mehr Zufriedenheit erfüllen, als die Kenntniß von allen Gütern, mit welchen er umgeben ist, und von den Beziehungen aller Wesen untereinander und auf ihn selbst? Alsdann, spricht Seneka, sage ich den Göttern Dank; alsdann finde ich das Leben theuer und werth, wann ich die Natur betrachte, wann ich mit meinen Augen bis in ihr Innerstes dringe. Weswegen könnte ich mich wohl sonst glücklich preisen, unter der Zahl der Lebendigen zu seyn? Etwa darum, daß ich unaufhörlich Trank und Speise durchseigen kann; daß ich täglich einen zerbrechlichen Körper stütze, der alle Stunden baufälliger wird, und funfzig bis sechzig Jahre einen Krankenwärter bey ihm vorstelle? Nein, nein: daß ich die Natur erkennen lernen und mich durch diese Erkenntniß, bis zu dem unendlichen Wesen erheben kann, welches alle Dinge geschaffen und geordnet hat, und sie alle erhält und regiert (*):

(*) Tunc naturæ rerum gratias ago, cum illam non ab hac parte video, quæ publica est, sed in secretiora ejus

Seneka ist nicht der einzige der auf diese Weise von den Absichten geredet hat, die man sich bey Erforschung der Natur vorsetzen soll: Cicero hatte es schon vor ihm gethan, nach dem Beyspiele aller Philosophen des Alterthums. Ja es ist nicht einmal nöthig, durch die Offenbarung unterrichtet zu werden, wenn man diese Wahrheit empfinden soll:

Der Donner, mit Flammen beflügelt, verkündigt mit brüllender Stimme
Die hohen Thaten von dir. Vor Ehrfurcht zittern die Haine
Und wiederhallen dein Lob. In tausend harmonischen Tönen,
Von dem Verstande gehört, verbreiten Heere Gestirne
Die Größe deiner Gewalt und Huld von Pole zu Pole.

Kleist, im Frühlinge.

Die Eigenschaften Gottes, seine Weisheit, seine Macht, seine Güte, seine Vorsehung, sind allenthalben eingegraben; man sieht sie nicht allein in den Himmeln, in den Lufterscheinungen, in

ejus intravi; cum disco, universi quis auctor sit, quis custos, quid sit Deus . . . . Nisi ad hæc admitterer, non fuerat operæ pretium nasci. Quid enim erat cur in numero viventium me positum esse gauderem? An ut cibos et potiones percolarem? Ut hoc corpus casurum, et fluidum, periturumque, nisi subinde impleatur, farcirem, & viverem ægri minister? 6 *Quæst. Nat.*

in dem aufrührischen Meere, das den Sand des Grundes entblößet, man sieht sie in einem Insekt:

Wer lehrt die Bürger der Zweige voll Kunst sich Nester
zu wölben,
Und sie für Vorwitz und Raub, voll süßen Kummers
zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen mit
Liebe?
Durch dich ist alles was gut ist, unendlich wunderbar
Wesen,
Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so herrlich
im Vogel,
Der hier im Dornstrauch hüpft, als in der Feste des
Himmels,
In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden
Cherub.

Ebendas.

Durch die Naturgeschichte entdeckt man die Endursachen und Absichten des Schöpfers in Ansehung der Menschen; man lernt die Wohlthaten des höchsten Wesens erkennen und ihm den schuldigen Tribut der Danksagung bezahlen. Ist wohl ein Gegenstand größer und fähiger, den Werth der Naturgeschichte zu erhöhen? Er ist aber nicht der einzige.

Sie bringt dem Ackerbau, dem Handel, der Arzeneykunst, allen Künsten die wichtigsten Vortheile.

theile. Sie lehret uns, was die verschiedenen Erdstriche hervorbringen; sie giebt uns neue Ideen an die Hand, von den Materialien, die wir besitzen, einen klugen Gebrauch zu machen; sie verbindet die Völker durch die gegenseitige Mittheilung ihrer Reichthümer; sie macht uns zu Einwohnern aller Welttheile, so, wie die bürgerliche Geschichte uns zu Zeitverwandten aller Jahrhunderte macht.

Aristoteles hatte seinem Schüler, Alexandern dem Großen, begreiflich gemacht, von welcher Schönheit und Wichtigkeit ein Werk über die Natur, über den Charakter und die Sitten der verschiedenen Thiergeschlechter wäre. Dieser Prinz, mitten unter seinen Triumphen, ohngeachtet des stolzen Geräusches der Ehre und des Glücks, das ihn begleitete, vergaß nicht, dem Philosophen alle in Griechenland unbekannte Arten zuführen zu lassen, um die Gränzen der Wissenschaften eben so zu erweitern, als er die Gränzen seiner Herrschaft erweiterte. Er fügte umständliche Nachrichten hinzu von der Erzeugung, der Nahrung, der Lebensart, der Arbeit dieser Thiere. Aristoteles stellte darüber eine anatomische Vergleichung mit dem Baue des menschlichen Leibes an; und indem er in seinen Betrachtungen von dem, was wir selbst sind, ausgieng,

gieng, so gab er auf einen Blick die Gleichförmigkeit und den Unterschied in der Anzahl, der Einrichtung, der Stellung, dem Gebrauche dieser Theile zu sehn. Er hatte über diese Materie vierzig Bücher geschrieben, wovon zehn, die uns übrig geblieben sind, machen, daß Kenner den unschätzbaren Verlust der übrigen bedauren. „Dieses Werk, sagt der Herr von Büffon in „seiner Vorrede über die Naturgeschichte, kam „meinen Augen als ein Verzeichniß von Materien vor, ausgezogen mit der größesten Arbeit „aus vielen tausend Bänden von allerley Gattung. Es ist das gelehrteste historische Kompendium, das jemals gemacht worden ist, „wenn die Wissenschaft in der That nichts anders ist, als eine Historie dessen, was sich zuträgt. Und gesetzt auch, daß Aristoteles dasjenige, was er in sein Buch gebracht hat, aus „allen Büchern seiner Zeit zusammen gelesen „hätte: so läßt uns doch der Plan des Werks, „seine Eintheilung, die Wahl der Exempel, die „Richtigkeit der Vergleichungen, ein gewisser „Zuschnitt in den Gedanken, den ich den philosophischen Charakter nennen möchte, nicht einen „Augenblick zweifeln, daß er nicht selbst weit reicher gewesen seyn sollte, als die, von denen er „entlehnt haben mag.„

Theo=

Theophrast, ein Schüler des Aristoteles, hatte alles, was man zu seiner Zeit von der Historie der Pflanzen wußte, zusammen gesammelt. Wir besitzen noch ein Stück von seinem Werke, woraus man die Manier ersehen kann, nach welcher er diesen Theil abgehandelt hat.

Plinius der Aeltere, dem man diesen Zunamen giebt, ihn von seinem Neffen, dem jüngern Plinius, von dem wir die Briefe besitzen, zu unterscheiden, hat einen Plan zur Naturgeschichte entworfen, der die menschlichen Kräfte zu übersteigen scheint. „Seine Geschichte, sagt der „neuere Naturalist, den ich eben angeführt habe, „begreift außer der Geschichte der Thiere, der „Pflanzen, der Mineralien, die Geschichte des „Himmels und der Erde; die Arzeneykunst, den „Handel, die Schiffahrt; die Geschichte der „freyen und der mechanischen Künste; den Ursprung der Sitten und Gebräuche, mit einem „Worte, alle natürlichen Wissenschaften und alle „menschlichen Künste; und welches erstaunenswürdig ist, in jedem Theile ist Plinius gleich „groß .... Sein Werk ist so mannichfaltig, „als die Natur.

Diese Hülfsmittel, die uns das Alterthum liefert, verbunden mit den Untersuchungen der neuern

neuern Naturforscher, die unermeßlichen Sammlungen des königlichen französischen Kabinets, und überhaupt die Sammlungen einiger reichen Privatpersonen, deren Geschmack sich auf diesen Gegenstand gelenkt hat; die gesammelten Nachrichten so vieler Gelehrten und Reisenden, werden unser Jahrhundert bald in den Stand setzen, mit einer Geschichte der Natur zu prangen, die weit reicher, weit philosophischer und weit vollständiger seyn wird, als alle die bisher erschienen sind.

Dritter Abschnitt.

Von der Schreibart der Briefe.

Die Gattung der Briefe ist nichts anders, als die oratorische Gattung heruntergesetzt, bis auf eine bloße Unterredung: folglich giebt es so vielerley Arten von Briefen, als es Arten von Reden giebt.

Man räth in einem Briefe, man widerräth, man ermahnet, man tröstet, man frägt, man empfiehlt, man söhnt aus, man untersucht: und alsdann kömmt man in das Geschlecht der berathschlagenden Reden hinein. Man verklagt, man beschwert sich, man droht, man verlangt Schadloshaltung: dieses schlägt in die gerichtlichen Reden ein. Man lobt, man tadelt, man erzählt, man wünscht Glück, man dankt, 2c. alles dieses rechne man zu der demonstrativen Gattung, die wir, nach ihrem vornehmsten Gegenstande, die Gattung der Ehrenreden genannt haben.

Man kann die Briefe in zwo Klassen theilen: einige kann man philosophische nennen, worinn man auf eine freye Art gewisse gelehrte Materien ab-

abhandelt; andere, vertraute, die nichts anders sind, als eine Art von Gespräch unter Abwesenden: absentium mutuus sermo. Der Styl der letztern muß demjenigen ähnlich seyn, dessen man sich in einer persönlichen Unterredung mit einer solchen Person bedienet haben würde. In den philosophischen Briefen, welches eigentlich Abhandlungen oder Reden sind, die man an einen Freund richtet, erhebt man sich zuweilen mit seiner Materie, nachdem es die Umstände erfodern.

Wir bemerken hier, daß die simple und die vertraute Schreibart nicht einerley ist. Man schreibt in einem simpeln Styl an Personen, die den höchsten Rang über uns haben, aber man spricht nicht im vertrauten Styl. Alles, was vertraut ist, ist einfältig; aber nicht alles, was einfältig ist, ist vertraut.

Die Vertraulichkeit setzt eine gewisse freundschaftliche Verbindung, einen freyen und öftern Umgang mit den Personen, eine Art von Gleichheit zum Grunde, vermöge welcher man sich in seinen Reden gar keinen Zwang anthut; weil man sicher ist, daß alles, was man sagt, wohl aufgenommen werden wird, oder, was etwa fehlerhaft seyn möchte, Vergebung erhalten wird. Personen, die über uns sind, ha-

ben, in dem Punkt der Ehrenbezeugungen ein so zartes Gefühl, daß es schwer ist, ihnen zu entwischen, wenn man gegen sie fehlt. Ein Wort, ein Ton, eine Geberde, ein Nichts wird bemerkt, gefühlt, gerichtet.

Was die Simplicität der Schreibart betrifft, so sehe man hier, wie sie Cicero in seinem Redner charakterisiert:

„Diese Schreibart senkt sich herab, und ist „eine Nachahmung der Sprache des Umgangs. „Dem Anscheine nach ist sie von der Rede des Volks „sehr wenig unterschieden; im Grunde ist sie wei„ter davon entfernet, als man denkt. Alle, die „sie hören, auch so gar die Unberedtesten glau„ben, daß nichts leichter sey, als auf solche Wei„se zu reden. Und in der That, wann die Re„de bis auf einen gewissen Grad geschwächt und „erniedrigt wird, so scheint es beym ersten An„blicke, als wäre sie leicht nachzuahmen, macht „man aber den Versuch, so entdeckt man die „Schwierigkeit (*).„

Die Ursache warum es scheint als wäre sie so leicht nachzuahmen, ist diese: man findet

darinn

* Summissus est & humilis, consuetudinem imitans, ab indisertis re plus quam opinione differens. Itaque enim qui audiunt, quamvis ipsi infantes sint, tamen illo modo confidunt se posse dicere. Nam orationis subtilitas imitabilis illa quidem videtur esse existimanti; sed nihil est experienti minus. *Num.* 23.

darinn die eigentlichsten Wörter und die naivesten Wendungen; das heißt, man hat den sogenannten einzigen Ausdruck gebraucht, und die Redensart scheint sich von selbst in Ordnung gestellt zu haben. Dieser Charakter leuchtet besonders aus den neulich herausgegebenen Briefen der Frau von Maintenon hervor. Nichts ist leichter, sanfter, naiver: nichts ist schöner.

„Obgleich diese Gattung nicht sehr genährt „werden, nicht blutreich seyn darf: so muß sie „doch genugsame Säfte bey sich führen, die an„zeigen, daß sie, wenn ihr gleich die athletische „Stärke fehlt, doch wenigstens bey vollkomme„ner Gesundheit ist (*).„

Armuth, Trockenheit, ist ganz etwas anders, als Simplicität; es giebt eine gewisse körnigte Simplicität, wo jeder Gedanke eine geziemende Ausdehnung besitzt, wo das Gewebe des Gesprächs allezeit hinlänglichen, obgleich nicht überflüßigen Zeug hat.

„Man befreye sie zuerst von den Fesseln des „Numerus (**).„

(*) Etsi enim non plurimi sanguinis est, habeat tamen succum aliquem oportet, ut, etiamsi illis maximis viribus careat, sit, ut ita dicam, integra valetudine. *Ibid.*

(**) Primum igitur eum e vinculis numerorum eximamus. *Ibid.*

Es giebt, wie man weiß, verschiedene Arten des Numerus, die der oratorischen Rede zukommen: aber der simple Styl ist ihren Gesetzen nicht unterthan; sein Gang ist frey und ungezwungen. Der gar zu merkliche Numerus ist der Fehler von Balsaks Briefen. Er gebraucht wohlklingende Wörter, harmonische Gänge, Fortschreitungen: lauter übel angebrachte Dinge in einem vertrauten Briefe. Diese Anmerkung erklärt sich aus dem, was wir von dem oratorischen Numerus und der Harmonie gesagt haben.

„Ferner darf man hiebey auch nicht auf eine „kunstmäßige Zusammenkettung der Wörter sehn: „vielmehr hat die Begegnung der Vokalen, diese „Art von Lücke in der Rede, hier einen ganz be„sondern Reiz; weil sie einen Menschen anzeigt, „der auf eine angenehme Art unachtsam gewe„sen ist, und sich mehr um Sachen als um Wör„ter bekümmert hat (*).„

Man vermeidet die Zusammenkunft der Vokalen in der Poesie. In der höhern Prose sucht man ihr so oft auszuweichen, als man kann; aber

(*) Verba enim verbis quasi coagmentare negligat. Habet enim ille tanquam hiatus concursu vocalium molle quiddam, & quod indicet non ingratam negligentiam de re hominis magis quam de verbis laborantis. *Ibid.*

aber in einem Briefe läßt man diese Sorgfalt für die allzukleinen Theile fahren; weil man hier nicht mit gedrängten Gliedern gehn, nicht durch die Vereinigung vieler Kräfte einerley Art von Eindruck erregen will.

„In diesen beiden Stücken hätte also der „Briefstyl mehr Freyheit, nehmlich in der perio„dischen Anordnung und in der genauen Zusam„menkettung der Wörter: laßt uns also sehen, „wie er im übrigen beschaffen seyn muß. Denn „auch die kleinen, die abgebrochenen Redensar„ten sind nicht zu vernachläßigen; oder vielmehr „es giebt eine Nachläßigkeit, die Wahl und Sorg„samkeit erfodert. So wie es Weiber giebt, „denen es wohl ansteht, wenn sie ungeputzt sind: „so giebt es auch eine geringfügige Rede, die un„geschmückt am besten gefällt. Bey beiden legt „man es darauf an, daß sie gefallen sollen; aber „es muß nicht zu sehen seyn. Die Perlen und „aller schimmernde Putz, muß bey Seite geschafft „werden; man darf nicht einmal das Kräu„seleisen gebrauchen, am allerwenigsten die „Schminke (*).„

(*) Sed erit videndum de reliquis; cum hæc duo ei liberiora fuerint, circuitus conglutinatioque verborum. Illa enim ipsa contracta et minuta, non negligenter tractanda sunt, sed quædam etiam negligentia

Die Frau von Sevigne sagt eben dasselbe nach ihrer Manier: Die Prinzessinn von Tarent sagt alle Tage, sie will an Euch schreiben. Sie schnitzt an ihren Federn; denn ihre Staatsschreiberey ist ein Stickwerk, das sich nicht so auf der Flucht machen läßt. Wir hätten viel zu thun, meine liebe Tochter, wenn wir an alle unsre D und L Liebesknoten machen wollten.

„Nettigkeit und Reinigkeit bleiben ihm allein „übrig (*).„

Wer vereinigt diese beiden Eigenschaften in einem höhern Grade, als die Frau von Sevigne?

„Ihn lebhafter zu machen, muß man ihn mit „artigen Einfällen untermengen, die von selbst „plötzlich entstanden zu seyn scheinen (**).„ Die Prinzessinn kehrt nach Rennes zurück zu denen Herren von Chaulnes, die her-

gentia est diligens. Nam ut mulieres esse dicuntur nonnullæ inornatæ, quas id ipsum deceat; sic hæc subtilis oratio etiam incomposita delectat. Fit enim in utroque quo sit venustius, sed non ut appareat. Tum removebitur omnis insignis ornatus, quasi margaritarum: nec calamistri quidem adhibebuntur: fucati vero medicamenta candoris, ruboris, omnia repellentur. *Ibid.*

(*) Elegantia modo & munditia remanebit. *Ibid.*

(**) Acutæ crebræque sententiæ ponentur, & nescio unde ex abrupto erutæ. *Ibid.*

hergeschickt hatten, anzufragen, ob sie uns ihre Aufwartung machen dürften. Sie gab in ihrer Sprache einen Bescheid darauf, so wie es ihr gut dünkte. Ich gab meinen Bescheid mit nein, sondern ich würde mit dieser Prinzessinn hinkommen und ihnen meine Schuldigkeit bezeugen; und sie selbst gäbe ihnen diesen Besuch als ein pures Geschenk, indem sie gar nicht die Absicht hätte, den Staat, der die Herren begleitete, hieher zu ziehn. Sie ist sehr vergnügt, daß ich sie so mit lachendem Muthe von einer großen Unruhe befreyt habe. . . Ich habe den Janustempel zugeschlossen. Mich deucht das Wort war hier nicht übel angebracht. Man erwartete hier in der That keine dergleichen Anspielung auf den Janustempel, der zugeschlossen wurde, wenn ein allgemeiner Friede im römischen Reiche herrschte. Ein Besuch, den man als ein pures Geschenk giebt, ist eine sonderbare Wendung. Ein fruchtbarer Geist, und ein gewisser Schnitt des Witzes, bringen dergleichen unerwartete Züge hervor. Die Frau von Sevigne ist ganz voll davon: dieses ist eben die Schönheit von ihren Briefen. Jedermann weinte; ein kleiner

Junker stand dabey, er wurde zur Quelle. Sie mochte, allem Ansehen nach, ohnlängst Ovids Verwandelungen gelesen haben. Man müßte alle ihre Briefe übersetzen, wenn man die Züge von dieser Art zusammenlesen wollte. Eine ganz andere Art von feinem Witze, als in den Briefen des Voiture und des Plinius herrscht. Das Feine dieser Skribenten ist gelehrt, ausstudiert, symmetrisch, von künstlicher Wendung: bey der Frau von Sevigne hat alles ein schönes Naturell, ein freyer Kopf und ein freyes Herz eingegeben.

„Endlich muß man sich auch des oratorischen „Hausgeräthes mit Bescheidenheit bedienen: ich „nenne unser Hausgeräth alles, was sowohl in „Zierrathen der Gedanken, als in Zierrathen „der Worte besteht (*).„

Der Briefstyl läßt alle Figuren, so wohl in Wörtern, als in Gedanken, zu; aber er läßt sie nach seiner Art zu. Es giebt Metaphern für alle Stände; eben so giebt es auch Fragen, Suspensionen ꝛc. Die Ursach ist, weil alle diese Wendungen Ausdrücke der Natur sind.

„Auch

(*) Verecundus erit usus oratoriæ quasi supellectilis. Supellex est enim quodam modo nostra, quæ est in ornamentis, alia rerum, alia verborum. *Num.* 24.

„Auch kann man den Scherz mit einstreuen, „der dieser Gattung eine unvergleichliche Würze „giebt. Man hat zwo Arten davon: die eine „nennt man schlechtweg aufgeräumtes Wesen, „die andere besteht in den so genannten launi„schen Einfällen. . . Der erstern bedient man „sich, wenn man etwas artig erzählen will; der „letztern, wenn man einen kleinen Stich aus„theilen, wenn man ein Ding lächerlich machen „will (*).

Das aufgeräumte Wesen kann sich über alle Gegenstände ausbreiten, so ernsthaft, so traurig sie auch sind. Es giebt immer eine Art, die Dinge mit Anmuth vorzustellen. Die Frau von Sevigne war durch den Tod des Herrn von Turenne eben so niedergeschlagen, wie ganz Frankreich, und sie sagt auf eine lustige Art: die Kanone, die ihn getödtet, sey von Ewigkeit her geladen gewesen. — „Rathet einmal, meine „Tochter, was das für ein Ding ist, das am „geschwindesten kömmt, und am langsamsten „weggeht; das euch der Gesundheit so nahe

(*) Huic generi orationis aspergentur etiam sales, qui in dicendo mirum quantum valent: quorum duo genera sunt, unum facetiarum, alterum dicacitatis. . . Altero utetur narrando aliquid venuste, altero in jaciendo mittendoque ridiculo. *Num. 26.*

„bringt, wie möglich, und euch am weitesten da-
„von entfernt; das euch in den angenehmsten
„Zustand von der Welt setzt, und euch verhin-
„dert, ihn zu genießen; das euch die schönsten
„Hoffnungen von der Welt giebt, und die Wir-
„kung davon am längsten verzögert; könnt ihr
„es denn nicht rathen? Es ist ein Fluß. Schon
„seit drey und zwanzig Tagen liege ich krank
„daran. Seit dem vierzehnten bin ich ohne Fie-
„ber und ohne Schmerzen; und in diesem glück-
„lichen Zustande, worinn ich hoffte herum ge-
„hen zu können, welches alles ist, was ich wün-
„sche, finde ich mich von allen Seiten aufgeschwol-
„len; . . und dieses Schwellen, welches meine
„Genesung heißt, und es auch in der That ist,
„macht die ganze Ursache meiner Ungeduld aus...
„Ehe ich dieses Päckchen zusiegele, werde
„ich meine dicke Hand fragen, ob sie wohl erlau-
„ben will, daß ich euch ein paar Worte schrei-
„ben darf. . . Lebet wohl, meine allerliebste,
„ich beschwöre euch alle, das Ding mit Zittern
„zu respektieren, was man Fluß nennt. . . Da
„kömmt der Frater, der seit acht Tagen auf euch
„schimpft, daß ihr euch in Paris der Arzeney des
„Herrn De-Lorme widersetzt habt. . .

Von

Von dem Herrn von Sevigne.

„Wenn meine Mutter sich der Vorschrift die„ses guten Mannes überlassen, und alle Mona„the etwas von seinem Pulver genommen hätte, „so wäre sie nicht in diese Krankheit gefallen, die „von einer erstaunlichen Verdickung der Säfte „herrührt: allein, es hieß, man wollte meine „Mutter umbringen, wenn man ihr rieth, eine „Portion davon zu versuchen. . . Seyd ihr „nicht klug, Bruder, daß ihr haben wollt meine „Mutter soll Antimonium nehmen? man darf „nur ein wenig Diät halten, und alle Monathe „etwas abgekochte Senesblätter nehmen. . . „Meine Mutter ruft: Kinder, ihr seyd thörigt, „wenn ihr glaubt, daß sich eine Krankheit ab„weisen läßt! Muß nicht die Vorsehung Gottes „ihren Lauf haben? und können wir mehr thun, „als ihr gehorchen? — Das ist freylich sehr „christlich; aber man nehme immer auf Ab„schlag ein wenig von dem Pulver des Herrn „De-Lorme.

Man muß beym Scherzen ungemein behutsam seyn, weil der Scherz nur alsdann gut ist, wann er wohl angebracht wird, und weil es schwer ist, in Briefen das rechte Pünktchen zu treffen: man zielt aus einer so weiten Ferne! Oft-

Oftmals trifft ein Wort, das mit Fröhlichkeit des Herzens aufgenommen werden sollte, einen schwarzen Augenblick an, und findet sich mitten unter Verdruß und Betrübniß ein. Eben so verhält es sich auch mit den traurigen Ausdrükken. Wie? ihr habt noch den Herrn von ⸗ ⸗ zu beweinen? In diesem Lande denkt man nicht mehr daran. Man muß abfertigen können. Briefe, die auf eine solche Art zur Unzeit ankommen, haben, wie die Sevigne sagt, das Ansehen einer Dame aus der Provinz, die, in einer Gesellschaft zu Paris, geheime Geschichten aus Avignon erzählt. Das sicherste ist, falls man nicht in einer großen Vertraulichkeit steht, sich an die gesunde Vernunft zu halten, die zu allen Stunden und an allen Orten Platz findet, und die der Nebendinge zu ihrer Würze nicht bedarf.

Was die launischen Einfälle anbetrifft, so ist es noch gefährlicher, sie sich entwischen zu lassen: weil sie sehr oft einen Anstrich von Bosheit bey sich führen. Lieber erzähle man die Einfälle anderer, oder man suche von einer gewissen lustigen Begebenheit Vortheil zu ziehn, seinen Brief damit aufgeräumt zu machen; allein, es muß allemal auf eine Art geschehn, daß man allen Verdacht der Bösartigkeit weit von sich weg

wirkt. Vielleicht bekommen wir in dem ersten Augenblick gelinde Richter: aber wer weiß, ob nicht in der Folge eine heimliche Veränderung vorgeht? Wer weiß, ob man in einem andern für uns nicht so günstigen Augenblick diesen Zug nicht etwa mit einem andern zusammenhält, um daraus einen schlechten Charakter zu schließen. Man muß andern niemals Waffen wider sich selbst in die Hände geben.

Sich deutlich vorstellen, wer man ist, und mit wem man redet, ist das erste, was erfodert wird, gut zu reden, und folglich auch gut zu schreiben. Diese Vorstellung ordnet alles an, was man sagen soll, und auf welche Weise man es sagen soll. Sie schreibt die Sachen, die Wendungen, die Ausdrücke vor. Die geringste Abweichung von ihr verursacht eine desto größere Unschicklichkeit, weil es die Eigenliebe allemal weiß, wann man ihr Unrecht thut, wann man ihr Gefälligkeit erzeigt, wann man ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt: also muß man sich vor allen Dingen diejenigen als gegenwärtig vorstellen, an welche man schreibt.

Man steht mit ihnen in allerley Verhältnissen: in Verhältnissen der Gleichheit, in Verhältnissen des Oberranges. In dem Oberrange giebt es Stufen, die bis ins Unendliche verschieden

den

den sind, und die zusammengesetzt sind aus Pflichten, aus Achtungen, aus Freundschaft, aus Zärtlichkeit, aus Erkenntlichkeit, aus Interesse, aus dem Vergangenen, aus dem Gegenwärtigen, aus dem Zukünftigen, aus dem Wirklichen, aus dem Möglichen, aus Furcht, aus Hoffnung, mit einem Worte, aus allen Arten von Beziehungen auf die Eigenschaften, auf die Glücksgüter, auf den Stand der beiden Personen, deren eine an die andere schreibt. Versäumt man einen von diesen Beziehungspunkten, so ist man ein Thor oder ein Geck. Ein Oberer läßt sich zu sehr merken, wer er ist: sein Brief macht ihm einen Feind; ein Geringerer erniedrigt sich zu sehr: man erdrückt ihn; ein Gleicher nimmt sich Freyheiten heraus: man demüthigt ihn; man verlangt etwas mit Dreustigkeit: seht da, einen Menschen, der sehr zuversichtlich ist; mit Furchtsamkeit: er traut sich selber nicht, vielleicht ist er gar hochmüthig. Ein richtiger Verstand, ein wohlgeordneter Geist, trifft die Mittelstraße und sucht sich darauf zu erhalten.

Wenn man bloß zu loben, Beyfall zu geben, Glück zu wünschen, gehorsamen Dank abzustatten hat, kann man die Feder laufen lassen, wie sie will: man steht nicht leicht in Gefahr,

die Leute zu beleidigen mit denen man spricht. Die von zärtlichem Geschmacke wünschen freylich eine feine Wendung, einen Eindruck, der nicht allzutief geht, sondern gleichsam im Vorbeygehn gemacht wird, und so, daß man das Lob sehen oder nicht sehen kann, es ablehnen oder annehmen, darauf antworten, oder es mit Stillschweigen übergehen, sich zu einem Theile bekennen und das übrige insgeheim genießen kann. Allein, wenn auch dergleichen Feinheit nicht angebracht worden ist, so vergiebt man es leicht, der guten Absicht wegen.

Wann von Geschäfften die Rede ist, so ist alles Laubwerk gefährlich: oft verwickelt man sich selber in seine Perioden. Die eigentlichsten Wörter, die einfältigsten Wendungen und vornehmlich die Kürze, stehen hier an ihrem Orte. Die Frau von Maintenon ist ein unvergleichliches Muster in diesem Stücke: sie sagt, was man sagen muß, sie sagt es gut, und sagt nicht mehr.

Die Frau von Sevigne, die man bey dieser Materie nicht zu oft anführen kann, befand sich mit ihrer Tochter in einer unvergleichlichen Stellung, gut zu schreiben. Das Herz und die Freymüthigkeit verfertigten das ganze Werk. Sie war beständig bey ihrer Tochter gegenwärtig;

sie hatte aus ihr, wie man sagte, ihren alltäglichen Gedanken gemacht. Man thue noch die große Kenntniß der Welt, die Erfahrung in den Sachen des gemeinen Lebens, die Lesung der angenehmsten Bücher, viel Witz und Munterkeit des Geistes hinzu: alles dieses mußte Wunder hervorbringen. Wann sie aber an andere schrieb, als an ihre Tochter, so hatte sie der Schönheiten weniger, weil sie weniger Freyheit und Freundschaft hatte. „Euch gebe ich aus allen Körben „das oberste, ich meyne die Blume meines Wi„tzes, meines Kopfes, meiner Augen, meiner Fe„der, meines Schreibzeugs, und dann mag alles „andre gerathen, wie es will.„ Sie fand ein Vergnügen, an diese geliebte Tochter zu schreiben, bey den andern arbeitete sie. Es ist niemand auf der Welt, der dieses nicht eben so wohl erfahren hat, wie sie. Wann das Herz diktiert, so geht es geschwinder, als die Feder gehen kann. Wann man sich zwingt, giebt der Geist nur ungern; man ist trocken, die Quelle stockt.

In solchen ungünstigen Augenblicken muß man seine Zuflucht zur Kunst nehmen; sich verweilen, sich überhaupt deutlich machen, was man schreiben will, sich die Person vorstellen, an die man schreibt, sich auf den Ton stimmen, von dem man weiß, daß er sich für sie schickt, und alsdann arbeiten.

Ein jeder kennt seine Kräfte und fühlt seine Mängel. Die nicht in einem Zuge fortschreiben können, thun klug, wenn sie ihre Gedanken vorher auf ein besonderes Blatt setzen. Auch ist es gut, wenn Anfänger ihre Briefe so lange ausbessern, bis sie Fertigkeit genug erlangt haben, richtig und ordentlich zu schreiben. Man vergiebt es ihrem Alter, Kunst und Furchtsamkeit in der Schreibart blicken zu lassen: ein Fehler, der allemal der Weitschweifigkeit, den Wiederholungen, der Dunkelheit, den Fehlern wider die Wortfügung und Grammatik vorzuziehen ist. Wir geben ihnen zu bedenken, daß es oft nur Eines Wortes bedarf, um andern einen schlechten Begriff von ihrem Verstande, von ihren Gesinnungen, von ihrer Erziehung beyzubringen. „Es „besuchte mich neulich ein Präsident, sagt die „Frau von Sevigne, nebst seiner Frauen Sohne, einem Menschen von zwanzig Jahren, den „ich, ohne alle Ausnahme, für die artigste und „angenehmste Figur hielt, die ich jemals gesehen „hatte: ich sagte zu ihm, daß ich ihn vor fünf „oder sechs Jahren gesehen hätte, und daß ich „mich wunderte, wie man in so kurzer Zeit so „wachsen könnte: hierauf fährt aus diesem artigen Gesichtchen eine erschreckliche Stimme heraus, die mir mit einer lächerlichen Art unter

„die Nase sagt: **Unkraut wächst allezeit.** „Wie er aussahe! gehörnt kam er mir vor. „Und hätte er mich mit einer Keule auf den Kopf ge„schlagen, er hätte mir nicht weher thun können.„ Gleichwohl war dieß nur ein entfallnes Wort, das der Wind wegführete; was wäre nicht geschehen, wenn man es auf das Papier geheftet und mit seiner Hand besiegelt hätte? Eine junge Person, die schreibt, verschickt ihr Porträt.

Das Lesen der Briefe des Cicero an seine Freunde, der Briefe des Plinius, der Briefe, worinn der Herr Richardson die drey rührendsten und lehrreichsten Romane unserer Zeit, die Pamela, die Klarissa und den Karl Grandison verfasset hat, und vor allen das Lesen der Briefe der Frau von Sevigne, kann vieles dazu beytragen, sich eine gute Schreibart zu erwerben. Doch ist hiebey wiederum zu erinnern, daß man sich nicht gar zu sklavisch an irgend ein Muster binden müsse. Ein jeder hat eigene und natürliche Annehmlichkeiten, die allezeit mehr werth sind, als die entlehnten. Obgleich die Frau von Sevigne ein vollkommenes Muster für das Frauenzimmer, und noch mehr für zärtliche, und allzuzärtliche Mütter ist: so giebt es dennoch einige Ausdrücke und Wendungen bey ihr, die andern nicht so gut anstehen würden; vielleicht würde man

man sie bey jedem andern; vornehmlich bey einem Gelehrten, für gewagt halten. Allein, sie zeigt sich überall so liebenswürdig, daß man alles lieb gewinnt, was sie sagt, und daß man sich nicht erwehren kann, es schön zu finden. Ein jeder suche ihr zu entwenden, was sich für ihn schickt, und was er entwenden kann. Ich glaube nicht, daß sich ein Brief nach Regeln machen läßt. Die Empfindung allein muß die Vorschrift geben: und Empfindung und Regeln vertragen sich nicht allemal wohl miteinander, falls die letztern nicht nachgeben.

Einer der grössesten Fehler in Briefen ist die Weitschweifigkeit. Es giebt Leute, die immer gehen und niemals ankommen. „Der Ritter „von Nantouillet war vom Pferde gefallen, er sank „unter, kam wieder, mußte wieder ins Wasser, „kam noch einmal herauf; endlich erhascht er „den Schwanz eines Pferdes, und hält sich fest „daran; das Pferd zieht ihn ans Ufer, er steigt „aufs Pferd, kömmt unter das Handgemenge, „bekömmt zwey Schüsse in den Hut, und kehrt „lustig und vergnügt zurück. 152 Br.„ Das heißt in der Sprache der Frau von Sevigne, sich aus dem Staube machen! Besser zu kurz, als matt.

Köpfe, die zu feinen Sachen gewöhnt sind, klügeln bisweilen zu sehr; die Metaphysik mischt

sich ins Spiel. Die Gedanken verlieren nichts, wann man ihnen auch ein wenig mehr Fleisch giebt. Der Ritter Sevigne nahm sich bisweilen die Freyheit, seine Mutter hieran zu erinnern.

Die Briefe der Gelehrten schmecken oft nach der Studierstube; alles ist daran genau und regelmäßig; allein, diese Genauigkeit ist oft mit Unbiegsamkeit und Trockenheit verknüpft.

Junge Leute sind voll unnützer Umständlichkeiten, sie schreiben gleichsam nur für sich, ohne fast an den zu denken, an welchen sie schreiben. Es ist fast eine aneinanderhangende Zerstreuung.

Hofleute, die Abbildungen, die Vorstellungen zu machen gewohnt sind, reden in ihren Briefen mit Leichtigkeit und Anstande. Alles nimmt bey ihnen ein angenehmes Wesen an, welches gleichsam die Luft des Landes ist, worinn sie wohnen. Sie sind die einzigen, denen der Zwang Schönheiten giebt.

Man sagt, man müsse schreiben, wie man spricht; aber nur mit der Bedingung, wann man gut spricht. Ja vielleicht ist man verbunden, ein wenig besser zu schreiben, als man spricht, selbst auch alsdann, wann man auch gut spricht. Man hat Zeit, seine Gedanken zu wählen, und ein wenig in Ordnung zu bringen. Was wagt man

man dabey, wenn man eine gute Meynung von seinem Freunde hat, und ihm von sich eine gute Meynung beybringt? Er ist mein guter Freund, ich mache keine Umstände mit ihm: das heißt, du sparst die Achtung, die Höflichkeit für die Fremden, für deine Feinde, oder für Leute, die dir gleichgültig sind. Mich dünkt, das Antheil der Freunde sollte vor dem Antheile der andern richtig gemacht werden. Bey Freundschaften kann von keinem Dinge zu viel seyn. Und oft nützen bey diesen Verbindungen die Tugenden weniger, als die Achtungen.

Ich fühle, daß es Zeit ist, diesen dogmatischen Ton zu verlassen, den unser Plan uns bisweilen anzunehmen genöthigt hat, und vornehmlich in diesem kurzen Artikel, in welchem wir jungen Leuten einige Erinnerungen über eines der wichtigsten Stücke der Erziehung geben. Sie von mir zu befreyen, wollte ich ihnen gern einige Briefe des Cicero, des Plinius und selbst des Seneka vorlegen, wenn diese Werke nicht sehr leicht zu finden wären; und wenn es nöthig wäre, sich noch in weitläuftige Ausführungen einzulassen, nach allen denen, die wir bereits gemacht haben. Aus diesen Werken und in der Schule der Welt muß man schreiben lernen, nicht aber aus einem Lehrbuche, welches weder das Werkzeug der Empfindung, noch das Beyspiel davon geben kann.

Vierter Abschnitt.

Grundsätze der Kunst zu übersetzen.

Man gesteht heutiges Tages überhaupt, daß die Uebersetzung der alten Autoren, wo nicht das einzige, doch das einfältigste, kürzezeste und sicherste Mittel sey, sie gut zu verstehen, und ihre Sprache zu erlernen. Man gesteht auch, daß eine Uebersetzung die Urschrift genau vorstellen müsse; weder zu frey, noch sklavisch seyn; sich weder in lange Umschreibungen verlieren, wodurch die Gedanken geschwächt, noch sich zu sehr an den Buchstaben binden müsse, wodurch die Empfindungen erstickt werden. Gleichwie aber dergleichen unbestimmte und allgemeine Sätze uns wenige Dienste thun, wann es auf die Ausführung ankömmt: so wollen wir einige nähere Umstände davon denenjenigen vor Augen legen, die der Gegenstand unsers Werkes sind.

Wenn man übersetzt, so ist die Hauptschwierigkeit nicht, den Gedanken des Autors zu verstehen: hiezu gelangt man gemeiniglich mit Hülfe guter Ausgaben und Ausleger, und vornehmlich

nehmlich dadurch, daß man die Beziehungen unter den Begriffen und ihre Verbindungen untersucht. Allein, wann es darauf ankömmt, in einer andern Sprache die Sachen, die Gedanken, die Ausdrücke, die Wendungen, den verschiedenen Ton eines Werkes vorzustellen; die Sachen, so wie sie sind, ohne das geringste hinzuzuthun, oder wegzunehmen, oder zu versetzen; die Gedanken mit ihren Farben, nach ihren Graden, in ihren Schattierungen; die Wendungen, die der Rede Feuer, Geist und Leben ertheilen; die natürlichen, die figurierten, die starken, die körnigten, die anmuthigen, die feinen Ausdrücke, und das alles nach einem Muster, welches harte Befehle giebt, und haben will, daß man ihm auf eine ungezwungene Weise gehorchen soll: so wird, wo nicht eben so viel Geist, doch zum wenigsten eben so viel Geschmack erfodert, gut zu übersetzen, als selbst etwas zu verfertigen. Vielleicht wird gar noch mehr erfodert.

Der Verfasser, welcher schreibt, wird bloß von einem gewissen allezeit freyen Instinkte, und von seiner Materie geleitet, die ihm Ideen darbietet, die er nach seinem Gefallen annehmen oder verwerfen kann, folglich ist er unumschränkter Herr von seinen Gedanken und Ausdrücken: wenn ihm der Gedanke nicht ansteht, oder wenn sich

der Ausdruck nicht zu dem Gedanken schickt, so kann er beide verwerfen: Quæ desperat tractata nitescere posse, relinquit. Der Uebersetzer ist über nichts Herr; er ist verbunden, seinem Autor überall zu folgen, und sich mit einer unendlichen Biegsamkeit nach allen seinen Abwechselungen zu richten. Man urtheile davon aus der Mannichfaltigkeit der Töne, die sich nothwendiger Weise bey einerley Stoffe und noch mehr bey einerley Gattung befinden. Bey jedem einzelnen Stoffe, dessen Theile zusammenstimmen und in eine richtige Harmonie gebracht sind, sieht man, wie sich der Styl erhebt und senkt, sich schwächt, und verstärkt, sich verengt und erweitert, ohne gleichwohl aus der Einheit seines Hauptcharakters herauszugehn. Terenz hat von einem Ende bis zum andern einen Styl, der sich zur komischen Gattung schickt: er ist überall natürlich und fein; aber wie verschieden sind nicht die Grade des Natürlichen in dem Munde des Simo, des Davus, der Pamphila, der Mysis! Wie verschieden sind sie nicht, nachdem diese Personen ruhig oder bewegt sind! in dieser oder jener Leidenschaft sind! Alle diese Grade auszudrücken, muß man sie zuerst wohl empfunden haben: hierauf muß man die Sprache, die man mit der fremden Beute bereichern will,

will, auf einen nicht gemeinen Grad sich unterwürfig machen. Welchen Begriff muß man also nicht von einer glücklich gemachten Uebersetzung bekommen?

Das erste, was einem jeden, der übersetzen will, unentbehrlich ist, das ist, er muß den Genius der beiden Sprachen, die er traktieren will, genau kennen. Er kann diese Kenntniß durch eine gewisse undeutliche Empfindung erlangt haben, die von der großen Uebung in diesen Sprachen herrührt. Sollte es aber wohl unnütz seyn, einiges Licht auf den Pfad der Empfindung zu streuen, und zu untersuchen, ob man keine Mittel hat, sich seine Arbeit zu erleichtern, oder gewiß zu werden, ob man seine Sachen gut gemacht hat?

Weder die Eigenschaft, noch die Anzahl der Wörter, kann der Gegenstand dieser Untersuchung seyn, weil es über diese beiden Punkte keine Regeln geben kann. Die Wörter sind bereits gemacht, und wir sind verbunden, sie so zu gebrauchen, wie wir sie haben. Es kömmt also nur bloß darauf an, den Unterschied in den Wortfügungen beider Sprachen, und die Ursachen von demjenigen kennen zu lernen, was man Germanismus, Latinismus rc. nennt.

Diese Untersuchung wird uns lehren, 1) woher der Vorzug der Lateinischen Sprache vor der

Deutschen komme, was die Stärke und die Hitze des Styls betrifft. 2) Welches die Mittel sind, wodurch wir uns der Manier der Lateiner nähern können. 3) Wird man hieraus die Regeln fließen sehn, die man bey Uebersetzung der Lateinischen Autoren zu beobachten haben möchte.

I.

Von der Lateinischen Wortfügung.

Man liest in allen Büchern und hört alle Tage sagen, daß die Lateiner weit mehr Vortheile bey ihren Wortfügungen gehabt hätten, als wir. Wir sind genöthiget, sagt man, immer einerley Weg zu gehen: Nennefall, Zeitwort, regiertes Wort, das ist der ewige Gang, der niemals abgeändert wird. Die Lateiner hingegen, die Meister über ihre Anordnung waren, setzten ihre Worte nach ihrem Gefallen, entweder dem Ohre zu schmeicheln, oder den Verstand zu belehren, oder das Herz zu rühren. Bald zeigte sich ein Verbum an der Spitze, bald ein Adjektivum, zuweilen ein Adverbium, nachdem es der Vortheil der Redensart in Absicht auf den Wohlklang oder den Nachdruck erfoderte.

Was wollen wir hieraus schließen? Daß die Lateiner Versetzungen machen, wann sie wollen? daß sie sich an gar keine Gesetze binden? und daß bey uns hingegen die Ordnung der Natur die eiserne Regel ist, die unveränderlich und unwandelbar bleibt?

Die Biegsamkeit der Lateinischen Wortfügungen, und die Unbiegsamkeit der unsrigen hätten, wie es scheint, den Schluß zum Vortheile der Lateiner sollen ausfallen lassen; und es ist gerade das Gegentheil geschehn. Das macht, wir Deutschen stehen nicht an dem rechten Orte, um zu beurtheilen, ob die Wortfügungen der Lateiner natürlicher sind, als die unsrigen. Die Gewohnheit ist die andre Natur: das hat man schon lange gesagt, und es ist nirgends so wahr, als bey Sprachen. Ich schreibe von der linken Hand zur rechten; und ich finde es poßierlich, daß der Hebräer von der rechten zur linken schreibt. Ihr selbst seyd poßierlich, sagt der Hebräer: Ihr seht eure Schrift nicht ehe, als bis ihr sie gemacht habt, und wann es nicht mehr Zeit ist, sie zu bessern: eure Hand und eure Feder verdecken sie euch; anstatt daß wir, die wir von der Rechten zur Linken schreiben, es sehen können, wie sich die Züge nach und nach formieren. Man lache über seinen Beweis, so

viel man will: es bleibt doch allemal wahr, der Einbildung nach glauben wir, unsre Antipoden hätten den Kopf unten, und uns allein käme es zu, ihn oben zu haben.

Vielleicht geht es mit unsern Urtheilen über die Lateinischen Wortfügungen nicht anders; vielleicht befindet sich die Inversion, oder die Verkehrung der natürlichen Ordnung, die wir ihnen zur Last legen, vielmehr bey uns, als bey ihnen. Wir wollen sehen, ob unser Zweifel vernünftig ist.

Diese Frage, die wichtiger ist, als man beym ersten Anblicke denken sollte, ist der Schlüssel zu den meisten Schönheiten, die von der Stellung der Wörter abhangen. Bey sorgfältiger Prüfung derselben wird man sehen, welche Ordnung man bey den Gedanken und Ausdrücken zu beobachten hat; und durch welchen verborgenen Mechanismus Anmuth und Stärke in die Rede gebracht wird. Man wird überdem die Quellen des Unterschiedes entdecken, den man bey den Sprachen antrifft; die Ursachen ihres widersinnigen Ganges, und was sie dadurch gewinnen oder verlieren, daß sie verschiedenen Systemen folgen.

Weder die Griechen noch die Lateiner haben von dieser Materie handeln können, weil die Anordnung

ordnung der Wörter in der Griechischen und in der Lateinischen Sprache auf einerley Grundsätze gebauet war, und folglich bey den guten Autoren in beiden Sprachen einerley seyn mußte: und war sie es nicht, so hatte es der Skribent allein zu verantworten.

Ehe wir aber untersuchen, ob die Lateiner der natürlichen Ordnung folgen, oder nicht, ist es nöthig zu wissen, was dieses für eine Ordnung ist, und wie sie verfährt.

Wir bemerken zuerst, daß die Ausdrücke den Gedanken dasjenige sind, was die Gedanken den Sachen sind. Es ist eine Art von Familie, worunter die Aehnlichkeit vom Ursprunge bis ans Ende fortgeht. Die Sachen erzeugen den Gedanken, und geben ihm seine Bildung. Der Gedanke bringt wiederum den Ausdruck hervor, und schränkt ihn in seine gehörige Form.

Der Gedanke ist ein innerliches Bild, welches vom Verstande unmittelbar gesehen wird. Der Ausdruck ist ein äußerliches Bild, welches den Gedanken mit willkührlichen oder mit natürlichen Zeichen vorstellt. Beide also, Gedanke und Ausdruck, sind Bilder. Nun aber besteht die Vollkommenheit eines jeden Bildes in der Aehnlichkeit mit seinem Urbilde: Und diese Aehnlichkeit muß, wenn sie vollkommen ist, nicht

allein

allein die Sachen vorstellen, sondern auch die Ordnung, worinn sich die Sachen befinden. Zum Exempel, wenn mein Gedanke mir einen Menschen vorstellt: so ist es nicht genug, daß er mir Arme, Kopf und Füße malt; er muß auch diese Glieder so stellen, wie sie gestellt werden müssen, das ist, wie sie wirklich an dem vorgestellten Menschen zu finden sind: sonst heißt das Bild ungetreu.

Von der Ordnung und Stellung der Sachen und ihrer Theile, hängt also die Ordnung und Stellung der Gedanken ab; und von der Ordnung und Stellung des Gedankens und seiner Theile, hängt die Ordnung und Stellung des Ausdrucks ab. Und diese Anordnung in Gedanken und Ausdrücken, welches Bilder sind, ist natürlich oder nicht, nachdem sie den Sachen, welche Urbilder sind, gemäß oder nicht gemäß ist. Und wann mehr Sachen oder mehr Theile einer einzigen Sache auf einander folgen, und sie sind in dem Gedanken anders geordnet, als sie in der Natur sind: so ist dieses Inversion oder Versetzung in dem Gedanken. Und wann in dem Ausdrucke noch eine andere Ordnung vorhanden ist, als in dem Gedanken, so ist dieses wieder eine andere Versetzung. Woraus folgt, daß die Versetzung nur in den Ge-

Gedanken oder in den Ausdrücken vorhanden seyn kann, und daß sie es nicht anders seyn kann, als mit Umkehrung der natürlichen Ordnung der Sachen, welche man vorstellt.

Welches ist also die Anordnung der Sachen in der Natur?

Es ist ein Grundsatz, der von allen Philosophen angenommen ist, daß der Gegenstand die Kraft in Bewegung bringt; daß die Seele sich zu nichts neigen kann, ohne es vorher erkannt zu haben. Und sagt uns nicht schon die gesunde Vernunft, daß die Saite des Instruments zuerst berührt werden muß, ehe sie Töne angeben kann? Also muß der Gegenstand, auf welchen man uns durch die Rede aufmerksam machen will, uns vor allen übrigen Dingen zuerst vorgestellt werden; weil dieser uns zur Ueberredung hinziehen, und unsere Einwilligung bewirken soll.

Was geht in uns selbst vor, wann wir uns zu einer Bewegung entschließen? Ich sehe einen Gegenstand; ich entdecke Eigenschaften daran, die mir nützlich oder schädlich sind: ich neige mich zu ihm, oder ich fliehe ihn. Also ist zuerst in mir Kenntniß des Gegenstandes und seiner Eigenschaften vorhanden: hernach folgt die Bewegung. Ich fange nicht damit an, daß

ich

ich mich bewege, ehe ich noch erkannt habe; ich erkenne, ehe ich mich bewege. Dieses geht in mir selber vor.

Wann ich einem andern, als mir selber zu verstehen geben will, daß er einen Gegenstand fliehen oder suchen soll: so werde ich also damit anfangen, daß ich ihm diesen Gegenstand zeige. Hierauf werde ich ihm begreiflich machen, was er thun soll. Die Ordnung, der ich für meine eigne Person gefolgt bin, ist eben dieselbe, der er folgen muß: weil seine Maschiene eben so gebaut ist, wie die meinige, und von gleichen Triebfedern in den Gang gebracht werden muß. Ich habe eine Schlange gesehen, ich bin geflohen: also muß man ihm zuerst einen Begriff von der Gefahr geben, wenn man haben will, daß er sich von selber entschließen soll, die Flucht zu nehmen.

Diese Fortschreitung läßt sich auch aus der Ordnung unserer Ausdrücke erweisen, wann wir durch Geberden sprechen. Ich sitze bey Tische: ich will Brodt fodern. Wann ich denjenigen, der es mir geben kann, auf meinen Ausdruck aufmerksam gemacht habe, werde ich wohl damit anfangen, daß ich auf mich selber zeige? Werde ich ihm nicht vielmehr den Gegenstand zeigen, um hernach, wann ich den Gestus auf mich selber zurückführe,

rück führe, ihm die Handlungen anzuzeigen, die ich von ihm begehre? Ich werde also in der Geberdensprache sagen: panem præbe mihi, und nicht: gieb mir Brodt.

Der Kaiser Domitian hatte eine besondere Fertigkeit im Bogenschießen. Er schoß seine Pfeile durch die auseinander gesperreten Finger eines Sklaven, der in ziemlicher Entfernung stand, und that ihm keinen Schaden. Welcher Ordnung mußte man bey dieser Handlung folgen? Man mußte zuerst den Sklaven in der gehörigen Entfernung hinstellen, das Ziel abzugeben; hierauf mußte man ihn die flache Hand und die ausgebreiteten Finger vorhalten lassen; endlich schoß der Kaiser, und der Sklave ward nicht verwundet. Diese Ordnung bleibt eben dieselbe, wenn man die Handlung auch nur bloß in dem Vorsatze betrachtet. Domitian sagte bey sich selber: Ich will einen Sklaven in einer gewissen Weite hinstellen, er soll die Hand empor heben, die Finger aus einander halten, ich will meine Pfeile abschießen, ohne ihn zu verwunden. Er verrichtet es in eben derselben Ordnung, wie wir itzt gesehen haben. Diese Ordnung war also die natürliche Ordnung der Erzählung. Folglich wer sagen wollte: „Domi„tian schoß Pfeile durch die ausgespreiteten Fin-

„ger eines Sklaven, der ihm, in einer gewissen „Entfernung, die offene Hand vorhielt,„ würde weder der Ordnung des Vorsatzes, noch der Ordnung der Ausführung folgen. Suetonius folgte ihr aber, da er schrieb: In pueri procul stantis, præbentisque pro scopulo dispansam dextræ manus palmam, sagittas tanta arte direxit, ut omnes per intervalla digitorum innocue evaderent. Im Deutschen geschieht die Handlung zuerst, er schoß; hierauf folgt das Werkzeug, womit sie verrichtet wird, Pfeile; nachher das Ziel, wohin man schießt, die ausgespreiteten Finger; und endlich zeigt sich der Sklave in einer gewissen Entfernung.

Dieser angeführte Periode selbst, wird man sagen, setzt nothwendig eine Ordnung voraus, die vor derjenigen vorhergeht, die er selbst enthält. Denn warum stünde *pueri* im Genitiv, wenn der Verstand nicht zuvor *palmam* gesehen hätte? Warum *sagittas* im Accusativ, wenn man nicht gleichfalls *direxit* gesehen hätte? Nun aber ist die erste Ordnung der Perioden im Verstande ohne Zweifel die natürliche Ordnung: also ist diejenige, die sich in eben demselben durch Worte ausgedrückten Perioden befindet, nur bloß eine Ordnung der Einsetzung.

Ja

Ja es giebt noch eine andere Ordnung, die man die metaphysische nennen könnte, und die, weit natürlicher ist, als jene, die der angeführte Periode enthält; und zwar deswegen natürlicher, weil sie auf die Ordnung selbst gegründet ist, in welcher die Begriffe ankommen und sich in dem Verstande zusammenfügen. Aber noch außerdem, was wollte man demjenigen antworten, der behauptete, daß der Geist mit einem Blicke viele Gegenstände auf einmal umfaßt? Hier wäre alsdann gar keine auf einander folgende Ordnung durch den Ausdruck nachzuahmen: und alles käme wiederum aufs willkührliche hinaus.

Diese Schwierigkeiten, man erlaube es mir zu sagen, können nur für diejenigen Schwierigkeiten seyn, die die ganze Frage nicht wohl begriffen haben.

Daß es in dem Verstande eine grammatikalische Ordnung giebt, die auf die eingeführten Regeln von dem Bau derjenigen Sprache gegründet ist, in welcher man sich ausdrücken soll; daß es noch eine andre Ordnung giebt, wenn nehmlich die Begriffe metaphysisch, das heißt, als Subjekte, oder Attribute, oder Verknüpfungen betrachtet werden; daß selbst diese Begriffe, in gewissen Fällen, sich alle zugleich und ohne eine solche Reihenfolge darstellen, wie wenn das Auge

„ger eines Sklaven, der ihm, in einer gewissen „Entfernung, die offene Hand vorhielt,„ würde weder der Ordnung des Vorsatzes, noch der Ordnung der Ausführung folgen. Suetonius folgte ihr aber, da er schrieb: In pueri procul stantis, præbentisque pro scopulo dispansam dextræ manus palmam, sagittas tanta arte direxit, ut omnes per intervalla digitorum innocue evaderent. Im Deutschen geschieht die Handlung zuerst, er schoß; hierauf folgt das Werkzeug, womit sie verrichtet wird, Pfeile; nachher das Ziel, wohin man schießt, die ausgespreiteten Finger; und endlich zeigt sich der Sklave in einer gewissen Entfernung.

Dieser angeführte Periode selbst, wird man sagen, setzt nothwendig eine Ordnung voraus, die vor derjenigen vorhergeht, die er selbst enthält. Denn warum stünde *pueri* im Genitiv, wenn der Verstand nicht zuvor *palmam* gesehen hätte? Warum *sagittas* im Accusativ, wenn man nicht gleichfalls *direxit* gesehen hätte? Nun aber ist die erste Ordnung der Perioden im Verstande ohne Zweifel die natürliche Ordnung: also ist diejenige, die sich in eben demselben durch Worte ausgedrückten Perioden befindet, nur bloß eine Ordnung der Einsetzung.

Ja

Ja es giebt noch eine andere [illegible]
die metaphysische nennen könn[illegible]
natürlicher ist, als jene, die [illegible]
de enthält; und zwar deswegen [illegible]
sie auf die Ordnung selbst [illegible]
cher die Begriffe [illegible]
stande zusammenfügen. [illegible]
was wollte man [illegible]
hauptete, daß [illegible]
Gegenstände auf einmal [illegible]
alsdann gar keine [illegible]
nung durch den Ausdruck [illegible]
alles käme [illegible]

Diese Schwierigkeiten, [illegible]
zu sagen, können nur [illegible]
keiten seyn, [illegible]
griffen haben.

Daß es in dem [illegible]
lische Ordnung gebe, [illegible]
Regeln von den [illegible]
gründet ist, in welcher [illegible]
daß es noch eine andere Ordnung [illegible]
lich die Begriffe [illegible]
jekte, oder [illegible]
erwähnet werden; [illegible]
gewissen Fällen, [illegible]
[illegible]

mit einem Blick alle Theile eines Gemäldes umfaßt: hievon ist in gegenwärtiger Frage die Rede nicht. Wir suchen hier nicht die Ordnung auf, in welcher die Begriffe bey uns ankommen; sondern die Ordnung, in welcher sie aus uns herkommen, wann sie, mit Wörtern verbunden, sich nach der Reihe hinstellen, um eine nach der andern zur Ueberredung derer die uns hören, das Ihrige beyzutragen. Mit einem Wort, wir suchen die oratorische Ordnung, die Ordnung welche malt, die Ordnung welche rührt; und wir sagen, daß diese Ordnung im Vortrage mit der Ordnung in den Sachen, die man vorträgt, einerley seyn müsse; und daß in den Fällen, wo man überreden, wo man den Beyfall des Zuhörers gewinnen will, das Interesse den Rang der Gegenstände anordnen, und folglich die erste Stelle denen Wörtern geben müsse, die den wichtigsten Gegenstand enthalten. Wir haben bewiesen, daß diese Ordnung die Ordnung der Natur ist: laßt uns nunmehr beweisen, daß ihr die Lateinische und folglich auch die Griechische Sprache folgt. Man weiß, daß diese beiden Sprachen einen gleichen Genius und eine gleiche Biegsamkeit in Ansehung ihrer Wortfügungen besitzen.

Der wichtigste Gegenstand in einem oratorischen Satze ist, entweder das Subjekt, oder das Verbum, welches die Handlung bezeichnet, oder das Adverbium, welches die Art der Handlung ausdrückt; oder endlich das Attribut, zu welchem der Gegenstand der Handlung gehört. Also muß das Verbum, das Adverbium, das Subjekt, das Attribut, das regierte Wort des Attributs, wechselsweise die erste Stelle in dem Satze einnehmen, ein jedes nach dem Grade seiner Wichtigkeit und nach der Absicht des Redenden. Laßt uns nunmehr die Autoren eröffnen.

Wir haben gesagt, daß, wann das Subjekt der vornehmste Gegenstand sey, es an der Spitze der Redensart erscheinen müsse:

Populus Romanus, Lucullo imperante, ſibi Pontum aperuit. *Cic.* Das Römische Volk war es, das sich, ꝛc.

Una ſalus victis nullam ſperare ſalutem. *Virg.*

Felix qui potuit rerum cognoſcere cauſas. *Virg.*

Metius ille eſt ductor itineris hujus. *Metius idem* hujus machinator belli. *Metius* fœderis Romani, Albanique ruptor. *Liv.*

Primus sentio mala nostra. *Primus* rescisco omnia. *Primus* porro obnuncio. *Ter.*

Wann Scävola dem Porsenna anzeigen will, daß er ein Römer sey, so sagt er: *Romanus* sum civis: Ich bin ein Römer. *Liv.*

Wann Gavius von seinem Kreuze herab schreyt: ich bin ein Bürger, so sagt er: *Civis* Romanus sum. *Cic.* Woher dieser Unterschied der Wortfügung bey drey gleichen Wörtern? Die Ursache liegt offenbar in dem Grundsatze, den wir hier festsetzen: Die Eigenschaft eines Römers war bey dem einen der vornehmste Gegenstand; bey dem andern war es die Eigenschaft eines Bürgers.

2) Wann der vornehmste Gegenstand die Handlung selbst ist, welche verrichtet wird, so zeigt sich das Verbum, welches sie ausdrückt, zuerst:

Fuisti apud Leccam; *distribuisti* partes Italiæ: *statuisti* quo quemque proficisci placeret; *delegisti* quos Romæ relinqueres, quos tecum educeres; *descripsisti* partes urbis ad incendia; *confirmasti* ipsum jam esse exiturum; *dixisti* paululum, &c. *inventi sunt qui te*, &c. *Cic. Cat.* 1.

Dolebam ac vehementer angebar cum &c. *Cic.*

Ibant

Ibant obſcuri ſola ſub nocte . . . *Virg.*

Perſonat hæc ingens latratu. *Virg.*

3) Wann die vornehmſte Aufmerkſamkeit dem Gegenſtande der Handlung gebührt, wie es faſt allemal geſchieht; alsdann ſteht das regierte Wort vor dem Zeitworte:

Extinctum Nymphæ crudeli funere Daphnim flebant. *Virg.*

Cælum non animum mutant qui trans mare currunt. *Hor.*

Tantam manſuetudinem, tam inuſitatam clementiam nullo modo præterire poſſum. *Cic.*

Die Exempel von dieſer Art ſind ſo gemein, daß es unnütz iſt, mehrere anzuführen: es giebt keine Lateiniſche Redensart, worinn dergleichen nicht vorkömmt.

4) Endlich, wenn es auf die Art der Handlung ankömmt, ſo muß das Adverbium, oder was ſeine Stelle vertritt, an der Spitze erſcheinen.

Ruina reſtinguam incendium meum. *Sall.*

Si quantum in agro locisque deſertis audacia poteſt: *tantum* in foro . . . *Cic.*

Ne cupide emas. *Cato.*

Non bene conveniunt nec in una ſede morantur Majeſtas & amor. *Ovid.*

Tandem aliquando, Quirites, Catilinam &c. *Cic.*

Warum diese Wortfügung? weil in den bedingten, in den eingeschränkten Sätzen die Bedingung oder Einschränkung der Gegenstand des Redenden ist.

Noch mehr: unter zwey Nennwörtern, die sich zusammen befinden, zeigt sich das interessanteste zuerst: *Diuturni* silentii. Neque *turpis* mors *forti* viro accidere potest, nec *immatura* consulari, nec *misera* sapienti.

Wenn es auf einen Gegensatz ankömmt, sagt man: Littora littoribus: arma armis: Rusticus urbanum, murem mus, veterem vetus, hospes amicum.

Doch, damit man sich nicht einbilde, diese kurzen Exempel wären durch langes Nachsuchen gefunden worden: so laßt uns diesen Grundsatz auf ansehnlichere Exempel anwenden; ist er wahr, so muß er überall passen.

Jedermann weiß diesen Anfang der ersten Katilinarischen Rede des Cicero: Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra: „Wie lange willst du noch unsere Geduld miß„brauchen, Katilina?„ Der erste Gegenstand ist ein Adverbium der Zeit, welches andeutet, daß die Geduld erschöpft ist. Die Seele des

Pe=

Perioden ist die Empfindung des Unwillens und der Ungeduld, und diese Empfindung wird in dieser Redensart durch kein anderes Wort ausgedrückt, als durch *Quousque tandem*. Der Mißbrauch kömmt erst nachher, weil, wenn man über diesen Mißbrauch zürnt, es darum geschicht, weil er allzulange dauret. *Patientia noſtra* ist allerdings zum Verstande nöthig; allein, an dem Orte, wohin man es gesetzt hat, ist sein Nachdruck dem ersten Begriffe untergeordnet.

Quamdiu etiam furor iſte tuus nos eludet? Quem ad finem ſeſe effrenata jactabit audacia? Dieses ist eben derselbige Gang, weil der Gedanke und die Empfindung im Grunde eben dieselbigen sind: *Quousque*, *quamdiu*, *quem ad finem*. *Furor iſte tuus* muß vor *eludet* stehn, weil dieser Gegenstand den Unwillen erregt. Dieß will nicht sagen, daß *eludet* wenig bedeute: alles ist stark in dieser Rede; aber es giebt interessantere Gegenstände, als der ist, den dieses Wort vorstellt. Warum ist also in dem folgenden Gliede *audacia* nicht vor *jactabit* gesetzt? Diese Anordnung scheint mit dem Grundsatze nicht übereinzustimmen. Die Schwierigkeit wird durch eine kleine Anmerkung verschwinden. *Effrenata* bezeichnet und besetzt die Stelle des *audacia*, welches letztere bloß

des Numerus und des Falles wegen an das Ende gesetzt worden ist. Es gehörte ein glänzender Schlußfall hieher: *jactabit*, welches aus drey langen Sylben besteht, und wovon die letzte sehr mager ist, wäre nicht so lebhaft in die Ohren gefallen, als *audacia*, dessen Ton mit einer daktylischen Endung, einen stärkern Laut hören läßt. Wir wollen nach diesem von den Veränderungen reden, die der Wohlklang bey Anwendung unsers Grundsatzes macht. Wir fahren fort.

Nihil te nocturnum præsidium palatii, nihil urbis vigiliæ, nihil timor populi, nihil concursus bonorum omnium, nihil &c. moverunt. Nichts ist fähig zu rühren. Dieses *nihil* bezeichnet den unbezwinglichen Trotz des Katilina: die Erzählung der Dinge, die ihn hätten rühren sollen, ist völlig darinn eingeschlossen, kein Ding.

Patere consilia tua non sentis. Ist *Patere* hier nicht das Verbum, welches die erste Rolle spielt, und welches den Katilina schrecken soll?

Constrictam jam omnium horum conscientia conjurationem tuam non vides? *Constrictam* stellt uns den Begriff einer Verstrickung vor; *omnium horum conscientia*, ist

nur

nur eine Art von Adverbium durch mehrere Wörter ausgedrückt, um die Art der Verstrikkung zu erklären. Quid proxima, quid superiore nocte egeris, ubi fueris, quos convocaris, &c. Dieses sind die Umstände; man stellt sie alle vor das Verbum, weil in der That mehr auf sie ankömmt, als auf das nachfolgende Verbum: quem nostrûm ignorare arbitraris?

O tempora, o mores! hier ist nicht mehr als Eine Anordnung möglich, weil Ein Wort nur Ein Wort ist.

Senatus hoc intelligit, consul videt, hic tamen vivit: man darf nur übersetzen, um unsern Grundsatz herauszubringen. „Der Rath „weiß es; der Konsul sieht es: und ein solcher „Mensch lebt noch.„

Vivit! „Was sage ich? er lebt?„

Immo vero in Senatum venit: „so gar in „den Rath kömmt er:„ Hier ist es der Umstand des Orts, der Rath, das vornehmste.

Was macht er da? Fit consilii publici particeps: notat & designat oculis ad cædem unumquemque nostrûm. Die Rede ist von der Handlung: das Verbum ist das erste.

Nos autem viri fortes: Dieses ist eine andere Stellung. Es soll ein Vorwurf gemacht werden, wem? denen die am Ruder des Staates

sitzen. „Und wir, wir die das gemeine Wesen „lieben, wir glauben genug für dasselbe gethan „zu haben ꝛc.

Ich glaube, es ist nicht nöthig, diese Ausführung weiter zu treiben. Der Beweis läßt sich aus dem Cicero, aus dem Livius, Sallust, Terenz, Plautus ꝛc. fast vom Anfange bis zum Ende führen. Er läßt sich augenscheinlich führen, vornehmlich an den hitzigen Stellen.

Man hat uns einige Oerter angeführt, wo es scheint, als ob sich unser Grundsatz nicht allzu glücklich anwenden ließe. Tu iſtis faucibus, iſtis lateribus, iſta gladiatoria corporis firmitate, tantum vini in Hippiæ nuptiis exhauſeras, ut tibi neceſſe eſſet in populi Romani conſpectu vomere poſtridie. *Cic.*

Dieses Exempel selbst paßt sich zu der Regel. Der Gegenstand, auf welchem der Redner am meisten besteht, ist die starke Leibesbeschaffenheit des Antonius, um daraus urtheilen zu lassen, wie übermäßig seine Schwelgerey gewesen seyn müsse.

Man sehe hier noch ein anderes aus den Verrinischen Reden: Stetit ſoleatus prætor populi Romani, cum pallio purpureo, tunicâque talari, mulierculâ nixus in littore.

Es

Es ist offenbar, sagt man, daß der Hauptbegriff ist, *mulierculâ nixus in littore*.

Allein, man frägt, welcher Gegenstand am ersten in die Augen fällt: ein stehender Mann, *stetit*. Wer ist dieser Mann? Es ist der Prätor des Römischen Volks: dieses ist das erste, was uns interessiert, und was hernach alles übrige interessant macht. Denn wenn dieser Mann, den man betrachtet, keine Römische Obrigkeit wäre, so würde man wenig auf die Umstände achten, in welchen er erscheinet. Der Kontrast unter den Pflichten und unter der Aufführung dieses Mannes, ist das Anzügliche. Man mußte also den Mann zuerst vorstellen, und hernach die Aufführung dieses Mannes, gemalt nach der Gradation der Natur.

Eben so wird es sich auch mit den übrigen Exempeln verhalten. Wenn man sie genau untersucht, so wird man finden, daß die Schwierigkeit nur scheinbar ist.

Wenn dieser Grundsatz richtig wäre, wird man sagen, so wäre nichts leichter, wenigstens einem metaphysischen Kopfe, als die Lateinischen Redensarten zu konstruieren: man gienge mit der Richtschnur in der Hand, und der glückliche Fortgang der Arbeit wäre unfehlbar.

Es

Es ist wahr daß die Konstruktion dadurch weit leichter und gewisser wird; indessen sind noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Die Anwendung des Grundsatzes hat für den Metaphysiker selbst unendliche Schwierigkeiten, die durch die Art verursacht werden, wie sich die Gegenstände in unsern Gedanken vermischen, wie sie sich verstecken, sich einander verdunkeln, sich verkleiden, sich verstellen: dergestalt, daß allezeit, zum wenigsten in gewissen Fällen, ein Theil der Schwierigkeit übrig bleibt.

Ferner giebt es eine Sache, die diese regelmäßige Wortfügung zerstört, und wodurch ich glaube, daß sich alles erklären ließe, was unserm Grundsatze zuwider seyn möchte: ich meyne den Numerus und die Harmonie. Diesen zu Gefallen treten die Lateinischen Autoren zuweilen der natürlichen Ordnung der Begriffe, und folglich auch der Ausdrücke zu nahe; zumal wann die Unordnung, die dadurch verursacht wird, den Geist weniger verwirrt, als beschäfftiget. Wir haben davon im Vorbeygehen ein Exempel an dem Perioden des Cicero gegeben, wo *audacia* an das Ende gesetzt war, ob es gleich vor dem Zeitworte hätte stehen sollen, und wir führen nicht mehrere an, um uns nicht allzusehr in die kleinsten Zergliederungen einzulassen.

Aus allen diesen angeführten Exempeln folgt, daß die Lateinische Sprache beständig der oratorischen Ordnung folgt; und daß dieses ohne Zweifel die Ursache ist, warum sie so viel Feuer, so viel Stärke, so viel Affekt besitzt: indem ihr nehmlich der volle Strom des Herzens, der einerley Lauf mit ihr nimmt, auf ihrem Wege zu Hülfe kömmt.

Sollte sie darum weniger philosophisch seyn? Es giebt Leute, die dieses behaupten. Allein uns davon zu überreden, müßte man uns beweisen, daß die Ordnung der Wörter in der Philosophie und in der Redekunst verschieden seyn müsse; daß es weit besser und deutlicher sey, in einem philosophischen Traktate zu sagen, sol est rotundus, als rotundus est sol; und daß endlich die Lateinische Sprache, die das meiste thut, indem sie sich nach dem Laufe der Leidenschaften richtet, nicht auch das wenigste thun könne, dadurch daß sie bloß dem Laufe der Gedanken folgete.

II.

Von der Deutschen Wortfügung.

Wenn es mehr als wahrscheinlich ist, daß die Griechen und Lateiner der natürlichen Ordnung gefolget sind: so ist es in eben dem Grade

wahrscheinlich, daß wir sie umkehren; weil wir mehrentheils einer gegenseitigen Ordnung folgen, und dasjenige an das Ende bringen, was sie an die Spitze setzen.

Allein, woher kömmt diese Umkehrung bey uns? Wir müssen hier die Ursachen davon aufsuchen, und sie so deutlich auseinander setzen, als es möglich seyn wird.

Die Lateiner hatten nur Eine Ursache die natürliche Ordnung umzukehren, nehmlich den Wohlklang. Ihre Sprache, die biegsamer als die unsrige ist, nahm alle Formen ihrer Gedanken an, und stellte sie unverändert vor, fast wie in einem Spiegel. Da sie vollkommene Kasus hatten, und nicht besorgen durften, den Ursprung der Handlung für den Endzweck zu nehmen, wann es sich zutrug, daß der Endzweck vor den Ursprung zu stehen kam: so folgten sie der oratorischen Ordnung, ohne Furcht einer Zweydeutigkeit, oder eines Mißverstandes. Also durften sie in dieser Redensart: matrem amat filia, gar nicht befürchten, daß die Mutter, die der Endzweck ist, für den Ursprung, oder, daß die Tochter, die der Ursprung ist, für den Endzweck genommen werden möchte. Ihre Endung giebt ihnen eine bestimmte Eigenschaft, und einen gewissen Sinn, ohne daß sie der Stelle, wo sie stehen, das geringste

zu

zu danken haben. Im Deutschen verhält es sich ganz anders mit dieser Redensart: **die Tochter liebt die Mutter.** Die Tochter und die Mutter sind regierend oder regiert, nach dem Platze den sie einnehmen: und wenn man sie eben so stellt wie im Lateinischen, so werden sie eine ganz entgegengesetzte Beziehung auf einander haben:

> Matrem amat filia;
> Die Mutter liebt die Tochter.

So daß sie von ihrer verschiedenen Stellung die Eigenschaft des Ursprungs oder des Endzwecks annehmen.

Noch ein anderer Grund hievon ist, wir haben im Deutschen eine Menge Hülfswörter, deren Gang nicht allemal leicht zu regulieren ist, und die uns bey gewissen Fällen in Weitläuftigkeiten verwickeln. Dieses sind die beyden vornehmsten Quellen unserer Konstruktionenverwirrung; einer Verwirrung, die wir dennoch so oft vermeiden, als es unsere Sprache zuläßt: wie wir nach diesem sehen werden.

Diese Materie zu ergründen, die für uns von grosser Wichtigkeit ist, müssen wir bis zu dem Genius der Sprachen überhaupt zurückgehn. Eine jede Sprache, sagt man, hat ihr eigenes

Naturell. Das ist wahr, aber zuerst hätte man sagen sollen, daß es ein allgemeines giebt, das aus der Natur der Menschen selbst hergenommen ist.

Die Menschen sind, dem Wesen nach, zu allen Zeiten und an allen Orten einander gleich, weil sie alle eine Kraft zu denken und eine Kraft zu empfinden besitzen, wovon sie die innerlichen Bewegungen einander, auf Antrieb des Bedürfnisses mittheilen. Folglich müssen sie sich alle bestreben, diese Mittheilung durch den kürzesten und sichersten Weg zu bewerkstelligen: denn die Noth hat nicht zwey Wege. So bald sie selbst redet, so bald sie selbst gebeut, geht sie gerade zur Sache. Hier machen weder Zeiten noch Länder einen Unterschied. Es ist eine Triebfeder, die in allen Seelen aufgestellt ist, die sie alle auf gleiche Weise bewegt und lenkt. Und gesetzt, daß es eine äußerliche Maschiene giebt, die ihre Bewegungen vorstellig machen muß, so werden daraus, so oft gleiche Gegenstände diese innerlichen Triebfedern in Bewegung setzen, wo nicht gleich lebhafte, doch zum wenigsten gleich viel Ausdrücke in dieser äußerlichen Maschiene entstehen; und werden darinn, nach der Anzahl und Ordnung der Erschütterungen dieses innerlichen Triebwerks, geordnet und vervielfältigt erscheinen.

Man siehet leicht, daß diese äußerliche Maschiene die Sprache ist.

Wenn wir uns die Sprache, ehe wir sie in die Griechische, Lateinische, Arabische ꝛc. theilen, in ihrer bestmöglichen Vollkommenheit vorstellen: so sehen wir, daß sie Schritt vor Schritt dem Verstande und dem Herzen folgen müsse; daß sie den Gedanken, alle sein Zubehör, seine Klarheit, sein Feuer, seine Theile mit ihren Bildungen, ihren Verknüpfungen, ihren Graden, buchstäblich ausdrücken müsse. Sie ist ein Porträt, worinn sich unsere Seele außer sich selbst, und ganz, und so wie sie ist, in allen ihren Lagen und Bewegungen erblicken soll.

Wenn man sie eintheilt, und sie betrachtet, nicht in ihrer bestmöglichen Vollkommenheit, sondern wie sie wirklich in ihren existierenden Arten beschaffen ist: so kann man jede Art derselben auf zweyerley Seiten betrachten: nach dem besondern Naturelle der Völker, die unter verschiedenen Himmelsgegenden wohnen; und nach der besondern Form und Einrichtung der Töne, die das ausmachen, was man eigentlich eine Sprache, zum Gegensatz einer andern Sprache nennt.

Wenn man die Sprachen nach dem besondern Naturelle der Völker betrachtet, so ist offenbar,

bar, daß allezeit eine gleiche Ordnung in den Begriffen, und folglich auch in den Ausdrücken herrschen muß, weil die Menschen überall Menschen sind. Der ganze Unterschied, der dabey Statt finden könnte, würde in dem größern oder geringern Grade der Geschwindigkeit oder der Stärke bestehn. Völker, die mehr Lebhaftigkeit und Feuer besitzen, werden weniger Sachen ausdrücken, und ihre Zuhörer mehr errathen lassen; sie werden sich mit den Hauptbegriffen begnügen, und sie stark ausdrücken, die übrigen Begriffe, die jene einen Augenblick aufhalten und sie verhindern könnten, hurtig genug anzulangen, werden sie dem Verstande des Zuhörers überlassen. Völker, die mehr Phlegma oder mehr Langsamkeit besitzen, werden sich so viel Zeit nehmen, als nöthig ist, alle ihre Begriffe nach der Reihe, Hauptbegriffe und Nebenbegriffe, mit allen ihren Umständen, aus sich heraus zu bringen. Denn bis izo nehmen wir an, daß sich die Sprache nach allen Gedanken, nach ihren Theilen, nach ihren Eigenschaften bequemt. Der Gang bleibt also einerley, so wohl in der idealischen Sprache, als in derjenigen wirklichen Sprache, die wir auf der Seite des besondern Naturelles der Völker betrachten. Und in der That muß ihr Gang wohl einerley bleiben;

weil

weil gute Gründe da sind, daß es so seyn kann, und kein Grund, daß es nicht so seyn sollte.

Bis hieher hatte das Bedürfniß des Redenden, die Sprache und die Stellung der Wörter geordnet: dieser Befehlshaber folgt beständig und überall einerley Methode, deren großes und einziges Principium der Nutzen oder die Nothwendigkeit ist.

Also muß man die Ursache von der verschiedenen Anordnung der Wörter anderswo aufsuchen. Man wird sie bey der zweyten Art antreffen, nach welcher man die besondern Sprachen betrachten kann.

Die besondern Sprachen, welche existieren, sind alle von der idealischen Vollkommenheit sehr weit entfernt. Sie haben alle einerley Endzweck, nehmlich in den Seelen der hörenden dasjenige, was in dem Verstande des redenden ist, deutlich und richtig abzumalen. Deutlichkeit und Richtigkeit begreift alle Vollkommenheiten der Sprachen in sich. Allein, es giebt einige Sprachen, die weniger Farben haben, als andere, oder deren Farben schwächer sind, oder sich schwerer mischen und vertreiben lassen, um Schattierungen hervorzubringen: welches alles einen Unterschied unter den Sprachen hervor bringen muß.

Alle Sprachen bestehen aus Tönen. Nach der Art, wie diese Töne auf die eine oder die andere Weise gebildet sind, gehören sie zu der einen oder zu der andern Sprache, und dieses vermittelst einer gewissen Analogie, die sie vereiniget, und eine Art von Körper aus ihnen macht, der, im Ganzen genommen, Sprache heißt. Diese gebildeten Töne finden sich in größerer oder geringerer Anzahl: welches Armuth oder Reichthum hervorbringt; sie besitzen mehr oder weniger Stärke: welches eine nachdrückliche oder eine schwache Sprache macht; sie haben mehr oder weniger Biegsamkeit: welches Lieblichkeit, Klarheit, Richtigkeit hervorbringt.

Itzo sind wir bey der Quelle des Unterschiedes und unter den Wortfügungen. Hiedurch wird der besondere Genius der Sprachen in Absicht auf die Stellung der Wörter gebildet, hiedurch sind sie genöthiget, sich mehr oder weniger von der Natur zu entfernen, nachdem sie durch Mangel, oder durch Schwäche, oder durch Unbiegsamkeit, mehr oder weniger dazu gezwungen sind. Und hier werden wir den Grund des Unterschiedes unter der Deutschen und Lateinischen Wortfügung finden.

Ehe wir uns in die Vergleichung beider Sprachen einlassen, erlaube man uns mit wenigen

nigen Worten die Anzahl und Eigenschaft der Theile, die zu einer Rede gehören, zu untersuchen.

Alle Wörter sind Vorstellungen unserer Gedanken; eben so wie unsere Gedanken Vorstellungen der Gegenstände sind. Da nun die Gegenstände entweder einzeln sind, und ein Ganzes ausmachen, das von jedem andern Gegenstande abgesondert ist; oder auch mit andern Gegenständen verknüpft sind: so müssen in unserer Seele zwo Arten von Vorstellungen seyn: einige, von Gegenständen, betrachtet als einzelne Gegenstände, und andere von eben diesen Gegenständen, betrachtet als in Beziehung mit andern: welches zwo Arten von Gedanken giebt: einige, die die Gedanken vorstellen, und andere, die ihre Beziehungen vorstellen. Woraus gleichfalls zwo Arten von Wörtern entstehn, einige, die man Nennwörter, Nomina; und andere die man Zeitwörter, Verba, nennt. Ich könnte also das Nennwort als ein Wort beschreiben, welches einen Gegenstand bedeutet, den man als einzeln betrachtet; und das Zeitwort, als ein Wort, das die Wirkung oder die Beziehung der Gegenstände unter einander bedeutet. Ich will diese beiden Erklärungen wahrzumachen und zu erläutern suchen.

Der einfacheste Gegenstand, den der Geist haben kann, ist derjenige, den wir durch das Wort **Wesen** andeuten: dieses ist der Grund aller Eigenschaften, die eine Sache bekommen kann: Man muß erst ein Wesen seyn, ehe man auf diese oder jene Weise beschaffen seyn kann.

Eben so ist auch die einfacheste Beziehung, die unter zwey Gegenständen seyn kann, diejenige, die man durch das Wort seyn ausdrückt. Diese Beziehung ist ebenfalls der Grund aller andern Beziehungen, die sich unter den Gegenständen befinden können, und folglich der Grund aller derer, die wir im Verstande uns vorstellen, und die wir durch Wörter ausdrücken. Dieses ist die Ursache, warum man es ein selbstständiges Zeitwort, ein Verbum substantivum, genannt hat. Es ist einzeln in seiner Art. Warum hat das Nennwort, **Wesen**, nicht ebendasselbe Vorrecht eines einzelnen Substantivs unter den Nennwörtern? Man wird erlauben, daß ich es einige Augenblicke als ein solches ansehe, und daß ich folglich alle andern Nennwörter als wahre Beywörter, wenigstens in Vergleichung mit diesem, ansehe.

Sie sind es in der That, wie dieses leicht zu beweisen ist. Wenn ich sage, ein ausgedehntes **Wesen**; so giebt man zu, daß unter die-

sen

sen beiden Wörtern ein Substantiv und ein Adjektiv ist. Wenn sich diese beiden Wörter in einem einzigen vereinigen könnten, wäre dieses Wort, ob es gleich ein einzelnes ist, nicht ein Adjektiv? Diese Vereinigung geschieht in dem Worte **Körper**. Man sage, ein **ausgedehntes, lebendiges Wesen**, hier hat man zwey Adjektive; ein einziges Wort drückt sie beide aus: **Pflanze**. Man sage, ein **ausgedehntes lebendiges, beseeltes, vernünftiges Wesen**: dieses sind vier; mit einem Worte: **Mensch**. Sind diese Nennwörter nicht wahre Beywörter, zum wenigsten in Vergleichung mit dem Nennworte, **Wesen**?

Doch der Gebrauch hat nicht für gut gefunden, ihnen diesen Namen zu geben: er hat ihn für diejenigen aufbewahrt, die trennbare Eigenschaften andeuten, entweder wesentliche, die man Unterschiede nennt, und die, mit dem Geschlechte verbunden, dasjenige ausmachen, was man Gattung nennt, wie das Wort, **vernünftig**, verbunden mit dem Worte, **Thier**, welches das Geschlecht ist, diejenige Gattung ausmacht, welche **Mensch** heißt: oder auch zufällige, die sich mit den Gattungen verbinden: wie diese Eigenschaft, die durch das Wort **gut**, angedeutet wird, welches mit dem Worte **Mensch** ver-

bunden oder nicht verbunden seyn kann. Diese Beywörter sind zu Ansetzungsstücken zubereitet worden, um entweder zu dem Geschlechtsworte, oder zu dem Gattungsworte hinzugethan zu werden. Aber sie machen mit ihm wirklich nur einerley Wort aus; so wie in dem Namen, Mensch, die Wörter Wesen, ausgedehnt, beseelt, vernünftig nur ein Wort ausmachen. Auf diese Einheit ist die Uebereinstimmung des Substantivs mit dem Adjektiv im Geschlecht, in der Zahl und in den Abfällen gegründet.

Eben so wie das selbstständige Nennwort, **Wesen**, welches der Grund von allen andern Nennwörtern ohne Ausnahme ist, zufällige Nennwörter in großer Anzahl tragen kann; eben so ist auch das selbstständige Zeitwort seyn, welches die einfacheste Beziehung unter zwey Gegenständen ausmacht, der Grund von einer Menge anderer Beziehungen in den Zeitwörtern. Die vornehmsten dieser Beziehungen sind das Thun und das Leiden; welches unter den Zeitwörtern thätige und leidende Bedeutungen hervorgebracht hat. Hiernächst die Beziehungen der Zeit, der Weise, des Befehls, bisweilen auch des Orts. Diese Beziehungen, verbunden mit der einfachen Beziehung, die durch das selbstständige Zeitwort seyn, ausgedrückt wird,

ha-

haben den übrigen Zeitwörtern den Namen der adjektiven, der zufälligen, erworben.

Die Hebräer hatten in ihren Zeitwörtern, was diese Arten der Beziehungen anbetrifft, viele Vortheile vor den Griechen und Lateinern voraus. Sie sagten mit einem einzigen Worte, nicht allein, ich habe unterrichtet, ich bin unterrichtet worden; sondern auch noch, ich habe sorgfältig unterrichtet; ich bin sorgfältig unterrichtet worden; man hat mir befohlen zu unterrichten; man hat Befehl gehabt, mich zu unterrichten; ich habe mich selbst unterrichtet. Nicht zu rechnen, daß sie auch noch die Zeiten, die Geschlechter und die Zahlen ausdrückten.

Die Deutsche Sprache hingegen ist genöthigt, eine Menge Hülfswörter zu gebrauchen, alle diese Beziehungen auszudrücken: ein Hülfswort für die thätige Bedeutung, zum wenigsten in einigen Fällen, nehmlich das Verbum haben, oder das Verbum, werden; und für die leidende Bedeutung das Verbum seyn, oder werden: oft beide Hülfswörter zusammen: ich werde unterrichtet haben, ich bin unterrichtet worden; ein Hülfswort für die Person; ich, du, er; ein Hülfswort für gewisse Weisen · das Wörtchen zu. Thut

man

man noch das Adverbium sorgfältig hinzu, welches ebenfalls ein Hülfswort ist, die Art und Weise zu bezeichnen: so wird das Deutsche Zeitwort, mit allem diesem Zubehör, ich = bin = sorgfältig = unterrichtet = worden, zu dem Hebräischen Zeitworte, welches alle diese Beziehungen mit einem einzigen Worte ausdrückt, sich eben so verhalten, als sich zu dem Konkret Mensch, diese Redensart verhält, die eine Beschreibung davon ist, ein ausgedehntes, lebendiges, beseeltes, vernünftiges Wesen.

Die Griechen und die Lateiner, halten die Mitte zwischen den Hebräern und den Deutschen. Sie haben weit weniger Hülfswörter, als wir, und mehr, als die Hebräer. Sie gebrauchen bloß in einigen Zeiten von der leidenden Bedeutung ein Hülfswort. Sie haben gar keine persönlichen Hülfswörter. Man wird bald die Folgen von diesen Anmerkungen sehen; ehe wir sie aber heraus ziehn, ist noch eine andere Anmerkung zu machen nöthig.

Die Nennwörter nehmlich haben keine Beziehung untereinander, und keines regiert das andere, ohne Vermittelung eines Zeitwortes, es sey nun das selbstständige Zeitwort, oder eines von den so genannten zufälligen, welches entweder ausgedrückt, oder im Sinne behalten wird.

wird. Wann ich, mit Ausschließung des selbstständigen Zeitwortes, sage **ein guter Mensch**, so sind diese beiden Begriffe eigentlich nicht verknüpft; der eine wird nur dem andern an die Seite gestellt. Wann ich das Zeitwort nicht ausschließe, alsdann verstehe ich es darunter, und die Redensart, **ein guter Mensch**, bedeutet eben so viel, als diese, **ein Mensch, welcher gut ist**. Wann die Beziehung einfach ist, das heißt, wann sie durch das bloße selbstständige Zeitwort, seyn, ausgedrückt wird, so sind nur zwey Wörter da: eines, woher die Beziehung kömmt, und das andere, worauf sie geht, **Gott ist gut**; und weil in diesem Falle eine Identität zwischen diesen beiden Wörtern ist, die durch das selbstständige Zeitwort vereinigt und vermischt worden sind: so war es nicht nöthig, in irgend einer Sprache einen äußerlichen Unterschied unter diesen Wörtern zu machen: man sagt im Deutschen, **Gott ist gut**; im Lateinischen, Deus est bonus. Allein, wann die Beziehungen thätig oder leidend waren, das heißt, wann außer der einfachen Beziehung, noch eine Beziehung des Thuns in dem einen Worte, und des Leidens in dem andern, vorhanden war: alsdann mußte man einigen äußerlichen Unterschied unter das thätige Wort bringen, und un-

ter

ter das Wort, worauf die That gieng. Diese grammatikalische Metaphysik bedarf eines Exempels: hier ist eines. Diese Lateinische Redensart: pater amat filium, kömmt bey der Auflösung auf diese hinaus: pater est amans filium. Die einfache Beziehung ist: pater est amans: die thätige Beziehung, die sich mit der einfachen verbindet, liegt in dem Worte, amans, welches sich auf filium bezieht. Die einfache Beziehung erfodert kein äußerliches Unterscheidungszeichen, aus der Ursache, die wir kurz zuvor angeführt haben; die thätige Beziehung aber erfodert eines, in einem von beiden Wörtern, aus Furcht, sie möchten sonst mit einander verwirrt werden. Wer würde den Sinn von diesem Satze verstehen können? pater - amat - filius. Welches von beiden Wörtern ist das thätige? Man kann es nicht errathen.

Laßt uns nun Folgen hieraus herleiten:

Es folgt aus diesen Betrachtungen, daß es nur drey wesentliche Theile der Rede giebt, das Nomen und das Verbum, welche die Gegenstände und ihre Beziehungen ausdrücken, und dasjenige ausmachen, was man einen Satz nennt, und die Konjunktion, welche dient, die Sätze untereinander zu verbinden, um eine aneinanderhangende Rede daraus zu formieren.

Die

Die Adverbien sind weiter nichts, als bestimmende Hülfswörter, deren man entbehren kann, und die zuweilen in einigen Zeitwörtern eingeschlossen liegen: zum Exempel, sehr geschwinde gehen, wird durch das einzige Wort, laufen, ausgedrückt. Sie sind dem Zeitworte das, was das Beywort, welches die zufälligen Eigenschaften ausdrückt, dem Nennworte ist: eine Zuthat die sich zuweilen einverleiben läßt; wie in dem angeführten Exempel. Also hat dieses Bestimmungswort etwas von der Eigenschaft des Zeitwortes an sich, und kann als eines von seinen Theilen angesehen werden.

Die Präpositionen sind von eben der Art: man kann sie als Zeichen ansehen, die zu den Hauptwörtern hinzugethan werden, ihnen eine Adverbialbedeutung zu geben. Ein Exempel wird auch diese Anmerkung erweisen. Gewiß, ist ein Adverbium: man setze die Präposition mit, vor das Hauptwort Gewißheit, so bekömmt dieses Wort eben dieselbe Bedeutung. Also gehören die Präpositionen zu den Adverbien. Man hat sie erfunden, ihre Stelle zu vertreten, ihr Amt mit Hülfe eines Hauptwortes zu verrichten, weil man dadurch den Vortheil der Mannichfaltigkeit erhielt, und sich im Stande sahe, gewisser Adverbialbeywörter zu entbeh-

entbehren, die hart und unangenehm zu klingen schienen.

Es folgt zweytens, daß in einem einfachen Satze nichts weiter ist, als der Ursprung, der Endzweck und die Verbindung unter beiden. Man nennt den Ursprung Subjekt, den Endzweck Attribut, die Verbindung Verbum. **Gott ist gut.** In einem Satze, der eine thätige Beziehung ausdrückt, ist überdem noch das Objekt oder der Gegenstand der That vorhanden: **Der Vater liebt den Sohn**, das heißt, der Vater ist liebend den Sohn. **Der Vater** ist das Subjekt, **ist**, das Zeitwort, **liebend**, das thätige Attribut, **den Sohn** der Gegenstand der That. In der leidenden Bedeutung wird der Gegenstand umgekehrt: der Satz, der Vater ist liebend den Sohn, heißt leidend: der Sohn wird von dem Vater geliebt.

Sehet da die ganze Maschiene, alle Stücke und alle Federn an diesem Uhrwerke der Sprache!

Es folgt drittens, daß überhaupt alle Beywörter an die Seite ihrer selbstständigen Nennwörter, und alle Adverbien oder Bestimmungswörter an die Seite ihrer Zeitwörter gesetzt werden müssen, und daß die Zeitwörter und was zu ihnen gehört, sich ordentlicher Weise zwischen

Subjekt und dem Objekt, oder dem Objekt und dem Subjekt befinden müssen, nachdem die Ordnung, der man zu folgen hat, entweder metaphysisch oder oratorisch ist: im Fall Verstand und Interesse jedes seinen besondern Gang haben sollte.

Es folgt viertens, daß, da die Deutsche Sprache einen wesentlichen Unterschied in ihren Wortfügungen zeigt, wie jedermann zugesteht, und ihn doch weder in der Natur ihrer Konjunktionen, noch Adverbien, noch Präpositionen, sondern allein in ihren Nennwörtern und Zeitwörtern hat: daß auch nur in diesen beiden Redetheilen der Grund dieses Unterschiedes zu finden seyn müsse.

Die Nennwörter haben bey den Lateinern solche Endigungen, die ihre thätigen oder leidenden Beziehungen und Bestimmungen andeuten; diese nennen sie Kasus oder Abfälle. Unsere Nennwörter haben weder so viele noch so ordentliche Abfälle als die Lateinischen. Sie halten die Mitte zwischen diesen und zwischen den Französischen, die gar keine Abfälle haben, sondern alle Veränderungen durch die Artikel le und la andeuten. Wir unterscheiden durch drey Artikel der, die, das, und durch zwey bis drey Abänderungen des Hauptworts: **Kind, Kindes, Kinde, Kinder, Kindern.**

Bey den Zeitwörtern hatten die Lateiner das Glück, daß sie einem einzigen Worte nicht allein die Handlung, sondern auch die Person, die Zahl, die Zeit, die Art einverleiben konnten. Wir hingegen haben zuweilen vier Wörter nöthig, alle diese Theile auszudrücken, ein Personenwort, **ich**, ein Hülfswort, **werde**, das Zeitwort selbst, welches die Art der Handlung ausdrückt, **geliebet**, und endlich noch ein Hülfswort **werden**, ich werde geliebet werden, im Lateinischen, *amabor*.

Nachdem wir diesen doppelten Unterschied bemerkt haben, so laßt uns sehen, ob daher der Unterschied unserer Wortfügungen kömmt.

Warum setzen wir fast allezeit das regierte Wort nach dem thätigen Zeitworte, da es die Lateiner voran setzten? Die Lateiner thaten es um der Ordnung des Interesses zu folgen, welches die natürliche Ordnung ist, wenn man zu überreden sucht. Sie konnten es thun, weil die Beugungen, die Brechungen ihrer Abfälle ihre Nennwörter dergestalt bestimmten, daß man allemal wissen konnte, ob sie regierend waren, oder regiert wurden. Sie konnten sagen, matrem amat filia, nutricem amat infans; wir aber, die wir diese Abänderungen nicht haben, können die Wörter nicht in gleicher Stellung lassen, wir können nicht, in eben der Bedeutung, sagen: **die Mutter**

liebt

liebt die Tochter, die Amme liebt das Kind. Wir müssen das regierende Wort zuerst setzen: die Tochter liebt die Mutter, das Kind liebt die Amme, wenn man uns verstehen soll. Doch haben wir in dem männlichen Artikel wiederum einigen Vortheil; wir können sagen, wie die Lateiner, patrem amat filius, den Vater liebt der Sohn, den Vater liebt die Tochter, den Vater liebt das Gesinde. Wir können es aber nicht allezeit ohne Zwang und Härte thun.

Gleicher Ordnung folgen wir in den einfachen Beziehungen, Gott ist gut; ob es hier gleich nicht nöthig wäre, den Gegenstand und den Ursprung der Handlung von einander zu unterscheiden. Doch hierauf kann man antworten, daß man dieser Ordnung bloß der Sprachähnlichkeit wegen gefolgt ist, um sich nach der Ordnung der thätigen Zeitwörter zu richten und unsre Wortfügungen nicht allzubuntscheckigt zu machen. Unsre alten Skribenten sagten, zur Nachahmung der Lateinischen Struktur:

Der Fuchs viel hungrig war . . .

Unvermerkt hat sich diese Art nach der Konstruktion der thätigen Zeitwörter gebildet, weil diese am häufigsten vorkömmt. Und man hat sich desto leichter dazu bequemt, weil, da sich in dem Satze, Gott ist gut, das Subjekt und

das Attribut ganz genau miteinander vermählen, und durch die Bejahung Ein Wesen ausmachen, es fast unnöthig war, sie anders zu ordnen, als nach der metaphysischen Ordnung. Und dennoch können wir auch noch itzt im Affekt sagen: Gerecht ist unser Gott; Krieg ist mein Lied. Auch fallen wir wieder in die lateinische Konstruktion hinein, wenn der Satz von einer Konjunktion regiert wird: weil Gott gerecht ist, nachdem der Krieg geendigt war.

Woher kömmt es, daß wir so gern das Imperfektum, die kaum verflossene Zeit, gebrauchen, und die völlig verflossene, oder das Perfektum, so oft vermeiden? Das Imperfektum ist lebhafter, es scheint uns die Sachen vor Augen zu malen; vornehmlich aber kömmt es bey uns daher, weil unser Perfektum seine beiden Zeitwörter so weit von einander trennt, daß die eingeschalteten Wörter oft Schwierigkeit und Verwirrung verursachen. Wir sagen also: Er liebte seinen Vater aufrichtig, und als ein wohlgearteter und wohlerzogener Sohn; anstatt zu sagen: Er hat seinen Vater aufrichtig, und als ein wohlgearteter Sohn, geliebt. Oder, wenn wir das Perfektum gebrauchen müssen, so suchen wir das Hauptverbum etwas näher an das Hülfsverbum heranzuziehen: wir setzen es hin-

ter

ter das erste Glied, und lassen die andern Glieder ohne Verbum nachfolgen: Er hat seinen Vater aufrichtig geliebt, und als ein wohlgearteter und wohlerzogener Sohn. Noch größer ist der Uebelstand in den zusammengesetzten Zeitwörtern, wo wir die Präposition und das Verbum oft trennen müssen: Das Schiff gieng plötzlich unter; zum Unglück gieng es nicht allein mit den Spezereyen ꝛc., sondern auch mit allen Menschen unter: in diesem letzten Falle ändern gute Schriftsteller die ganze Redeverbindung, welches auf mehr als Eine Art möglich ist.

Diese Unschicklichkeit in den zusammengesetzten Zeitwörtern, ist eine von den Ursachen, warum wir den Infinitiv, die unbestimmte Weise, den übrigen Weisen vorziehn. Auch lieben wir ihn deswegen, weil er uns von einigen Partikeln befreyt, und uns zuweilen lange und wohlklingende Wörter giebt. Z. E. Er kam, es anzusehen, anstatt: er kam, damit er es ansehen möchte.

Warum können wir nicht in den Gegensätzen, die Begriffe einander so durchschneiden lassen, wie es die Lateiner können? Weil unsere Hülfswörter und unsere Artikel dem Geiste Schwierigkeit, und dem Ohre Mißvergnügen verursachen: Adest vir summa autoritate & fide Lucullus, qui ait se non opinari, sed scire; non

audivisse, sed vidisse; non adfuisse, sed egisse. Werden wir sagen: Sehet hier einen Mann von Ansehen, einen Bürger, der allen Glauben verdient, den Lukullus, der nicht sagt, daß er es glaube, sondern daß er es wisse, nicht, daß er es gehört, sondern daß er es gesehen habe; nicht, daß er zugegen gewesen sey, sondern daß er es selbst gethan habe. Welches Ohr kann dieses aushalten? Wir werden sagen: Sehet hier den Lukullus, der nicht sagt: ich glaube, ich habe gehört, ich war zugegen; sondern: ich weiß, ich habe gesehen, ich war es selber, der es that: und auf diese Weise helfen wir uns durch eine andere Art von Lebhaftigkeit. Man sieht das unermeßliche Feld der Anwendung von selbst. Wir gehen weiter.

Wenn diese beiden Quellen der Verschiedenheit die einzigen sind: so müssen die Wortfügungen in den übrigen Fällen, wo sich diese Verschiedenheit nicht findet, ohngefähr einerley seyn. Der Schluß ist natürlich, und er ist auch wahr. Wir kehren zur Ordnung der Lateiner zurück, so oft es uns möglich ist.

Unsere Personenwörter oder Pronomina, haben alle Abfälle der Lateiner: wir sagen, ich,

meiner, mir, mich. Hier ist also Kürze ohne Verwirrung.

Wenn wir unser Aktivum in das Passivum verwandeln, so nehmen wir die Ordnung der Lateiner wieder an: matrem amat filia, in der thätigen Bedeutung: die Tochter liebt die Mutter: in der leidenden: die Mutter wird von der Tochter geliebt. Ja, dieses Passivum können wir zur Noth umkehren, weil die Partikel alle Zweydeutigkeit benimmt: Von der Tochter wird die Mutter geliebt.

Von zwey Hauptwörtern, wovon das eine regierend ist, und das andere regiert wird, geht das regierende vor, weil es den Hauptbegriff enthält, denjenigen Begriff, den man dem Geiste hauptsächlich vorstellen will: Die Schönheit des Frühlings, die Schwierigkeit der Unternehmung, die Größe Gottes. Die Lateiner folgen eben derselben Ordnung. Sie kehren sie nur alsdann um, wann es der Wohlklang zu erfodern scheint. Wir können sie gleichfalls so wohl in Versen als in der gemeinen Rede umkehren, und haben dabey noch den Vortheil, daß wir einen Artikel ersparen; des Königs Brüder, anstatt: die Brüder des Königs.

Jedes Nennwort, das bloß von einem Vorworte, von einer Präposition, regieret wird, steht, in Gesellschaft seines Vorwortes, bald am Anfange, bald am Ende, bald auch in der Mitte der Redensart, und dieses im Deutschen sowohl als im Lateinischen. Und das Vorwort selbst steht in beiden Sprachen gleich selten nach dem regierten Worte. Man sagt weder im Deutschen: **Gott von**, noch im Lateinischen: Deo a.

Die Konjunktionen, die Interjektionen, haben keine Ursache, sich von der oratorischen Ordnung zu entfernen; sie werden überall in allen Sprachen an gleiche Stellen gesetzt.

Die Beywörter, die mit den Hauptwörtern verbunden werden, müssen im Deutschen vor denselben stehen, und können nicht, wie im Lateinischen und in den damit verwandten Sprachen, bald vorgesetzt, bald nachgesetzt werden. Zum Glück ist das Interesse des Redenden in diesem Falle selten merklich genug. Und ist es sehr merklich, so kann sich ein Dichter und Redner oft durch die Wiederholung des Hauptwortes helfen. Ist in der Redensart **der gute Mensch**, das Wort Mensch besonders interessant, so sagt er:

Wer wendet alle Noth von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute **Mensch**, den uns der Himmel gab.

Und

Und ein zorniger Kliton oder Geront in der Komödie ruft mit Ungestüm: der Schwätzer, der läppische! Du Lügenmaul, du unverschämtes! indem er das Adjektiv zu einem Beynamen macht, wie in den bekannten Benennungen; Alexander, der Große ꝛc.

Es ist nicht nöthig, zu sagen, daß wir bey den Erzählungen mit den Lateinern einer gleichen Ordnung in Ansehung der Sätze folgen. Die Sachen behalten überall gleiche Stellungen. Ueberall sagt man: Ad sepulchrum venimus, in ignem imposita est, fletur: „Man „kömmt zur Grabstätte, man legt sie „auf den Scheiterhaufen, man weint.„ Hier ist, wie man sieht, eine gleiche Kette; und wenn einiger Unterschied darinn zu finden ist: so liegt er bloß in der besondern Figur und Stellung der einzelnen Ringe, die diese Kette ausmachen.

Eben so ist es auch mit den Vernunftschlüssen beschaffen. Man geht hiebey allemal von dem bekanntern zu dem unbekanntern über. Und von welcher Länge auch die Lateinischen oder Griechischen Perioden seyn mögen, so können wir ihnen im Deutschen eine gleiche Ausdehnung geben, ohne die geringste Unordnung in den Konjunktionen zu befürchten.

Aus allen diesen Beyspielen sieht man, daß wir uns nur alsdann von dem Gange der Lateiner entfernen, wann uns ihre Kasus fehlen, oder die allzuhäufigen Artikel und Hülfswörter uns verwirren. Indessen, weil die Nennwörter und Zeitwörter überall in der Rede vorkommen; so ist die Unordnung, die sie verursachen, schon hinlänglich, eine Sprachordnung zu formieren, die von derjenigen ganz unterschieden ist, wobey bestimmte Kasus vorkommen.

Man könnte zum Besten der Deutschen Wortfügung einwenden, daß sie die Handlung so schildere, wie sie geschieht: das Principium bewegt sich zuerst, und hernach begiebt es sich zu seinem Gegenstande hin; also sagt man: **Der Vater liebt den Sohn.** Dieses ist die Ordnung der Ausführung.

Allein, bey der Ausführung selbst geht der Anblick des Gegenstandes, nehmlich des Sohnes, nothwendiger Weise vor der Liebe des Vaters vorher. Man hat hiebey den alten Grundsatz angeführt; ignoti nulla cupido. Die Natur ganz allein geht weiter, und geht geschwinder als die allersubtileste Metaphysik. Sie begiebt sich augenblicklich zu ihrem vorgesetzten Zwecke hin. Hier nimmt sie ihre Bewegungsgründe her. Dieß ist der Ort, von welchem sie ausgeht.

Alles, was wir gesagt haben, bekräftigt den Schluß, den wir oben zum Vortheile der Lateinischen Sprache gemacht haben. Indessen darf man nicht glauben, daß wir nicht auch einigen Vortheil über sie haben sollten, und zwar wegen der Genauigkeit, die unsre Artikel in unsre Redensarten bringen, wo sie die Gegenstände deutlich bestimmen, und sie gleichsam mit dem Finger zeigen. Zum Exempel: das einzige Wort, **Brodt**, in dieser Redensart, panem præbe mihi, kann auf dreyerley Weise gegeben werden: **gieb mir ein Brodt; gieb mir das Brodt;** und ohne Artikel: **gieb mir Brodt.** Diese Genauigkeit haben die Lateiner nicht.

Auch werfen wir gewisse Kasus der Artikel weg, und ersetzen sie mit ihrem Endbuchstaben, so oft es ohne Uebelklang geschehen kann. Wir setzen anstatt des Dativs: **dem, der, dem** oder **einem, einer, einem;** und anstatt des Akkusativs: **das** oder **eines**, die Buchstaben **m, r, s,** und erhalten dadurch abermals eine nähere Bestimmung. Nehmlich, wenn der Buchstab an die Präposition gehängt wird, so vertritt er die Stelle des bestimmten Artikels, **der, die, das;** wenn der Buchstab an das nächstfolgende Beywort gehängt wird, so vertritt er die Stelle des unbestimmten Artikels **ein, eine.** Wenn kein

Bey-

Beywort da ist, so wird der Buchstab, in dem unbestimmten Falle, weggeworfen, und in dem bestimmten Falle, wiederum an die Präposition gehängt. Wir wollen von allen drey Fällen Exempel geben: Ich kann nicht sagen: Harpax bezahlt im schlechten Gelde, sondern: in schlechtem Gelde; weil es so viel heißen soll, als, in einer schlechten Geldsorte, überhaupt und unbestimmt genommen. Hingegen kann ich auch nicht sagen: Wo liegt dieser Schaupfennig? in schlechtem Gelde, oder in gutem Gelde? sondern hier muß ich sagen: im schlechten, oder im guten? weil es so viel heißen soll, als: in dem Gelde, welches vor mir liegt. Das Nordlicht kömmt zu gewisser Zeit: der Mond kömmt zur gewissen Zeit: die erste Zeit ist unbestimmt, die andere bestimmt. In blankem Erze ist unbestimmt, gleichsam: in einem blanken Erze; hingegen im blanken Erze ist bestimmt, weil es so viel heißt, als: dort in dem blanken Erze. Eben so auch ohne Beywort: In Erz, in Rauch, in Blut ist unbestimmt; im Erz, im Rauch, im Blut ist bestimmt.

Was die Zeitwörter anbetrifft, so läßt sich bey den Hülfswörtern derselben, welches gleichsam ihre Artikel sind, ein gleiches wahrnehmen. Die Unterscheidungszeichen der Weisen, der Zeiten

ten, der Personen, sind bey den Lateinischen Wörtern inkorporiert, amabit, amabitur. Bey uns sind diese Kennzeichen abgesondert: er wird lieben, er wird geliebet werden: Aber wir ziehen daraus Vortheil bey den Fragen. Die Lateiner müssen ihre Zuflucht zu einer Partikel nehmen, an amabit? amabiturne? oder, sie sind genöthigt, die Frage bloß durch den Ton der Stimme auszudrücken. Wir erhalten diesen Ausdruck durch die bloße Umkehrung des Personenworts: liebt er? wird er lieben?

Außerdem trennen wir das Hülfsverbum, damit wir das Adverbium oder das Bestimmungswort gewissermaßen in das Hauptverbum inkorporieren können: Er wird inniglich geliebt. Dieses giebt Stärke und Feuer.

Auch erhalten wir dadurch den unvergleichlichen Vortheil der Suspension, die dem Geiste so angenehm ist, und die bey den Lateinern dadurch erhalten wird, daß sie das ganze Verbum an das Ende bringen: Tandem aliquando Quirites, L. Catilinam, furentem audacia, ſcelus anhelantem, peſtem patriæ nefarie molientem - - - ex urbe ejecimus. „Endlich, ihr Römer, haben wir den Katilina, der „vor Tollkühnheit raste, der nach Bubenstücken „dürstete, der schändlich dem Vaterlande das

„Ver-

„Verderben bereitete . . . . aus der Stadt „hinaus geworfen.„

Dieß wäre also die Vergleichung unserer Sprache mit der Lateinischen, was den Punkt der Wortfügungen anbetrifft. Die natürlichste Ordnung, die zur Ueberredung hilft, ist bey den Lateinern und nicht bey uns. Wir haben die Ursachen davon angezeigt. Wir wollen suchen, die Folgen für die Kunst zu übersetzen daraus herzuleiten.

III.

Regeln der Uebersetzungskunst.

Wenn es wahr ist, daß wir uns nicht ehe von dem Gange der Lateiner entfernen, als bis wir durch den Verstand der Worte, oder durch die Reinigkeit der Sprache, oder durch den Wohlklang dazu gezwungen werden: so folgt daraus, daß wir uns wieder in die Ordnung der Lateiner hineinbegeben müssen, sobald wir keine von diesen drey Ursachen haben; und daß folglich nicht alle Lateinischen Wortfügungen im Deutschen fremde, noch alle Deutschen im Lateinischen fremde sind. Die Sprachen sind wie die Menschen, die eine allgemeine Natur

haben, die sie vereinigt, und auch Eigenschaften, die sie von einander unterscheiden. Da nun die Wortfügungen ihren Grund in dem Interesse oder in der Absicht des Redenden haben: so müssen auch alle diejenigen in der Uebersetzung beybehalten werden, die in den Wörtern beider Sprachen kein wirkliches Hinderniß antreffen, wodurch sie einen andern Lauf zu nehmen genöthiget werden: und nur in dem gegenseitigen Falle wird man verbunden seyn, sie zu verändern, bey Strafe, einen Germanismus zu machen, wenn man Lateinisch schreibt, oder einen Latinismus, wenn man Deutsch schreibt.

Was ist ein Latinismus? Was ist ein Germanismus?

Es ist leicht, nach allem dem, was wir jetzt gesagt haben, auf diese beiden Fragen zu antworten. Ich mache eine Lateinische Rede: anstatt der natürlichen Ordnung, der Empfindung zu folgen, so wird die Gewohnheit, die ich angenommen habe, im Deutschen, wegen einer gewissen mangelhaften Beschaffenheit dieser Sprache, einer andern Ordnung zu folgen, diese Gewohnheit wird machen, daß ich eben dieselbige Wortfügung in der Lateinischen Redensart gebrauche; und alsdann mache ich einen Germanismus. Ich hätte sagen sollen: Præclaras

artes

artes admiror; weil ich aber im Deutschen gewohnt bin, zu sagen, ich bewundere die schönen Künste, so sage ich auch im Lateinischen: Admiror præclaras artes. Und wann ich Deutsch rede, und ich habe mich gänzlich dem Lesen der Lateinischen Autoren gewiedmet, so werde ich, weil ich sage: Felix eſt, qui ſapit, auch im Deutschen sagen: der ist glücklich, wer weise ist; da es doch hätte heißen müssen: wer weise ist, der ist glücklich.

Der Germanismus findet sich also im Lateinischen, so oft man darinn eben der Wortfügung folgt, die das Deutsche vermöge seiner eigenthümlichen Einrichtung angenommen hat: und der Latinismus findet sich im Deutschen, wenn man darinn solchen Lateinischen Wortfügungen folgt, wozu sich das Deutsche nicht mit guter Art bequemen will. Also bedeuten alle diese Wörter, Latinismus, Germanismus, Hebraismus rc. nichts anders, als solche Eigenschaften gewisser Sprachen, die ohne Grund in andre Sprachen übergetragen sind.

Da die Sprachen aus zweyerley Dingen bestehn, nehmlich aus Wörtern und aus ihrer Verbindung: so haben sie auch zweyerley Eigenschaften, nehmlich Eigenschaften der Wörter und Eigen=

Eigenschaften der Wendungen; und folglich giebt es noch eine andre Art von Germanismus im Lateinischen, oder von Latinismus im Deutschen: ich meyne diejenige, die sich in den Wörtern selber befindet, und zum Barbarismus gehört: dergleichen ist, wenn man ein ursprünglich deutsches Wort zu einem lateinischen macht, oder wenn man ein lateinisches, welches der gute Gebrauch noch nicht angenommen hat, zu einem deutschen macht. Wir reden hier nicht von dieser Art des Germanismus oder des Latinismus, weil wir voraussetzen, daß der Uebersetzer seine Sprache verstehen und ihre Wörter kennen wird.

Aus dem vorhergehenden folgt, daß der erste Grundsatz bey der Uebersetzung dieser ist: **Die Wendungen so zu lassen, wie sie in der Urschrift sind, wann sich beide Sprachen gleich gut dazu schicken.**

Egredere ex urbe, Catilina, libera Rempublicam metu. „Gehe heraus aus der Stadt, „Katilina, befreye die Republik von ihrer „Furcht.

Rarissima moderatione maluit videri bonos invenisse, quam fecisse: so spricht Tacitus von der Bescheidenheit des Agrikola in Ansehung der Soldaten, worüber man ihn zum

Befehlshaber gemacht hatte. „Aus einer sehr „seltenen Mäßigung des Geistes wollte er lieber „das Ansehen haben sie gut gefunden, als gut „gemacht zu haben.„

Eben so ist es auch mit den Poeten beschaffen:

His ego nec metas rerum nec tempora pono;
Imperium ſine fine dedi.

„Diesen setze ich weder Schranken noch Zei„ten; eine Herrschaft ohne Ende habe ich ihnen „verliehen.

Credita res: captique dolis lacrymisque coacti,
Quos neque Tydides, nec Lariſſæus Achilles,
Non anni domuere decem, non mille carinæ.

„Man glaubte es: und so fieng man durch „List, und zwang durch Thränen, Männer, die „nicht der Sohn des Tydäus, nicht der Held „aus Larissa, die weder zehen Jahre Krieg über„wältigen konnten, noch tausend Segel der „Griechen.

Nolis longa feræ bella Numantiæ,
Nec dirum Hannibalem, nec Siculum mare
Pœno purpureum ſanguine, mollibus
Aptari citharæ modis:

„Laß

„Laß mich nicht die langen Kriege der wilden „Numantiner, noch den schrecklichen Hannibal, „noch Siciliens Meer mit Punischem Blute ge„färbt, in meine sanfte Laute singen.

Es ist unnöthig diese Ausführung weiter zu treiben. Man sieht, daß die deutsche Sprache sehr leicht nachgiebt, und in diesem Stücke einen merklichen Vorzug vor vielen andern besitzt. Wir wollen itzt aus diesem Grundsatze Folgerungen ziehn, die eben so viel besondere Regeln der Uebersetzungskunst werden sollen. Es folgt:

I. Daß man die Ordnung der Sachen, weder in der Geschichtsfolge, noch in den Schlüssen verletzen müsse; weil diese Ordnung in allen Sprachen einerley ist, und mehr zu dem Wesen des Menschen, als zu dem besondern Genius der Nationen gehört.

II. Daß man auch die Ordnung der Begriffe, oder wenigstens der Glieder beybehalten müsse. Es ist eine Ursach da gewesen, so fein, so unmerklich sie auch immer seyn mag, die den Autor bewogen hat, vielmehr diese als eine andere Anordnung zu wählen. Vielleicht ist es der Wohlklang gewesen; oft aber ist es auch der Nachdruck. Cicero sagt an einem Ort: Neque potest is exercitum continere impe-

rator, qui se ipse non continet: Wenn man dieses übersetzen wollte: **Ein Feldherr kann kein Kriegesheer in Ordnung halten, der sich selbst nicht in Ordnung halten kann:** so würde man einen Latinismus machen. Wollte man auf der andern Seite es so übersetzen: **Ein Feldherr, der seine eigene Aufführung nicht ordnen kann, der kann keine Armee in Ordnung halten:** so würde man den besondern Nachdruck der Ciceronischen Wendung entkräften. Wie soll man es also machen, wenn man als ein Redner übersetzen will? Man helfe sich, wie Flechier, durch die Frage: **Wie kann der sein Kriegesheer in Ordnung erhalten, der seine eigene Aufführung nicht anzuordnen vermag?**

III. Man muß die Perioden beybehalten, so lang sie auch sind; weil ein Periode nichts anders ist, als ein Gedanke, der aus andern Gedanken zusammengesetzt ist, die sich durch innerliche Beziehungen mit einander verknüpfen; und weil diese Verknüpfung die Seele dieser Gedanken und das vornehmste Augenmerk des Redenden ist. In einem Perioden sind die verschiedenen Glieder wie die gepaarten Stücke in einem Bildersaale, deren Beziehungen eine Harmonie aus-

machen.

machen. Wenn man die Redensarten zerschneidet, so erhält man zwar die Gedanken; aber man erhält sie ohne die Beziehungen von Ursprung oder Folge, von Beweis, oder von Vergleichung, die sie in dem Perioden hatten, und die seine herrschende Farbe ausmachten. Es giebt Mittel, alles miteinander zu vereinigen: die Perioden, ob sie gleich in ihren verschiedenen Gliedern einen unvollendeten Verstand haben, besitzen doch Ruhepunkte, wo der Sinn fast geendigt ist, und die dem Geiste diejenige Erholung geben, die ihm nöthig ist. Man sehe hier ein Exempel aus der Rede des Cicero für den Poeten Archias: Sed ne cui vestrum mirum esse videatur, me in quæstione legitima, & in judicio publico, cum res agatur apud Prætorem populi Romani, lectissimum virum, & apud severissimos Judices, tanto conventu hominum ac frequentia, hoc uti genere dicendi, quod non modo a consuetudine judiciorum, verum etiam a forensi sermone abhorreat: quæso a vobis, ut in hac causa mihi detis hanc veniam, accommodatam huic reo, vobis, quemadmodum spero, non molestam: ut me, pro summo poeta, atque eruditissimo homine dicentem, hoc concursu hominum littera-

tissimorum, hac vestra humanitate, hoc denique Prætore exercente judicium, patiamini de studiis humanitatis ac litterarum paulo loqui liberius; & in ejusmodi persona, quæ propter otium ac studium minime in judiciis periculisque tractata est, uti prope novo quodam & inusitato genere dicendi.

Wir wollen versuchen diesen Perioden zu übersetzen, ohne ihn zu zerschneiden.

„Weil aber die Sache, die ich zu führen „habe, eine Rechtsfrage ist, die vor dem Tri„bunale des Römischen Prätors und vor den „strengesten Richtern gehört werden soll, und „ich sie auf eine Art zu führen unternommen „habe, die der Gewohnheit der Gerichte und „der Sprache der Rechtsgelehrten sehr wenig „gemäß scheinen wird: so bitte ich Sie, mei„ne Herren, um eine Gewogenheit, die Sie „mir, in Betrachtung des Standes dieser Per„son, die ich vertheidige, nicht abschlagen wer„den, und wovon ich hoffe, daß sie Ihnen selbst „nicht gereuen soll: daß Sie mir nehmlich, da „ich für einen berühmten Poeten, für einen „Gelehrten, in Gegenwart so vieler Männer „von Wissenschaft, vor so feinen Richtern, und „vor einem so erleuchteten Prätor zu reden ha-

„be, daß Sie mir erlauben wollen, mich über „den Werth der Wissenschaften mit einiger „Freyheit auszubreiten; und weil ich hier ei„nen Mann vorstelle, der fremde in den Rechts„händeln ist, und nichts als seine Studien und „Bücher kennt, es für genehm halten, wenn „ich mich selbst auf eine Art ausdrücke, die neu „und vor Gericht unerhört scheinen möchte.

Dieser Periode ist von einer außerordentlichen Länge. Indessen, vermittelst der Ruhepunkte, die man darinn angebracht hat, folgt ihm doch der Geist ohne Mühe bis ans Ende. Wenn man ihn zerschnitte, so würden die Glieder nicht mehr gleiche Bildung behalten: und der Uebersetzer würde folglich ungetreu seyn. Gleichwohl giebt es Fälle, wo man die allzulangen Redensarten zerschneiden kann; aber alsdann sind diejenigen die man ablöst, wenn man die Sache genauer betrachtet, nur äußerlich und künstlich damit verknüpft. Es sind nicht eigentliche Glieder der Perioden.

IV. Folgt, daß man alle Konjunktionen beybehalten muß. Sie sind gleichsam die Gelenke der Glieder. Man muß weder ihren Sinn noch Ort verändern: und wenn es ja Gelegenheiten giebt, wo man sie ausläßt, so geschieht

es nur alsdann, wann sie der Verstand leicht entbehren kann, und wann er von selbst von einer Redensart zu der andern übergeht, so daß ihn die ausgedrückte Konjunktion mehr aufhalten als fördern würde.

V. Daß alle Adverbien bey ihr Verbum gesetzt werden müssen, es sey vorher oder nachher, nachdem es die Harmonie oder der Nachdruck erlaubt: nach diesen beiden Grundsätzen wird ihnen ihr Platz allemal bey den Lateinern bestimmt.

VI. Daß die symmetrischen Redensarten mit ihrer Symmetrie oder durch ein Aequivalent gegeben werden müssen. Die Symmetrie in der Rede ist eine Beziehung mehrer Begriffe oder mehrer Ausdrücke. Die Symmetrie der Ausdrücke kann in den Tönen bestehen, in der Quantität der Sylben, in der Endigung oder Länge der Wörter, in der Stellung der Glieder. Man sehe hier eine Redensart des Cicero, die alle diese Arten von Symmetrie besitzt: Nihil habet fortuna tua majus quam ut possis, nec natura melius, quam ut velis conservare quam plurimos. „Nichts größeres „konnte das Glück dir geben, als die Macht, „nichts besseres die Natur, als den Willen, „viele

„viele Bürger zu erhalten.„ Wenn man nicht Substantiv, Verbum, Adverbium, Adjektiv, Ton für Ton, so wie sie im Texte stehn, ausdrücken kann, so muß man die Sache doch wenigstens durch eine andre Art von Symmetrie zu vergütigen suchen.

VII. Daß die glänzenden Gedanken, um einen gleichen Grad des Schimmers zu behalten, ohngefähr eine gleiche Ausdehnung in den Worten haben müssen. Wenn man sie zusammendrängt, läuft man Gefahr sie zu verdunkeln; wenn man sie erweitert, benimmt man ihnen den Glanz:

Cui non conveniet sua res, ut calceus olim
Si pede major erit, subvertet, si minor, uret.

Horat.

„Ein Glück, worein du dich nicht schickest, ist „ein Schuh, der für den Fuß zu groß ist, und „dich umwirft, oder zu klein, und dich drückt.

VIII. Daß man die Figuren der Gedanken beybehalten muß, weil die Gedanken in allen Seelen einerley sind: sie können darinn überall gleiche Anordnung, gleiche Bildung, gleiche Stellung annehmen; man kann also die Fragen durch Fragen ausdrücken, die Gegensätze durch Gegensätze ꝛc.

Was die Figuren der Wörter anbetrifft, als die Metapher, die Wiederholung, die besondern Schlußfälle der Redensarten, so ist hiebey einiger Unterschied zu beobachten. Gemeiniglich kann man sie durch gleichgeltende Sachen ausdrücken. Lassen sich aber diese Figuren weder übertragen noch ersetzen: so muß man den natürlichen Ausdruck wieder hervorsuchen, und die Figuren bey einem andern Gedanken anzubringen suchen, der sie leichter annimmt, damit die übersetzte Redensart, im Ganzen genommen, nichts von den Zierrathen verliere, die sie in der Urschrift hatte.

IX. Daß die Sprüchwörter, welches Klugheitsregeln der Völker und oft nur einzelne Wörter sind, mit andern Sprüchwörtern gegeben werden müssen, oder mit Redensarten die so natürlich klingen, daß sie verdienen Sprüchwörter zu werden. Da sie auf Sachen gehen, die im gemeinen Leben oft vorkommen, so haben sie viele Völker mit einander gemein, wo nicht im Ausdrucke, doch wenigstens dem Verstande nach: also kann man sie fast immer geben. Im Französischen hat dieses die Frau Dacier in ihrer Uebersetzung des Terenz und im Deutschen der Uebersetzer des Don-Quixotte sehr glücklich gethan.

X. Daß jede Umschreibung fehlerhaft ist: dieß heißt nicht mehr übersetzen, sondern auslegen. Indessen, wenn kein anderes Mittel da ist, den Sinn verständlich zu machen, so dient die Nothwendigkeit dem Uebersetzer zur Entschuldigung; eine von beiden Sprachen wird die Schuld tragen müssen.

XI. Daß man endlich die Form des Textes, welchen man übersetzt, gänzlich verlassen muß, wenn es der Verstand der Deutlichkeit wegen, oder die Empfindung der Lebhaftigkeit wegen, oder der Wohlklang der Anmuth wegen erfodert. Diese Folge wird ein neuer Grundsatz.

XII. Die Gedanken können einerley bleiben, und sich doch unter verschiedenen Formen darstellen; sie können sich in den Wörtern, womit man sie ausdrückt, zusammenfügen oder trennen. Sie können sich als ein Verbum zeigen, als ein Adjektiv, als ein Substantiv, als ein Adverbium. Diese vier Wege hat der Uebersezzer, wodurch er sich aus der Schwierigkeit herausziehen kann. Er nehme also die Wageschale, er wäge die Ausdrücke auf beiden Seiten, er bringe sie auf allerley Art ins Gleichgewicht; man wird ihm die Verwandelungen vergeben, wann er nur dem Gedanken gleichen

Leib

Leib und gleiches Leben erhält. Er wird es machen wie ein Reisender, der zu seiner Bequemlichkeit bald ein Goldstück für viele Silberstücke giebt, bald viele Silberstücke für ein Goldstück.

Diese einfältigen Mittel werden nicht unterlassen ihre Wirkung zu thun, sie werden dem in Schwierigkeiten verwickelten Uebersetzer einen Ausgang verschaffen, den er oft lange und vergeblich sucht, wenn er allein von dem Instinkte geleitet wird. Auch helfen sie eben so sehr zur oratorischen Harmonie, als welche größtentheils in der Klarheit und Hitze der Rede besteht. Eine Redensart die einen schönen Verstand in größter Deutlichkeit darstellt, gefällt dem Ohre gewiß. Das Ohr ist nur mißvergnügt, wann man ihm leere, oder allzusehr beladene, oder übel geordnete Töne vorbringt. Denn wir reden nicht von der Harmonie, die in der Schönheit der Töne selbst besteht; der Uebersetzer kann die Töne nicht anders liefern, als er sie in seiner Sprache hat.

Gleichwie es aber in allen Sprachen Arten zu reden giebt, die unübersetzlich sind, so verlangen wir auch nicht, daß unsre Anmerkungen in dergleichen Fällen den geringsten Nutzen schaffen sollen. Auch giebt es gewisse Sachen, die

die mit dem Geschmacke, mit den Sitten der Völker verbunden sind, und die sich in die andere Sprache nicht übertragen lassen: so waren, zum Exempel, die Lateiner weit freyer in ihrer Sprache als wir. Sie hatten Wörter und Redensarten, die bey ihnen den Ton der guten Gesellschaft hatten, und die bey uns niedrig sind. Oft bedürfte es nur eines solchen Wortes, um ein ganzes Werk des Geschmackes zu verunstalten. Wie soll man das übersetzen, Pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum? oder den Schalksnarrenstreich des Priaps, Diffissa nate pepedi.

IV.

Zu diesen Grundsätzen, die allen Gattungen von Werken, die man übersetzet, gemein sind, kann man noch andere hinzuthun, die nur den besondern Arten allein zukommen. Diese Arten lassen sich auf drey zurückbringen, nehmlich auf die Historie, auf die Rede, auf die Poesie.

I. Wenn man einen Historienschreiber übersetzt, so ist es nicht genug sich an die natürlichen Eigenschaften der Historie zu halten, man muß auch, so viel als möglich ist, den natürlichen Eigenschaften des Autors folgen, sonst heißt es:

Tout a l'humeur gasconne en un *traducteur* gascon.

Sallust ist gedrängt, kurz, allezeit zierlich, aber von einer Zierlichkeit die etwas männliches und kraftvolles an sich hat. Livius ist auch gedrängt, er ist zierlich, er ist stark; aber er hat nicht eben dieselbe angemessene Genauigkeit, die Sallust hat. Seine Redensarten sind voll eingeschalteter Sätze, die sich verknüpfen, sich durcheinander schlingen, und längere Perioden, grössere Massen von Gedanken formieren, die man zusammenfassen muß. Tacitus ist finster, tiefsinnig, zuweilen räthselhaft, voll Betrachtungen und Philosophie. Seine Schreibart ist körnigt, kühn, nervigt. Welcher Unterschied, wenn man sie mit der Schreibart des Kurtius, oder des Kornelius Nepos vergleicht? Hier ist alles klar, angenehm, zierlich, geschmückt; alles ist gemacht zu gefallen, indem es unterrichtet. Welch ein Unterschied abermals, wenn man ihm Cäsars Kommentarien an die Seite stellt, wo alles simpel und durch seine Simplicität allein vollkommen ist? Cäsar ist ein Zeuge der aussagt; Kurtius ein witziger Rhetor, der malt; Nepos ein Weltmann, der schreibt. Tacitus und Livius sind beide Philosophen, beide Historienschreiber; aber der erstere scheint mehr auf die Philosophie, und der andere mehr auf die

Histo-

Historie zu geben. Sallust ist ein Staatsmann, mit Republikanischen Grundsätzen genährt; ohne Stolz, ohne Prunk; er besitzt mehr Nerven als Fleisch; alles scheint bey ihm von der Natur herzukommen. Wenn der Uebersetzer nicht dafür sorgt, alle diese Charakter auszudrücken, so parodiert er mehr, als er übersetzt.

II. Die oratorische Rede muß in ihrem Gange allemal Anstand und Würde blicken lassen. Alles muß darinn auf die Ueberredung abzielen; man muß die Begriffe entwickeln, ihnen eine gewisse Ausdehnung geben, die des Numerus und Wohlklangs fähig und die Aktion des Redners anzunehmen tüchtig ist. In diesen Gesichtspunkt muß sich der Uebersetzer stellen; das Ohr muß ihn hier mehr als an irgend einem andern Orte führen, und alle die besondern Regeln, die wir oben gegeben haben, müssen dieser untergeordnet seyn. Man muß in der Uebersetzung den anhaltenden Ton des Redners hören, und gleichsam den ersten Keim seiner Geberden und seiner Aktion sehn.

In der historischen Gattung muß man die Thaten und Begebenheiten in dem gehörigen Tone ausdrücken. In der Rede muß man die Seele, das Feuer, den mehr oder minder kühnen

Gang

Gang eines Menschen vorstellen, der zu seinem Zwecke, zur Ueberredung, hineilt. In der Poesie muß man zu diesem Feuer noch die so genannten Züge und Bilder hinzuthun.

III. Ich unterscheide hier zwo Arten von Uebersetzungen: die erste liefert den Autor in einer solchen Vollkommenheit, daß sie seine Stelle vertreten kann, ohngefähr wie die von einer Meisterhand gemachte Kopie eines Gemäldes die Stelle des Originals vertritt. Die zweyte ist nicht gemacht des Autors Stelle zu ersetzen, sondern nur den Sinn davon begreiflicher zu machen, und dem Verstande des Lesers den Weg zu bahnen. Sie ist ohngefähr das, was ein Kupferstich ist.

Man gesteht zu, daß die erste Art von Uebersetzung unmöglich ist, was die Poeten anbetrifft, man mag es in gebundener oder in ungebundener Rede versuchen. Die ungebundene Rede kann weder den Numerus, noch das Sylbenmaß, noch den Wohlklang ausdrücken, welches doch große poetische Schönheiten sind. Und wenn man die Uebersetzung in Versen versucht, gesetzt man stellet Numerus, Sylbenmaß und Wohlklang wieder her, so verändert man Gedanken, Ausdrücke, Wendungen. Man übersetzt ganz

wohl ein Epigramm aus dem Martial, weil, so bald sich ein glücklicher Vers für die Spitze gefunden hat, man sich im übrigen alle Freyheit erlaubt. Allein wenn man ganze Reden der Dido ausdrücken, wenn man mit dem Aeneas in die Hölle steigen soll: welcher poetische Uebersetzer untersteht sich zu versprechen, alle Züge der Virgilischen Gemälde zu liefern? Er wird Ungeheuer, Schatten, Gegenden des Schreckens malen, ohngefähr so wie ein Maler, der ein schlechtes Porträtt macht. Dieser malt immer einen Menschen, aber er malt nicht den Menschen, den man von ihm verlangte: der Sohn erkennt seinen Vater nicht, noch der Freund seinen Freund. Es hilft nichts, daß er seine Züge malt, wenn er nicht die Seele, die Miene, das Leben malt, die der höchste Punkt der Vollkommenheit in den Gemälden sind, und die oft in unmerklichen Feinheiten bestehn, in künstlich und zur rechten Zeit angebrachten scharfen Abschnitten, in gewissen leichten Uebergängen, in Kolorierungen, die man nur von ohngefähr trifft. Eben so wird man auch durch ein glückliches Ohngefähr zwey, drey oder vier Verse treffen, alles übrige hingegen wird matt und kraftlos, und

die Frucht einer unglücklichen Bemühung seyn.

Es ist in diesem Stücke mit der Poesie ganz anders beschaffen, als mit der Malerey: diese hat vielerley Vortheile. Der kopierende Maler hat eben die materiellen Farben, die der Originalmaler hat; er darf nur ein verständiges Auge und eine gute Hand haben. Hingegen wollte man auch beides bey dem poetischen Uebersetzer annehmen, dennoch würde er noch gar nichts haben. Erstlich widerstehen ihm die Wörter in seiner Sprache auf allerley Art und Weise wegen ihrer Sylben, ihrer Töne, der Wortfügung die sie erfodern. Hernach beklagt sich das Ohr, der Reim ist widerspenstig, das Sylbenmaß ist immer zu klein oder zu groß für den Gedanken. Dieses ist bey allen Sprachen wahr: nur bey einigen mehr oder weniger.

Virgil hat sehr oft den Homer und Pindar nachahmen wollen. So Virgil er auch war, hat er ihnen doch fast allezeit das Beste gelassen. Aulus Gellius sagt dieses, und beweist es mit Exempeln. Man weiß den Ausspruch Virgils, es sey schwerer vom Homer einen

nen Vers zu entlehnen, als dem Herkules seine Keule zu entwenden. Was würde er nicht gesagt haben, wenn man ihm angetragen hätte, ihn vom Anfange bis zum Ende zu übersetzen? Es hat zu unsern Zeiten Virgile gegeben, die mehr Muth oder mehr Kräfte besessen haben, als die Virgile der vorigen Zeiten. Sie haben es gewagt wider eine ganze Armee von Herkulen zu kämpfen, und die ganze Iliade in Verse zu bringen, mit einem Glücke, wodurch die Liebhaber der Poesie vielleicht der Mühe überhoben sind, diesen Dichter in seiner Landessprache zu suchen.

Wenn man die Poeten nicht vollkommen in Versen übersetzen kann, so giebt es eine Art, es wenigstens mit einigem Glücke in Prose zu thun. Der poetische Ton, der den Hauptcharakter eines Verses ausmacht, kann ziemlich gut gegeben werden, wenn man sich nur an folgende drey Punkte hält.

1. Die Gedanken so zu geben wie sie sind, Gewicht für Gewicht, wann es möglich ist; wo nicht, daß wir doch wenigstens dem Gleichgewichte nahe kommen. Hievon hängt ein Theil der Treue und Genauigkeit des Uebersetzers ab.

2. Die Begriffe, wofern man es kann, oder doch zum wenigsten die Sätze und Abtheilungen der Redensarten an ihrer Stelle zu lassen. Nichts in der Welt zwingt einen Uebersetzer die Sätze zu verrücken. Hier ist einerley Ordnung in allen Sprachen, weil es eine Ordnung ist, die zum Verstande und Geiste gehöret. Hieraus entsteht eben dieselbe Folge von Ideen, die der Autor gehabt hat: man folgt seinem Gange; man läuft, man verweilt sich, man ruht aus mit ihm.

3. Endlich muß man sich bemühen, die Gedanken eben so zu verbinden, wie der Autor, eben so zu punktieren, wie er, Perioden um Perioden zu geben, die Redensarten zu zerschneiden, wann er sie zerschneidet, u. s. w.

Diese Art zu übersetzen ist unmöglich.

Sie ist es keinesweges. Es ist unmöglich, allemal ein Wort durch ein Wort zu geben, ein kurzes oder ein langes, ein klingendes oder gedämpftes, ein langsames oder hurtiges Wort durch ein anderes zu geben, das vollkommen einerley Charakter besitzt. Es ist unmöglich, allemal gleiches Feuer, gleiches Leben, gleiche Figur zu liefern, weil eine jede Sprache ihre be-

sondern

sondern Eigenschaften hat. Woraus nicht mehr folgt, als daß es unmöglich ist, alles zu geben, und folglich unmöglich, eine Uebersetzung zu liefern, die in allen Stücken ihrem Originale gleicht. Allein wenn man sich durch ein falsches Vorurtheil noch immer einbildet, daß es unmöglich sey, die Begriffe an ihrer Stelle zu lassen, und sie so zu verbinden, wie sie in dem Autor verbunden sind, was wird alsdann in der Uebersetzung übrig bleiben, den übersetzten Text vorzustellen? Ort und Verbindung der Begriffe gehören nicht zu den Sprachen, sie gehören zum Geiste, zur gesunden Vernunft. Geist und gesunde Vernunft aber gehen einerley Weg im Lateinischen und im Deutschen.

Wenn nun aber auch der Geist gehorcht, so wird doch die Sprache widerstehen; und die Uebersetzung wird steif, kalt, trocken werden. Freylich, wenn man die Regel nach der Strenge nimmt, und es sich niemals erlaubt davon abzuweichen; allein wir stellen sie nur als einen Gesichtspunkt vor, nach welchem man in der geradesten Linie die möglich ist, oder in der am wenigsten gekrümmten Linie zielen soll.

Es ist wahr, dieses alles erfodert viele Mühe und eine erstaunliche Sorgfalt. Man muß aber

auch nicht flüchtig und obenhin übersetzen; man muß die Stücke zählen, sie alle, eines nach dem andern, wägen. Die Mühe wird indessen so groß nicht seyn, als man denkt. Man darf sich nur gleichsam bey der Hand führen lassen, und der Natur folgen, die den Autor bey seiner Ausarbeitung führete. Wann der Text eine Wendung hat, die man annehmen kann, so nehme man sie vorzüglich vor einer jeden andern an; widersteht sie, so versuche man einen von den Wegen die wir angezeigt haben; widersteht sie noch, welches sich selten zutragen wird, alsdann suche man Rath bey den Umständen, und glückt es nicht, so wird die Schwierigkeit selbst dem Uebersetzer zur Entschuldigung dienen.

E N D E.

Verzeichniß
der im vierten Bande enthaltenen Materien.

Dritter Theil.

Betreffend die Gattungen in ungebundener Rede.

Einwurf wider den Plan dieses Werks, S. 3
Antwort auf den Einwurf, 5
Die oratorische Rede ist nach der Poesie gekommen, 6
Homer, Vater der Redner, 7
Die Rede ahmt die Natur nach, 8
Sie ist von der Poesie nur in Ansehung des Zwecks und der Mittel unterschieden, 9

Von der Rede.

Was die Rede ist, 11
Materie der Rede, 13
Ehrenrede, 13

Berathschlagungsrede, S. 16
Gerichtliche Rede, 18
Pflichten des Redners, 22
Von der Erfindung, 27
Von den Schlußreden, 28
Oratorische Anordnung der Schlußreden, 30
Loci kommunes, 35
Sitten, 43
Leidenschaften, 46
Von der Disposition oder Anordnung der Rede, 52
Worinn sie besteht, ebend.
Der Eingang, 53
Muß witzig, bescheiden und kurz seyn, 54
Zwo Arten von Eingängen, 55
Erzählung oder Erklärung, 57
Beweisgründe, 59
Kunst bey den Beweisen, ebend.
Widerlegung 61
Beschluß der Rede, 64
Von dem rednerischen Ausdrucke, 65
Was der Ausdruck ist, 67
Wie vielerley Arten von Gedanken und Ausdrücken, 68

Eigen-

Eigenschaften des Ausdrucks, S. 70
Logikalische Eigenschaften, 71
Wahrheit, Richtigkeit, Klarheit, ebend.
Eigenschaften des Geschmacks, 74
Nöthige Wahl, 75
Lebhafte, starke, kühne, glänzende, körnigte, feine, poetische, naive Gedanken und Ausdrücke, 76
Eigenthümliche und geborgte Ausdrücke, 81
Die Tropen, 83
Stellung und Anordnung der Gedanken und Ausdrücke, 91
Anordnung und Stellung welche die Figuren hervorbringt, 92
Figuren der Wörter, 94
Figuren der Gedanken, 97
Reizende, 98
Rührende, 110
Stellung der Wörter in Absicht auf die Harmonie, 116
Drey Arten von Akkorden oder Zusammenstimmungen in der Rede, 117
Die oratorische Melodie, 119
Besteht in Stellung der Theile einer Rede 120
Eigenschaften der deutschen Sprache in diesem Stücke, 126

Mittel, sie wohlklingender zu machen, S. 127
Der oratorische Numerus, 130
Bedeutung dieses Worts, 131
Der Numerus als ein **merkliches Verhältniß mehrerer Zwischenräume** genommen, 132
Vier Arten von Ruhepunkten, 133
Die Intervalle oder Absätze der Prose und der Poesie kommen mit einander überein, 139
Wie man diesen verschiedenen Numerus zusammenfügen soll, 140
Aufsteigende Fortschreitung im Numerus, 142
Fehler im Numerus, 143
Der Numerus als ein **Schlußfall** betrachtet, 147
Der Numerus als eine **Bewegung** betrachtet, 150
Worinn die Bewegung besteht, ebend.
Der Numerus als ein **Metrum** betrachtet, 153
Zergliederung einiger wohlklingenden Stellen aus der höhern Prose, 155
Keine Wohlredenheit ohne Numerus, 166
Oratorische Harmonie, ebend.
In den Tönen, 167
Im Styl, 174
Von dem Styl, 188

Drey

Drey Arten des Styls, S. 188
Der periodische und der zerschnittene Styl 191
Was ein Periode ist, 192
Eigenschaften des Styls, 196
Die vornehmste ist die **Naivität**, ebend.
Was die Naivität ist, 197
Wodurch sie hervorgebracht wird, 206
Die Kürze der Zeichen, 206
Die Ordnung der Begriffe, 209
Die genaueste Verknüpfung, 214
Wirkungen der Naivität, 217
Unsere Sprache ist naiv, wann sie in guten Händen ist, 218
Art und Weise sich den Styl zu formieren, 220
Von der Aussprache, 226
Sie muß rein, leicht und ungezwungen seyn rc. ebend.
Verbindung unter den Geberden und Tönen, und unter den Worten, 234
Was die Deklamation ist, 239
Mancherley Gattungen von Geberden, 242
Jede Leidenschaft hat ihre eigenen, 244
Sie ersetzen den Mangel der Wörter, 245
Reichthum der Geberdensprache, 246

Das schöne Wahre der Deklamation, S. 250
Bewegung in der Deklamation, 251
Zuversicht in der Deklamation, 253
Fehler in der Deklamation der Redner, 254

Von der Erzählung.

Was die Erzählung ist, 258
Verschiedene Gattungen der Erzählung, 262
Charakter der heiligen Geschichte, 263
Erzählung des neuen Testaments, 266
Die Kirchenhistorie, 270
Die Profanhistorie, 272
Die allgemeine Welthistorie, was sie seyn müsse, ebend.
Der Diskurs des Herrn Bossuet, 274
Besondere Historien, 278
Von welchem Manne eine Historie geschrieben werden sollte, 279
Historien von einer einzigen Begebenheit, 281
Lebensbeschreibungen, 282
Styl der Historie, 285
Beziehende und unbeziehende Rede, 288
Von den Gedanken, 290
Von den Gemälden, 291
Kurtius, Cäsar, ꝛc. 293

Natür=

Natürliche Historie, S. 295
Was man sich dabey vorsetzen soll, 296
Vortheile die sie schafft, 297
Aristoteles, Theophrast, Plinius, 300

Briefstyl.

Er begreift alle Gattungen der Rede unter sich, 304
Zwo Klassen von Briefen, ebend.
Der vertraute und der simple Styl, ihr Unterschied, 305
Charakter des simpeln Styls, 306
Munterkeit im Briefstyl, 310
Scherze, 313
Die rechte Lage um wohl zu schreiben, 317
Einige Anmerkungen, 318
Fehler verschiedener Personen, 321
Umgang der Welt der beste Lehrmeister, 325

Grundsätze der Uebersetzungskunst.

Nutzen und Schwierigkeiten der Uebersetzung, 326
Untersuchungen über den Unterschied der Sprachen, 329
Das Lateinische ist biegsamer als das Deutsche, 330
Sonderbare Folge, die man daraus zieht, 331
Die Lateiner folgen der natürlichen Ordnung, ebend.
Was dieses für eine Ordnung ist, 333

Natürliche Ordnung der Sachen, S. 335
Lateinische Exempel, worinn ihr gefolget worden ist, 341
Einwürfe, 348
Folge daß die Lateiner mehr Feuer besitzen, 351
Warum die deutsche Sprache dieser Ordnung nicht allemal folgt, ebend.
Allgemeine Anmerkungen über die Sprachen, 353
Ihr Unterschied kömmt von ihren besondern Bildungen her, 358
Anzahl der Redetheile, 359
Charakter der deutschen Sprache in diesem Stücke, 363
Folgen in Ansehung der Konstruktionen, 366
Allgemeine Regeln der Uebersetzungskunst, 382
Besondere Regeln, 385

Ende des Verzeichnisses vom vierten und letzten Bande.

Leipzig,
aus der Breitkopfischen Buchdruckerey 1763.

Errata im 1sten Bande.

S. 240 Z. 3 vom Ende: Nach dem Worte selber nimm das Komma weg.
S. 243 Z. 5 und durch l. nur durch.
S. 250 Z. 15 in einem Tempel l. in einen Tempel.
S. 257 Z. 4 sie l. sich.
S. 261 Z. 11 die geringste l. das geringste.
S. 272 Z. 10 da war ich l. da war ich ja.
S. 278 Z. 9 Nach ärgeres nimm das Komma weg.
S. 284 Z. 7 reichsten l. reichen.
S. 288 Z. 14 streiche man das Wort natürlichen aus.
S. 318 Z. 3 vom Ende: in ihre l. in ihren.
S. 320 Z. 4 so wie Furcht l. so wird Furcht.
S. 338 Z. 5 seinen l. seinem.
S. 356 Z. 2 vom Ende: Cythera l. Cytherea.
S. 360 Z. 11 stellte l. stellt.
S 375 Z. 5. anstatt: zween lese man viermal hintereinander des Wohlklangs wegen, zwey: weil wir nicht allein zween, zwo, zwey decliniren, sondern auch: zwey, zwo, zwey; oder vielmehr: zwey per tria genera.
S. 377 Z. 12 Zweener l. zweyer.

Die übrigen Fehler von dieser Art wollen wir dem Urtheile des Lesers überlassen, und sie nicht ferner bemerken. Dahin gehöret auch manches wider unsere Absicht weggelassene, und wider unsere Absicht hingesetzte e; und endlich auch die Ungleichheit in der Rechtschreibung, und einige Fehler in den Unterscheidungszeichen.

Im 2ten Bande.

S. 26 Z. 13 gegründet l. gerundet.
S. 28 Z. 18 konnte l. könnte.

S. 51 Z. 15 mußte l. müßte.
S. 56 Z. 9 angeführt l. eingeführt.
S. 63 Z. 17 vielmehr für eine l. vielmehr eine.
S. 68 Z. 11 personisirt l. personifirt.
S. 75 Z. 18 so man l. welches man. Wenn das Wörtchen so anstatt das oder welches gesetzt worden ist, so ist es wider die Absicht des Verfassers geschehen. Wir haben schon ein doppeltes so in unsrer Sprache, nehmlich das Nebenwort so, ita, und das so des Nachsatzes. Man hat es nicht unnöthiger Weise durch ein drittes vermehren wollen.
S. 88. Z. 11. alsdenn l. alsdann. Nach des Verfassers Schreibart heißt denn nam, und dann tunc. Eben so heißt wenn si, und wann quando. Die beiden letzten sind oft gleichgültig, und können alsdann nach Belieben verwechselt werden.
S. 89 Z. 3 vom Ende: lehrt l. lehrte.
S. 92 Z. 9 sie l. die.
S. 94 Z. 12 Camöens l. Comoens.
S. 94 Z. 3 vom Ende: Allegorien schr. Allegorieen. Man kann die Wörter, die auf den Doppellauter ie ausgehn, in der vielfachen Zahl nicht anders, als auf diese Art schreiben, wenn die Endung zweysylbigt ausgesprochen werden soll.
S. 117 Z. 15 beleben l. bebauen.
S. 139 Z. 4 Zwietracht l. die Zwietracht.
S. 162 Z. 2 vom Ende: den Poeten l. dem Poeten.
S. 168 Z. vom Ende: Achill l. Achills.
S. 170 Z. 9 ein schr. Ein. Wenn dieses Wort nicht der Artikel ist, sondern das Fürwort ein einziges, so schreiben wir es mit einem großen Anfangsbuchstaben.
S. 189 Z. 4 so er l. welches er.
S. 192 Z. 1 Kreüsa l. Kreüsa.
S. 234 Z. 13 in der l. in die.
——— Z. 14 in ersten l. im ersten.
S. 235 Z. 20 Kreüsa l. Kreüsa.

S. 236 Z. 22. nehmen l. nimmt.
S. 241 Z. 15 sie in der l. sie der.
S. 260 Z. 6. einige Künste l. einige Kunst.
S. 280 Z. 18. Menschen l. Menschheit.
S. 281 die letzte Zeile. Nach: daß sie, nimm das Komma weg.
S. 286 Z. 2 die Gesänge, l. diese Gesänge.
S. 289 Z. 2. mußten l. müßten.
S. 291 Z. 3 den man l. dem man.
S. 295 Z. 17 von den Straßenräubern l. von Straßenräubern
S. 318 Z. 22 zweenen l. zwey.
S. 330 Z. 3 Exupetrius l. Exuperius.
— — — Z. 15 merk; l. merkt.
S. 363 Z. 15 haben l. haben sollten.
S. 374 Z. 11 Satirstücken schr. Satyrstücken. Satyr, die erste Sylbe lang ausgesprochen, heißt bey uns satyrus; die Stachelschrift, Satire, satira schreiben wir mit einem i.

Im 3ten Bande.

S. 16 Z. 13 Nach Pätus setze ein Komma.
S. 49 Z. 16 lies: Dankaltären.
S. 50 Z. 3 Nach Schleyer setze ein Komma.
S. 265 Z. 10 hat l. hätte.
S. 310 d. letzte Zeile der Note: trug gemalet, war l. trug, gemalet war.
S. 317 Z. 9 l. hiernächst.
S. 350 Z. 5 in der Note: dem l. den.

Im 4ten Bande.

S. 11 Z. 10 die drey l. drey.
S. 37 Z. 4 vom Ende: die beiden l. diese beiden.
S. 80 Z. 17 mit den l. mit dem.
— Z. 21 in den l. in dem.
S. 108 Z. 6 leisen l. leisem.

S. 118 Z. 1 von l. mit.
S. 119 Z. 14 nach müsse setze ein Semikolon.
S. 127 Z. 21. ist es l. 1. Ist es.
S. 143 Z. 5 Numerum l. Numerus.
S. 187 Z. 21 Regel l. Regeln.
S. 188 Z. 1 l. fidamus.
S. 201 Z. 18 nach Mucius setze ein Komma.
S. 223 Z. 3 vom Ende: günstigen l, günstigern.
S. 279 Z. 16 kräftige Schauspiele l. prächtige Schauspiele.
S. 305 Z. 16 spricht l. schreibt.
S. 306. in der ersten Kolumne, Z. 2. vom Ende: enim l. eum.
S. 312 Z. 1 l. der wurde.
S. 324 Z. 3 vom Ende: wann man auch gut: wann man gut.
S. 346 Z. 14 zu rühren l. dich zu rühren.
S. 368 Z. 19 Mascheine l. Maschine.
S. 380 Z. 17 nach: In blankem nimm das Komma weg.
S. 395 Z. 21 Uebersezzer schr. Uebersetzer.
Im Verzeichniß: 385 l. 397.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Batteux, Charles,

Einleitung in die Schönen Wissenschaften

Bd.: 4

Leipzig (1763)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LW 168 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11266338-7
VD18 12363111-001